Wiener Stadt-Bibliothek.
163413 Jb

Wiener Stadt-Bibliothek.
163413 Jb

Ib 163.413

K A R L K R A U S

D I E F A C K E L

Nr. 781 - 786

Anfang Juni 1928

WIENER STADTBIBLIOTHEK

II

F A H N E N V O R D E M U M B R U C H

1. Teil

H.I.M. 176.754

I b 163.413

INHALTSVERZEICHNIS

1. Der Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt, 1.Fassung ... Bl. 1 - 7
2. " ... 8 - 14

2. Wer glaubt ihm?

a/ Ich treibe aus jeder Stadt hinaus den Schuft, 1.Fassung,
(1 Blatt Vordruck der zitierten Zusatzstrophe) ..... 15 - 17
2. Fassung ..... 18 - 19

b/ Die faden Fehden, 1. Fassung (S.13 zwei Fassungen) ..... 20 - 33
2. " [redacted] ..... 34 - 46
3. " ..... 47 - 58

c/ "Zu der in Berlin schon...", 2 Fassungen ..... 59 - 60

d/ Ich turne nach, 1.Fassung (eine Seite Manuskript) .... 61 - 71
Bemerkungen für Drucker (Handschrift)... 70
2. Fassung ..... 72 - 81
3. " ..... 82 - 93

3. Für Hildegard Scheller, 1.Fassung ..... 94 - 98
2. " ..... 99 - 102
3. " ..... 103 - 106
4. " (von S.1 zwei Korrekturen) 107 - 111

4. Aus Redaktion und Irrenhaus (Manuskript und frühere Fassungen der Fahnen in der Handschriftensammlung Nr. IN 128229)..... 112 - 129

5. Schober im Liede, 1.Fassung (von den Zusatzstrophen mehrere Korrekturen) ..... 130 - 165
2. Fassung ..... 166 - 206
3. " ..... 207 - 236

6. Das Land, dem anzugehören man die Ehre hat, 1.Fassung ..... 237 - 238
2. " ..... 239 - 242

WIENER STADTBIBLIOTHEK

INHALTSVERZEICHNIS

1. Der Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt, 1.Fassung ... Bl. 1 - 7
2. " ... 8 - 14

2. Wer glaubt ihm?

a/ Ich treibe aus jeder Stadt hinaus den Schuft, 1.Fassung,
(1 Blatt Vordruck der zitierten Zusatzstrophe) ..... 15 - 17
2. Fassung ..... 18 - 19

b/ Die faden Fehden, 1. Fassung (S.13 zwei Fassungen) ..... 20 - 33
2. " ..... 34 - 46
3. " ..... 47 - 58

c/ "Zu der in Berlin schon...", 2 Fassungen ..... 59 - 60

d/ Ich turne nach, 1.Fassung (einste Seite Manuskript) .... 61 - 71
Bemerkungen für Drucker (Handschrift)... 70
2. Fassung ..... 72 - 81
3. " ..... 82 - 93

3. Für Hildegard Scheller, 1.Fassung ..... 94 - 98
2. " ..... 99 - 102
3. " ..... 103 - 106
4. " (von S.1 zwei Korrekturen) 107 - 111

4. Aus Redaktion und Irrenhaus (Manuskript und frühere Fassungen der Fahnen in der Handschriftensammlung Nr. IN 128229)..... 112 - 129

5. Schober im Liede, 1.Fassung (von den Zusatzstrophen mehrere Korrekturen) ..... 1130 - 165
2. Fassung ..... 166 - 206
3. " ..... 207 - 236

6. Das Land, dem anzugehören man die Ehre hat, 1.Fassung ..... 237 - 238
2. " ..... 239 - 242

Der Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt

Bevor ich in einem Pariser Saal aus meinem Kriegsdrama »Die letzten Tage der Menschheit« vorlese, fühle ich mich zu einer Klarstellung bemüßigt. Sittlich hinreichend begründet wäre die Vorlesung als solche schon in der Erkenntnis, daß die Menschheit, von der ja das Drama handelt und die sich dem Autor doch in jeder Hörerschaft vorstellt, den Krieg vergessen hat und lieber einen neuen haben möchte. Darum darf und muß man ihr vom Kriege sagen. Es ist aber leider auch unerläßlich, den sittlichen Beweggrund klarzustellen für das Auftreten vor einer ausländischen Hörerschaft mit eben dem Werke, worin das allgemein Menschliche vom Lokalen aus betrachtet und eine Vision ~~vom~~ Untergang geschöpft wird von den Beispielen des dem Autor nächsten nationalen und kulturellen Milieus. Wie wäre ihm auch eine andere Quelle erschlossen? Ich habe in dreißig Jahren keine Zeile geschrieben, in der nicht allgemeinste Kulturkritik, die Umfassung des zeitlichen Verfalls vom besondersten und erlebtesten Anlaß bezogen war. Ich habe freilich auch dreißig Jahre lang anzukämpfen gehabt gegen das stupide Unvermögen, diese Perspektive zu erkennen, gegen den bösen Widerwillen, ihr gerecht zu werden, gegen das elende Komplott zeitverdorbener, journalisierter Gehirne, die mir das Glück, totgeschwiegen zu sein, noch durch die Aussage und Ausrede stören ~~wollten~~, die kleinen und lokal beschränkten Anläße seien eben das, was meinen Gedanken den Zutritt zur Welt unmöglich mache. Welch raffiniertes Selbstberuhigungsmittel der ungezählten Dummköpfe und Spitzbuben, an deren Beispiel ich das große Thema, das größte aller Themen: den Naturverrat dieser entleerten Zeit dargestellt habe! Sie möchten sich durch den bescheidenen Hinweis auf die eigene Winzigkeit darüber hinwegbetrügen, daß sie durch mich totsicher auf die Nachwelt gelangen werden; aber es nützt ihnen nichts, sich noch so klein zu machen, wenn ich doch jeden von ihnen zum ganzen Übel vergrößere. Der zeitferne Leser wird es verstehen, daß sie Symbolwert hatte, und der ortsferne spürt es,

WIENER STADTBIBLIOTHEK

und fehlten ihm auch alle Voraussetzungen. Nur Leute, deren Sprachgenosse zu sein ich das Unglück habe — ein Unglück, weil ich die deutsche Sprache für die tiefste halte und ihre heutigen Sprecher für die seichtesten —, nur diese werden auch in der Fremde mir mit dem Einwand hinderlich sein, ich wäre mit meinen kulturellen Abneigungen auf das lokalste Verständnis angewiesen. Dazu glauben sie noch die Chance zu haben, sich des hoffnungslosesten Argumentes bedienen zu können, daß die Idioten sämtlicher Vaterländer immer gegen den bereit hatten, der den Mut bewährt hat, seinen Landsleuten die Wahrheit zu sagen. Des Argumentes: daß man diese Wahrheit vor Fremden nicht wiederholen dürfe. Aber wenn es Mut war, sie zu sagen, und vielleicht der wahre Mut im Kriege, sie im Kriege zu sagen, warum sollte es nicht sittlich sein, sie immerdar und allerorten zu sagen, vorausgesetzt natürlich, daß sie den Wert allgemein menschlicher Nutzanwendung hätte und den besondern Fall nur als den unmittelbar geschauten hervortreten ließe. Warum sollte ich die Tragik der von der Vorstellungsarmut in den Tod gepeitschten Menschheit — und dies ist das Problem des Dramas — warum sollte ich es nicht dieser Menschheit im weiteren Umfange vorstellen, wenngleich das Erlebnis nur vom Zustand der Volksgenossen abgeschöpft war? Ich behaupte, daß im Krieg jeder geistige Mensch ein Hochverräter an der Menschheit war, der nicht gegen sein eigenes kriegführendes Vaterland aufgestanden ist — mit allen Mitteln, die ihm seine geistige Natur gewährt hat. Ich behaupte, daß das Schauspiel ausgedienter Kriegslyriker und Speichellecker der eigenen Kriegsgewalt, die da nach Friedensschluß ins Feindesland kommen, um die schmierige Hand den Völkern entgegenzustrecken, die Hand, die mit Tinte das Blut gemehrt hat — ich behaupte, daß diese Wendung

der Völkerverbrüderer noch weit schandvoller ist als ihre Wirksamkeit im Krieg, die sie verleugnen möchten. Als ich zum erstenmal hier aus meinem Kriegswerk vorlas — worin freilich die mir nächstliegenden Beispiele als die abschreckenden vorgeführt sind, um die allgemeinste Schmach zu treffen und gültig zu formen —/wer würde sagen wollen, daß mich da die Absicht geleitet hat, mich der andern Nation anzubiedern, der ich doch auch die direkte Wahrheit über das Schrecknis nicht vorenthalten habe jener »Reklamefahrten zur Hölle«, worin der Heldentod zum Ausbeutungsobjekt der Fremdenindustrie erniedrigt wird. Nein, ich hatte anderes im Sinn, aber ich wollte auch meine wahre Berechtigung dartun, im Ausland aufzutreten, frei von dem Verdacht, der heute mit Recht in jedem pazifistischen Gast einen ehemaligen Kriegsdichter wittert. Wäre ich, geartet wie ich bin, im fremden Sprachgebiet geboren, so wären die »Letzten Tage der Menschheit« vielleicht als eine solche Darstellung entstanden, die von den falschen Kunstrichtern als ein ausschließlicher Angriff auf den französischen Militarismus mißverstanden worden wäre, wie sie heute als Dokument des Hasses gegen die sogenannten Zentralmächte verschrien sind. Soll man dem nationalen Kretinismus ernsthaft auch noch über Prozesse der geistigen Natur Rechenschaft ablegen? Wenn er es hören will, so empfange er das Bekenntnis, daß ich kein Vaterland habe außer meinem Schreibtisch, ~~hat~~ ich aus irgendwelchen Gründen privater Art nicht in eine Gegend übersiedeln kann, deren Lebensform meinen Nerven tatsächlich genehmer ~~ist~~ und die mir vor allem den wünschenswertesten aller Vorteile bietet: daß ich da immerhin sicherer ~~bin~~, wenigstens die Sprache, in der ich denke und der ich darum als einer Herrin diene, nicht prostituiert zu sehen, nicht stündlich in Lettern und Lauten geschändet zu empfangen. Nun, man möge zur Kenntnis nehmen, daß ich tatsächlich das bin,

was sie mit der dümmsten, niedrigsten, ungesehensten Metapher zu bezeichnen lieben: Der Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt. Ich frage den Menschen, der die Tierwelt durch den Vergleich mit sich beschimpft, der es wagt, seine schäbige Denkart in die Sphäre freier Gottesgeschöpfe einzuschmuggeln, und der seine Eitelkeit im wahrsten Sinne des Wortes mit fremden Federn schmückt — ich frage ihn, ob er denn wirklich glaubt, daß ein Vogel es vorziehen wird, das fremde Nest zu beschmutzen, weil der Mensch ihm das zutraut und weil er selber solche Gemeinheit für praktisch hält. Der Mensch, der die Redensart ersonnen hat, in der seine ganze Selbstsucht mit so naiver Schamlosigkeit zum Ausdruck kommt, ist da offenbar in eine falsche Redensart hineingetreten, in die vom Kuckuck, der seine Eier in fremde Nester legt, und hat diesen Akt des Egoismus in der ihm nächsten Richtung des Schmutzes ausgebaut und vertieft. Doch die Seichtigkeit des Anwurfs, der dieser Redensart zugrundeliegt, ist gar nicht auszuschöpfen. Um Schmutz handelt es sich allerdings. Aber weil der Vogel, der sein Nest schmutzig findet, es reinigen möchte, weil er Lust und Mut hat zu dieser Arbeit, so sagen die anderen Vögel, die sich im Schmutze wohl fühlen, er »beschmutze« das Nest. Der Zusammenstoß zwischen einer Wirklichkeit und einer Metapher ist immer eine Katastrophe: der Zustand der Schmutzigkeit und dessen Darstellung, die ein Beschmutzen genannt wird von jenen, die den Schmutz verbergen wollen. Nun, ich habe mein ganzes Leben hindurch nichts anderes als dieses Beschmutzen getrieben und mir dafür den Haß der Schmutzigen bis zu einem Grade zugezogen, der in der Geschichte des Geisteslebens ohne Beispiel sein dürfte. Dieser Haß, der das Machtmittel der Presse durch dessen Ausschaltung betätigt, durch die Exekution des Totschweigens — dieser Haß ist noch gewachsen durch das vernichtende Gefühl der vollkommenen Wehrlosigkeit, in der sich die Mächtigen mir gegenüber befinden, die Mächtigen dieser Erde, die Preß-

tyrannen, vor denen die Machthaber der Staaten und Kunstwelten im Staube liegen und die bei mir keinen Respekt durchsetzen ~~können~~. Die vernichtende Wehrlosigkeit, da sie erkennen, daß mich der Verzicht auf ihre Gunst und Gnade nicht geschwächt hat, sondern gestärkt / und daß mein Pfeifen auf diese Gunst schon ein Pfiff ist, der mit Vehemenz ihr Totschweigen durchdringt und es ihnen selbst unheimlich macht. Daß nun mit solchem Ausdruck völliger Wurstigkeit gegen jedweden äußeren Erfolg es etwa das Trampeln abgehender Hörer aufnehmen könnte, wie es neulich hier erlebt wurde, ist natürlich eine Wahnidee. Solche Reaktion der Minderwertigkeit könnte doch nur als Verletzung der Gastfreundschaft im engsten und im weiteren Sinne in Betracht kommen, es ist Sache der Hörwilligen, sich gegen die gewalttätige Störung ihres Rechtes zu schützen, und es wird erforderlichen Falles an ihnen sein, den Triumph des freiwilligen Abganges rechtzeitig in die Niederlage des unfreiwilligen zu verwandeln. Unbeschadet aller ~~Rechte~~ des Hörers, seinem Beifall oder sein Mißfallen ~~nach Schluß~~ in einer der üblichen Formen Ausdruck zu geben, bin ich als Sprecher natürlich keineswegs gesonnen, zu dulden, daß sich individuelle Teile von der Hörerschaft loslösen und sich gebärden, als ob für sie oder gegen sie gesprochen wäre. Ich spreche nur zu allen, die ich mir, um überhaupt sprechen zu können, vorstellen muß als solche, die mich entweder schon verstehen oder mich verstehen lernen wollen. Ich habe keine Geschäfte im Sinn und keine Machtstütze als die meines Wortes. Wer es nicht versteht, mag es nicht verstehen, wer es verschmäht, mag es verschmähen; nur hüte er sich, anderen, die es annehmen und verstehen wollen, das Geräusch der eigenen Persönlichkeit aufzudrängen, die in diesem Saal nicht das Wort hat, solange ich es habe. Wenn

es niemand hören wollte, so erlebte ich weiß Gott keine größere Enttäuschung als die, deren Gefühl doch der Inhalt meines ganzen Wirkens ist. Man sieht, es ist wieder einer der zahllosen winzigen Anlässe, um zu menschheitlich gültigem, Prinzipiellem zu gelangen, und es hängt mit dem Problem dieser Darbietungen vor dem Ausland zusammen. Soweit dieses Problem eine Taktfrage ist, wird es von Tramplern schwer zu einer befriedigenden Lösung gebracht werden und die Art, wie an deutschem Wesen die Welt genesen soll, wird, glaube ich, schon eine andere sein müssen. Als neulich hier der Name des schlechtesten Repräsentanten deutscher Kultur fiel, gegen den im Auslande zu wirken, einer wohlverstandenen Mission für die deutsche Kultur gemäß ist, entstand pünklich etwas Unruh. Da ein Zitat gebracht wurde, wo er selbst den Eindruck vom Milieu der deutschen Botschaft beschreibt und übertreibt, so sagte ich freilich, es fehle der Welt für das, was hier hörbar wird, der Glaube. Aber sollte sie ihn gewinnen, wenn es sich in Trampeln und Türenzuschlagen manifestiert? Ob nun kleine Deutschnationale oder gar libertinische Literaten sich hier als Schützer der deutschen Sache aufspielen, ich glaube ihr mit jedem Wahrwort besser zu dienen und meine Kulturkritik weist es von sich, mit diesem widerlichen Aufgehebe von nationalen Ehrenpunkten, mögen sie nun die deutsche oder welche Botschaft immer betreffen, irgendetwas zu tun zu haben. Ein sonderbarer Zufall wollte es, daß ich wenige Minuten vor der Belästigung im Zimmer da hinten ein Telegramm aus Deutschland empfangen habe, das den Wortlaut hat:

Herzliches Gedenken heutiger Vorlesung als wirklicher Repräsentation deutschen Geistes.

Ja, ich neige mit dem Absender dem Wahne zu, daß ein freies, von keiner Macht nationalen Irrsinns beeinflußbares Wirken gegen die Übel im eigenen Lebenskreise den wahren Dienst an dessen Kultur bedeutet, die wahre Huldigung für deren hohe und so tief kompromitierte Schätze. Ich glaube, daß der Autor, der kürzlich hier den im Krieg geschriebenen

Satz gesprochen hat/ — Gelegentlich der Satire auf die ~~öffentlichen~~ Kriegsschulaufsätze wie »Die Hauptgestalten in Goethes Egmont oder der verschärfte U-Bootkrieg« — der Satz: »wir Deutsche möchten schließlich doch der Welt mit dem Egmont noch mehr imponieren als mit dem verschärften U-Bootkrieg« — ich glaube, daß dieser Autor frei von dem Verdacht wirken kann, er sei ein Verkleinerer deutschen Wertes in der schmählichen Absicht, sich der fremden Macht anzubiedern. Und ich glaube nicht, daß Schopenhauer auf ausländischem Terrain ein Jota von seiner Kritik der landsmännischen Verhunzer und Besudler seiner edlen Sprache verleugnet und unterdrückt hätte. Um aber meiner Berufung zum Angriff gegen die heimischen Übel jedes Mißverständnis fernzuhalten und zur Ehre der heimischen Sache, möchte ich darauf hinweisen, daß selbst deren extremste Schützer noch lichte Momente haben, in denen sie der Erkenntnis zugänglich sind, daß auch der Angreifer ihr auf seine Weise dient. Unmöglich hätte sonst in der repräsentierenden Zeitung der deutschnationalen Politik vor einigen Monaten die folgende Kritik meines Kriegswerkes erscheinen können unter dem Titel »Der Triumph des Thersites«. Der bin aber nicht ich, von dem es doch heißt:

/Wir trennen ein Buch, dessen literarischer Unwert sich mit Niedrigkeit der Gesinnung paart, von Werken, die genialer Gestaltungskraft, der reinsten Absicht und der tiefsten Einsicht den Ursprung verdanken, wie jene »Letzten Tage der Menschheit« des einzigen Karl Kraus, der berufen war, einem Staate den Fluch und Hohn nachzurufen, dem er durch Jahrzehnte ins Angesicht getrotzt hatte . . .

Ich bedurfte eines solchen Zitats aus dem Blatte des Herrn Stresemann nicht zu meiner Rechtfertigung, aber es diene zur Zurückweisung des frechen Anspruchs, mir in Sachen des Geistes Beschränkungen diktieren zu wollen, die dem Maße der Beschränktheit entsprechen. Daß hier ein beliebiger deutscher Literat, der sich vielleicht durch Trampeln besser als durch die Sprache vernehmbar macht, es wagen wollte, die deutsche Sache, die deutsche Botschaft gegen mich zu vertreten, daraus könnte mir doch keine Einschüchterung erwachsen, sondern höchstens eine Satire. Ein für allemal: ich habe mein ganzes Leben lang nichts anderes geschrieben als Dinge, durch die ein ideales Ziel im Menschlichen aus der Unvollkommenheit des Vaterländischen gefördert wird. Wer mich der Niedrigkeit für fähig hält, daß ich um des stofflichen Ausgangspunktes willen, eben zu dessen Erniedrigung/ das Gehör des Auslands suche, macht sich solcher Gesinnung selbst verdächtig uud ist ein Vogel, der zu dem Vorteil, sein Nest verlassen zu haben, auch noch das Geschäft machen möchte, reiner Herkunft zu sein. Mein ganzes Werk und insbesondere mein Kriegswerk besteht aus nichts anderem als aus dem, was der Menschheit ist, ihrer Ehre und ihres Geistes, in der Sprache uud in der Materie des deutschen und österreichischen Erlebnisses. Daß ich mit dieser Sprache und mit dem Mut, sie zu sprechen, ein deutscher Schriftsteller war, das zu verleugnen wird mir nicht gelingen; das hoffe ich/ von einem ferneren Forum anerkannt zu erhalten.

Der Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt

Bevor ich in einem Pariser Saal aus meinem Kriegsdrama »Die letzten Tage der Menschheit« vorlese, fühle ich mich zu einer Klarstellung bemüßigt. Sittlich hinreichend begründet wäre die Vorlesung als solche schon in der Erkenntnis, daß die Menschheit, von der ja das Drama handelt und die sich dem Autor doch in jeder Hörerschaft vorstellt, den Krieg vergessen hat und lieber einen neuen haben möchte. Darum darf und muß man ihr vom Kriege sagen. Es ist aber leider auch unerläßlich, den sittlichen Beweggrund klarzustellen für das Auftreten vor einer ausländischen Hörerschaft mit eben dem Werke, worin das allgemein Menschliche vom Lokalen aus betrachtet und eine Vision des Untergangs geschöpft wird von den Beispielen des dem Autor nächsten nationalen und kulturellen Milieus. Wie wäre ihm auch eine andere Quelle erschlossen? Ich habe in dreißig Jahren keine Zeile geschrieben, in der nicht die allgemeinste Kulturkritik, die Umfassung des zeitlichen Verfalls vom besondersten und erlebtesten Anlaß bezogen war. Ich habe freilich auch dreißig Jahre lang anzukämpfen gehabt gegen das stupide Unvermögen, diese Perspektive zu erkennen, gegen den bösen Widerwillen, ihr gerecht zu werden, gegen das elende Komplott zeitverdorbener, journalisierter Gehirne, die mir das Glück, totgeschwiegen zu sein, noch durch die Aussage und Ausrede stören möchten, die kleinen und lokal beschränkten Anläße seien eben das, was meinen Gedanken den Zutritt zur Welt unmöglich mache. Welch raffiniertes Selbstberuhigungsmittel der ungezählten Dummköpfe und Spitzbuben, an deren Beispielen ich das große Thema, das größte aller Themen: den Naturverrat dieser entleerten Zeit dargestellt habe! Sie möchten sich durch den bescheidenen Hinweis auf die eigene Winzigkeit darüber hinwegbetrügen, daß sie durch mich totsicher auf die Nachwelt gelangen werden; aber es nützt ihnen nichts, sich noch so klein zu machen, wenn ich doch jeden von ihnen zum ganzen Übel vergrößere. Der zeitferne Leser wird es verstehen, daß sie Symbolwert hatten, und der ortsferne spürt es,

und fehlten ihm auch alle Voraussetzungen. Nur Leute, deren Sprachgenosse zu sein ich das Unglück habe — ein Unglück, weil ich die deutsche Sprache für die tiefste halte und ihre heutigen Sprecher für die seichtesten —, nur diese werden auch in der Fremde mir mit dem Einwand hinderlich sein, ich wäre mit meinen kulturellen Abneigungen auf das lokalste Verständnis angewiesen. Dazu glauben sie noch die Chance zu haben, sich des hoffnungslosesten Argumentes bedienen zu können, das die Idioten sämtlicher Vaterländer immer gegen den bereit hatten, der den Mut bewährt hat, seinen Landsleuten die Wahrheit zu sagen. Des Argumentes: daß man diese Wahrheit vor Fremden nicht wiederholen dürfe. Aber wenn es Mut war, sie zu sagen, und vielleicht der wahre Mut im Kriege, sie im Kriege zu sagen, warum sollte es nicht sittlich sein, sie immerdar und allerorten zu sagen, vorausgesetzt natürlich, daß sie den Wert allgemein menschlicher Nutzanwendung hätte und den besondern Fall nur als den unmittelbar geschauten hervortreten ließe. Warum sollte ich die Tragik der von der Vorstellungsarmut in den Tod gepeitschten Menschheit — und dies ist das Problem des Dramas — warum sollte ich es nicht dieser Menschheit im weiteren Umfange vorstellen, wenngleich das Erlebnis nur vom Zustand der Volksgenossen abgeschöpft war? Ich behaupte, daß im Krieg jeder geistige Mensch ein Hochverräter an der Menschheit war, der nicht gegen sein eigenes kriegführendes Vaterland aufgestanden ist — mit allen Mitteln, die ihm seine geistige Natur gewährt hat. Ich behaupte, daß das Schauspiel ausgedienter Kriegslyriker und Speichellecker der eigenen Kriegsgewalt, die da nach Friedensschluß ins Feindesland kommen, um die schmierige Hand den Völkern entgegenzustrecken, die Hand, die mit Tinte das Blut gemehrt hat — ich behaupte, daß diese Wendung

der Völkerverbrüderer noch weit schandvoller ist als ihre Wirksamkeit im Krieg, die sie verleugnen möchten. Als ich zum erstenmal hier aus meinem Kriegswerk vorlas — worin freilich die mir nächstliegenden Beispiele als die abschreckenden vorgeführt sind, um die allgemeinste Schmach zu treffen und gültig zu formen —, wer würde sagen wollen, daß mich da die Absicht geleitet hat, mich der andern Nation anzubiedern, der ich doch auch die direkte Wahrheit über das Schrecknis nicht vorenthalten habe jener »Reklamefahrten zur Hölle«, worin der Heldentod zum Ausbeutungsobjekt der Fremdenindustrie erniedrigt wird. Nein, ich hatte anderes im Sinn, aber ich wollte auch meine wahre Berechtigung dartun, im Ausland aufzutreten, frei von dem Verdacht, der heute mit Recht in jedem pazifistischen Gast einen ehemaligen Kriegsdichter wittert. Wäre ich, geartet wie ich bin, im fremden Sprachgebiet geboren, so wären die »Letzten Tage der Menschheit« vielleicht als eine solche Darstellung entstanden, die von den falschen Kunstrichtern als ein ausschließlicher Angriff auf den französischen Militarismus mißverstanden worden wäre, wie sie heute als Dokument des Hasses gegen die sogenannten Zentralmächte verschrien sind. Soll man dem nationalen Kretinismus ernsthaft auch noch über Prozesse der geistigen Natur Rechenschaft ablegen? Wenn er es hören will, so empfange er das Bekenntnis, daß ich kein Vaterland habe außer meinem Schreibtisch, den ich aus irgendwelchen Gründen privater Art nicht in eine Gegend übersiedeln kann, deren Lebensform meinen Nerven tatsächlich genehmer wäre und die mir vor allem den wünschenswertesten aller Vorteile bietet: daß ich da immerhin sicherer wäre, wenigstens die Sprache, in der ich denke und der ich darum als einer Herrin diene, nicht prostituiert zu sehen, nicht stündlich in Lettern und Lauten geschändet zu empfangen. Nun, man möge zur Kenntnis nehmen, daß ich tatsächlich das bin,

was sie mit der dümmsten, niedrigsten, ungesehensten Metapher zu bezeichnen lieben: Der Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt. Ich frage den Menschen, der die Tierwelt durch den Vergleich mit sich beschimpft, der es wagt, seine schäbige Denkart in die Sphäre freier Gottesgeschöpfe einzuschmuggeln, und der seine Eitelkeit im wahrsten Sinne des Wortes mit fremden Federn schmückt — ich frage ihn, ob er denn wirklich glaubt, daß ein Vogel es vorziehen wird, das fremde Nest zu beschmutzen, weil der Mensch ihm das zutraut und weil er selbst solche Gemeinheit für praktisch hält. Der Mensch, der die Redensart ersonnen hat, in der seine ganze Selbstsucht mit so naiver Schamlosigkeit zum Ausdruck kommt, ist da offenbar in eine falsche Redensart hineingetreten, in die vom Kuckuck, der seine Eier in fremde Nester legt, und hat diesen Akt des Egoismus in der ihm nächsten Richtung des Schmutzes ausgebaut und vertieft. Doch die Seichtigkeit des Anwurfs, der dieser Redensart zugrundeliegt, ist gar nicht auszuschöpfen. Um Schmutz handelt es sich allerdings. Aber weil der Vogel, der sein Nest schmutzig findet, es reinigen möchte, weil er Lust und Mut hat zu dieser Arbeit, so sagen die anderen Vögel, die sich im Schmutze wohl fühlen, er »beschmutze« das Nest. Der Zusammenstoß zwischen einer Wirklichkeit und einer Metapher ist immer eine Katastrophe: der Zustand der Schmutzigkeit und dessen Darstellung, die ein Beschmutzen genannt wird von jenen, die den Schmutz zwar haben, aber verbergen wollen. Nun, ich habe mein ganzes Leben hindurch nichts anderes als dieses Beschmutzen getrieben und mir dafür den Haß der Schmutzigen bis zu einem Grade zugezogen, der in der Geschichte des Geisteslebens ohne Beispiel sein dürfte. Dieser Haß, der das Machtmittel der Presse durch dessen Ausschaltung betätigt, durch die Exekutive des Totschweigens — dieser Haß ist noch gewachsen durch das vernichtende Gefühl der vollkommenen Wehrlosigkeit, in der sich die Mächtigen mir gegenüber befinden, die Mächtigen dieser Erde, die Preß-

tyrannen, vor denen die Ohnmachthaber der Staaten und Kunstwelten im Staube liegen, und die bei mir keinen Respekt durchzusetzen vermögen. Der vernichtenden Wehrlosigkeit, da sie erkennen, daß mich der Verzicht auf ihre Gunst und Gnade nicht geschwächt hat, sondern gestärkt und daß mein Pfeifen auf diese Gunst schon ein Pfiff ist, der mit Vehemenz ihr Totschweigen durchdringt und es ihnen selbst unheimlich macht. Daß nun mit solchem Ausdruck völliger Wurstigkeit gegen jedweden äußeren Erfolg es etwa das Trampeln abgehender Hörer aufnehmen könnte, wie es neulich hier erlebt wurde, ist natürlich eine Wahnidee. Solche Reaktion der Minderwertigkeit könnte doch nur als Verletzung der Gastfreundschaft im engsten und im weiteren Sinne in Betracht kommen; es ist Sache der Hörwilligen, sich gegen die gewalttätige Störung ihres Rechtes zu schützen, und es wird erforderlichen Falles an ihnen sein, den Triumph des freiwilligen Abganges rechtzeitig in die Niederlage des unfreiwilligen zu verwandeln. Unbeschadet aller Befugnisse des Hörers, seinem Beifall oder seinem Mißfallen in einer der üblichen Formen Ausdruck zu geben, bin ich als Sprecher natürlich keineswegs gesonnen, zu dulden, daß sich individuelle Teile von der Hörerschaft loslösen und sich gebärden, als ob für sie oder gegen sie gesprochen wäre. Ich spreche nur zu allen, die ich mir, um überhaupt sprechen zu können, vorstellen muß als solche, die mich entweder schon verstehen oder mich verstehen lernen wollen. Ich habe keine Geschäfte im Sinn und keine Machtstütze als die meines Wortes. Wer es nicht versteht, mag es nicht verstehen, wer es verschmäht, mag es verschmähen; nur hüte er sich, anderen, die es annehmen und verstehen wollen, das Geräusch der eigenen Persönlichkeit aufzudrängen, die in diesem Saal nicht das Wort hat, solange ich es habe. Wenn

es niemand hören wollte, so erlebte ich weiß Gott keine größere Enttäuschung als die, deren Gefühl doch der Inhalt meines ganzen Wirkens ist. Man sieht, es ist wieder einer der zahllosen winzigen Anlässe, um zu menschheitlich Gültigem, Prinzipiellem zu gelangen, und es hängt mit dem Problem dieser Darbietungen vor dem Ausland zusammen. Soweit dieses Problem eine Taktfrage ist, wird es von Tramplern schwer zu einer befriedigenden Lösung gebracht werden und die Art, wie an deutschem Wesen die Welt genesen soll, wird, glaube ich, schon eine andere sein müssen. Als neulich hier der Name des schlechtesten Repräsentanten deutscher Kultur fiel, gegen den im Auslande zu wirken einer wohlverstandenen Mission für die deutsche Kultur gemäß ist, entstand pünklich etwas Unruh. Da ein Zitat gebracht wurde, wo er selbst den Eindruck vom Milieu der deutschen Botschaft beschreibt und übertreibt, so sagte ich freilich, es fehle der Welt für das, was da hörbar wird, der Glaube. Aber sollte sie ihn gewinnen, wenn es sich in Trampeln und Türenzuschlagen manifestiert? Ob nun kleine deutschnationale oder gar libertinische Literaten sich hier als Schützer der deutschen Sache aufspielen — ich glaube ihr mit jedem Wahrwort besser zu dienen und meine Kulturkritik weist es von sich, mit diesem widerlichen Aufgehebe von nationalen Ehrenpunkten, mögen sie nun die deutsche oder welche Botschaft immer betreffen, irgendetwas zu tun zu haben. Ein sonderbarer Zufall wollte es, daß ich wenige Minuten vor der Belästigung im Zimmer da hinten ein Telegramm aus Deutschland empfangen habe, das den Wortlaut hat:

Herzliches Gedenken heutiger Vorlesung als wirklicher Repräsentation deutschen Geistes.

Ja, ich neige mit dem Absender dem Wahne zu, daß ein freies, von keiner Macht nationalen Irrsinns beeinflußbares Wirken gegen die Übel im eigenen Lebenskreise den wahren Dienst an dessen Kultur bedeutet, die wahre Huldigung für deren hohe und so tief kompromitierte Schätze. Ich glaube, daß der Autor, der kürzlich hier den im Krieg geschriebenen

Satz gesprochen hat — gelegentlich der Satire auf die österreichischen Kriegsschulaufsätze wie »Die Hauptgestalten in Goethes Egmont oder der verschärfte U-Bootkrieg« —, den Satz: »wir Deutsche möchten schließlich doch der Welt mit dem Egmont noch mehr imponieren als mit dem verschärften U-Bootkrieg« — ich glaube, daß dieser Autor frei von dem Verdacht wirken kann, er sei ein Verkleinerer deutschen Wertes in der schmählichen Absicht, sich der fremden Macht anzubiedern. Und ich glaube nicht, daß Schopenhauer auf ausländischem Terrain ein Jota von seiner Kritik der landsmännischen Verhunzer und Besudler seiner edlen Sprache verleugnet oder unterdrückt hätte. Um aber meiner Berufung zum Angriff gegen die heimischen Übel jedes Mißverständnis fernzuhalten, und zur Ehre der heimischen Sache, möchte ich darauf hinweisen, daß selbst deren extremste Schützer noch lichte Momente haben, in denen sie der Erkenntnis zugänglich sind, daß auch der Angreifer ihr auf seine Weise dient. Unmöglich hätte sonst in der repräsentierenden Zeitung der deutschnationalen Politik vor einigen Monaten die folgende Kritik meines Kriegswerkes erscheinen können unter dem Titel »Der Triumph des Thersites«. Der bin aber nicht ich, von dem es doch heißt:

> Wir trennen ein Buch, dessen literarischer Unwert sich mit Niedrigkeit der Gesinnung paart, von Werken, die genialer Gestaltungskraft, der reinsten Absicht und der tiefsten Einsicht den Ursprung verdanken, wie jene »Letzten Tage der Menschheit« des einzigen Karl Kraus, der berufen war, einem Staate den Fluch und Hohn nachzurufen, dem er durch Jahrzehnte ins Angesicht getrotzt hatte . . . .

Ich bedürfte eines solchen Zitats aus dem Blatte des Herrn Stresemann nicht zu meiner Rechtfertigung, aber es diene zur Zurückweisung des frechen Anspruchs, mir in Sachen des Geistes Beschränkungen diktieren zu wollen, die dem Maße der Beschränktheit entsprechen. Daß hier ein beliebiger deutscher Literat, der sich vielleicht durch Trampeln besser als durch die Sprache vernehmbar macht, es wagen wollte, die deutsche Sache, die deutsche Botschaft gegen mich zu vertreten, daraus könnte mir doch keine Einschüchterung erwachsen, sondern höchstens eine Satire. Ein für allemal: ich habe mein ganzes Leben lang nichts anderes geschrieben als Dinge, durch die ein ideales Ziel im Menschlichen aus der Unvollkommenheit des Vaterländischen gefördert wird. Wer mich der Niedrigkeit für fähig hält, daß ich um des stofflichen Ausgangspunktes willen, eben zu dessen Erniedrigung, das Gehör des Auslands suche, macht sich solcher Gesinnung selbst verdächtig uud ist ein Vogel, der zu dem Vorteil, sein Nest verlassen zu haben, auch noch das Geschäft machen möchte, reiner Herkunft zu sein. Mein ganzes Werk und insbesondere mein Kriegswerk besteht aus nichts anderem als aus dem, was der Menschheit ist, ihrer Ehre und ihres Geistes, in der Sprache uud in der Materie des deutschen und österreichischen Erlebnisses. Daß ich mit dieser Sprache und mit dem Mut, sie zu sprechen, ein deutscher Schriftsteller war, das zu verleugnen wird mir nicht gelingen; das hoffe ich von einem ferneren Forum anerkannt zu erhalten.

Wer etwas kann, wird oft verrissen,
Der Dilettant hat öfters Glück.
Die nicht einmal wo Gott wohnt wissen,
Die machen meistens die Kritik.
Ich garantier', wenn ich hier lebte,
Ich macht' ein Ende diesem Hohn,
Kein Bühnenblut Berlins mehr bebte
In Angst vor Weißmanns Schwiegersohn.
Ecco — egal, ob zwanzigmal gestuft
Oder geballt, ich mach' bald rein die Luft,
Wenn ihr nur wollt und nach Berlin mich ruft:
Ich treib' aus jeder Stadt hinaus den Schuft!

Chor

Ecco — egal, ob zwanzigmal gestuft
Oder geballt, er macht bald rein die Luft,
Wenn ihr nur wollt und nach Berlin Berlin ihn ruft:
Er treibt aus jeder Stadt den Schuft!

Wer glaubt ihm?

In meinem vierten Berliner Vortrag, dem von Offenbachs »Pariser Leben«, habe ich ~~die~~ Zeitstrophe im Strudel-Couplet des Gondremark, die mit den Worten endet:

Sie überließen ihm es ganz und gar allein
Wien von dem Schufte zu befrein!

und die ~~letzt~~, wie alle Zusatzstrophen, ein fast noch lauteres Echo fand bis in der Stadt, der sie gegolten hat, die folgende hinzugefügt:

Wer etwas kann, wird oft verrissen,
Der Dilettant hat öfters Glück.
Die nicht einmal wo Gott wohnt wissen,
Die machen meistens die Kritik.
Ich garantier', wenn ich hier lebte,
Ich macht' ein Ende diesem Hohn,
Kein Bühnenblut Berlins mehr bebte
In Angst vor Weißmanns Schwiegersohn.
Ecco — egal, ob zwanzigmal gestuft
Oder geballt, ich mach' bald rein die Luft,
Wenn ihr nur wollt und nach Berlin mich ruft:
Ich treib' aus jeder Stadt hinaus den Schuft!

Chor

Ecco — egal, ob zwanzigmal gestuft
Oder geballt, er macht bald rein die Luft,
Wenn ihr nur wollt und nach Berlin Berlin ihn ruft:
Er treibt aus jeder Stadt hinaus den Schuft!

Die Wirkung, schon nach der Zeile

In Angst vor Weißmanns Schwiegersohn

war beispiellos. So wesentlich das Wort »ecco« war, der Chor im Saal ließ den Chor der Strophe gar nicht mehr beginnen. Es war klar, daß hier eine Naturnotwendigkeit den Ausdruck gefunden hatte. Was sich danach abspielte und wieder nach den ersten Worten Gardefeus »Er ist im Zuge — den Moment muß man benützen« läßt sich nicht beschreiben. In der erregten Stimmung ging gleichwohl kein Hauch der folgenden Kostbarkeit des Mertellabriefs unter und nach der den Akt abschließenden Tirolienne, in der gleichfalls zwei Strophen dem Liebling Berlins gewidmet waren, hielt ich es für meine Pflicht, den folgenden Kommentar zu sprechen, dessen Eindruck unfehlbar jede musikalische Fortsetzung des Abends unmöglich gemacht hätte, wenn es nicht der grandiose Rausch-Akt gewesen wäre, vor dem, wenigstens auf meinem Podium, in Wort oder Ton nichts ähnliches oder anders geartetes bestehen kann.

Ich habe Weißmanns Schwiegersohn einen Schuft genannt. Weiß man's noch nicht, wem ich damit gemeint habe, so erkläre ich ausdrücklich, daß ich Herrn Alfred Kerr gemeint habe, dessen Fall aus einem chronischen ein akuter geworden ist. Ich nenne ihn einen Schuft und ich bin bereit, die Beweise dafür, daß er es ist, vor jedem gerichtlichen Forum, Wiens oder Berlins, zu erbringen. Diese Beweise umfassen zunächst vier Punkte. Er hat in ~~eigen-händig~~ verfaßten Schriftsätzen an das Amtsgericht Charlottenburg, vor dem ich ihn angeklagt habe,

mich an der Hand von Zitaten aus der Fackel und den »Letzten Tagen der Menschheit« des Landesverrats beschuldigt und sich selbst als deutschnationalen Patrioten dargestellt. Er hat mich weiter wider besseres Wissen beschuldigt, durch mein Gedicht »Apokalypse« ein Plagiat an der Offenbarung Johannis begangen zu haben und dergleichen mehr. Meine Klage war gegen den von ihm erhobenen Vorwurf der Verleumdung gerichtet, die darin bestanden haben soll, daß ich ihm gelegentlich der Kontrastierung seiner Tätigkeit als Kriegslyriker für Scherl und seiner pazifistischen Haltung nach dem Krieg unter vielen schändlichen Gedichten, die unter dem nom de guerre »Gottlieb« erschienen waren, eines irrtümlich zugeschrieben hatte. Ich war genötigt, die Klage gegen ihn — zugleich mit der Zurückziehung seiner Widerklage gegen mich — fallen zu lassen, weil er es mir durch beständiges Einbringen von neuen Schriftsätzen an dem Tage vor jedem immer wieder angesetzten Termin unmöglich gemacht hatte, sie durchzuführen. Aber ich habe seine Schriftsätze erbeutet, die ich ohne diese juristische Erledigung der Sache nicht hätte veröffentlichen können und aus denen ich seine Schufterei beweisen will. Ich beschuldige ihn ferner, daß er, nicht als deutschnationaler Patriot, aber als Weißmanns Schwiegersohn einer Familienranküne die kritische Exekutive besorgt hat, und schließlich, daß er eine schwere Beschuldigung des sterbenden Harden, die sich auf sein Engagement beim Berliner Tageblatt bezog, bis heute unwidersprochen ließ. Ich glaube, daß es mit kleinen Gemeinheiten im Feuilleton diesmal nicht abgetan sein wird. Ich stehe ihm als Angeklagter zur Verfügung und verspreche ihm, daß ich die Führung des Beweises, daß er ein Schuft sei, nicht durch Schriftsätze verzögern werde.

Das Ereignis dieses Abends fand am 30. März, in der ersten Vorlesung aus eigenen Schriften, seine Fortsetzung in einer Rede, die frisch erlebte Kerr- und Piscatoreindrücke zusammenfassend, in der vorhergehenden Nacht enstanden war, und in einem Echo, dem in dem folgenden Abdruck durch die Aufnahme der bekanntesten Wirkungsgleiches, wenngleich beiweitem nicht an allen Stellen, entsprochen wird, weil in diesem Fall die Anschauung des Einsseins von Rednern und Hörern von besonderer Wichtigkeit ist.

Wer glaubt ihm?

Ich treib' aus jeder Stadt hinaus den Schuft

In meinem vierten Berliner Vortrag, dem von Offenbachs »Pariser Leben«, habe ich der Zeitstrophe im Strudel-Couplet des Gondremark, die mit den Worten endet:

Sie überließen ihm es ganz und gar allein,
Wien von dem Schufte zu befrein!

und die, wie alle Zusatzstrophen, ein fast noch lauteres Echo fand als in der Stadt, der sie gegolten hat, die folgende hinzugefügt:

Wer etwas kann, wird oft verrissen,
Der Dilettant hat öfters Glück.
Die nicht einmal wo Gott wohnt wissen,
Die machen meistens die Kritik.
Ich garantier', wenn ich hier lebte,
Ich macht' ein Ende diesem Hohn,
Kein Bühnenblut Berlins mehr bebte
In Angst vor Weißmanns Schwiegersohn.
Ecco — egal, ob zwanzigmal gestuft
Oder geballt, ich mach' bald rein die Luft,
Wenn ihr nur wollt und nach Berlin mich ruft:
Ich treib' aus jeder Stadt hinaus den Schuft!

Chor

Ecco — egal, ob zwanzigmal gestuft
Oder geballt, er macht bald rein die Luft,
Wenn ihr nur wollt und nach Berlin, Berlin ihn ruft:
Er treibt aus jeder Stadt hinaus den Schuft!

Die Wirkung, schon nach der Zeile

In Angst vor Weißmanns Schwiegersohn

war beispiellos. So wesentlich das Wort »ecco« war, der Chor im Saal ließ den Chor der Strophe gar nicht mehr beginnen. Es war klar, daß hier eine Naturnotwendigkeit den Ausdruck gefunden hatte. Was sich danach abspielte und wieder nach den ersten Worten Gardefeus »Er ist im Zuge — den Moment muß man benützen« läßt sich nicht beschreiben. In der erregten Stimmung ging gleichwohl kein Hauch der folgenden Kostbarkeit des Metellabriefs unter und nach der den Akt abschließenden Tirolienne, in der gleichfalls zwei Strophen dem Liebling Berlins gewidmet waren, hielt ich es für meine Pflicht, den folgenden Kommentar zu sprechen, dessen Eindruck unfehlbar jede musikalische Fortsetzung des Abends unmöglich gemacht hätte, wenn es nicht der grandiose Rausch-Akt gewesen wäre, vor dem, wenigstens auf meinem Podium, in Wort oder Ton nichts ähnliches oder anders geartetes bestehen kann.

Ich habe Weißmanns Schwiegersohn einen Schuft genannt. Weiß man's noch nicht, wen ich damit gemeint habe, so erkläre ich ausdrücklich, daß ich Herrn Alfred Kerr gemeint habe, dessen Fall nun aus einem chronischen ein akuter geworden ist. Ich nenne ihn einen Schuft und ich bin bereit, die Beweise dafür, daß er es ist, vor jedem gerichtlichen Forum, Wiens oder Berlins, zu erbringen. Diese Beweise umfassen zunächst vier Punkte. Er hat in selbstverfaßten Schriftsätzen an das Amtsgericht Charlottenburg, vor dem ich ihn angeklagt hatte,

mich an der Hand von Zitaten aus der Fackel und den »Letzten Tagen der Menschheit« des Landesverrats beschuldigt und sich selbst als deutschnationalen Patrioten dargestellt. Er hat mich weiter wider besseres Wissen beschuldigt, durch mein Gedicht »Apokalypse« ein Plagiat an der Offenbarung Johannis begangen zu haben und dergleichen mehr. Meine Klage war gegen den von ihm erhobenen Vorwurf der »Verleumdung« gerichtet, die darin bestanden haben soll, daß ich ihm gelegentlich der Kontrastierung seiner Tätigkeit als Kriegslyriker für Scherl und seiner pazifistischen Haltung nach dem Krieg unter vielen schändlichen Gedichten, die unter dem nom de guerre »Gottlieb« erschienen waren, eines irrtümlich zugeschrieben hatte. Ich war genötigt, die Klage gegen ihn — zugleich mit der Zurückziehung seiner Widerklage gegen mich — fallen zu lassen, weil er es mir durch beständiges Einbringen von neuen Schriftsätzen an dem Tage vor jedem immer wieder angesetzten Termin unmöglich gemacht hatte, sie durchzuführen. Aber ich habe seine Schriftsätze erbeutet, die ich ohne diese rein juristische Erledigung der Sache nicht hätte veröffentlichen können und aus denen ich seine Schufterei beweisen will. Ich beschuldige ihn ferner, daß er, nicht als deutschnationaler Patriot, aber als Weißmanns Schwiegersohn einer Familienranküne die kritische Exekutive besorgt hat, und schließlich, daß er eine schwere Anschuldigung des sterbenden Harden, die sich auf sein Engagement beim Berliner Tageblatt bezog, bis heute unwidersprochen ließ. Ich glaube, daß es mit kleinen Gemeinheiten im Feuilleton diesmal nicht abgetan sein wird. Ich stehe ihm als Angeklagter zur Verfügung und verspreche ihm, daß ich die Führung des Beweises, daß er ein Schuft sei, nicht durch Schriftsätze verzögern werde.

*

Das Ereignis dieses Abends fand am 30. März, in der ersten Vorlesung aus eigenen Schriften, seine Fortsetzung in einer Rede, die frisch erlebte Kerr- und Piscatoreindrücke zusammenfassend, in der vorhergehenden Nacht enstanden war, und in einem Echo, dem in dem folgenden Abdruck durch die Aufnahme der bekanntesten Wirkungsklischees, wenngleich beiweitem nicht an allen Stellen, entsprochen wird, weil in diesem Fall die Anschauung des Einsseins von Redner und Hörern von besondere Wichtigkeit ist.

Die faden Fehden

Zunächst sind es zwei Zuschriften, die mich zu einer Erläuterung des letzthin Gesprochenen zwingen. Die veranstaltende und administrativ vortrefflich funktionierende Konzertdirektion schreibt:

Sehr verehrter Herr Kraus!

Sie wissen, wie wir Sie als Künstler schätzen, und daß wir aus dieser Hochschätzung heraus mit Freuden den Vertrag mit Ihnen geschlossen haben, dem wir in allen — teilweise sehr schwer zu erfüllenden — Punkten prompt nachgekommen sind.

Einer dieser Punkte war die von mir gestellte Bedingung, daß die Presse nicht einzuladen sei.

Nun müssen wir Sie auch bitten, uns die Situation nicht zu erschweren. Sie gaben gestern im Rahmen eines Offenbach-Abends eine außerhalb des Programms stehende Erklärung persönlicher Art ab, die uns als Veranstaltern Ihrer Vorträge der Öffentlichkeit gegenüber besonders ist. Das werden Sie gewiß einsehen.

Ich sehe es ein.

Wir sind nun einmal auf gute Beziehungen zur Presse angewiesen und es kann für unsere Firma die schwersten Folgen haben, wenn in einem von uns veranstalteten Vortrag ein so scharfer Angriff gegen eine prominente Stelle der Presse erfolgt.

Das sehe ich nicht ein.

Wir bitten Sie demnach sehr, den Rahmen der künstlerischen Abwicklung Ihrer Programme bei den nächsten Abenden nicht wiederum zu sprengen und Erklärungen, die außerhalb des Programmes liegen, zu vermeiden.

Danach will ich handeln. Es scheinen im Grunde doch rein ästhetische Rücksichten zu sein, die der Konzertdirektion den Wunsch eingegeben haben, den Rahmen des Programms nicht gesprengt zu sehen. Was ich sprengen will, ist tatsächlich nicht der Rahmen meines Programms, sondern etwas ganz anderes. In einer Berliner Zeitung habe ich den Titel gefunden: Musik und Strafvollzug, und schon geglaubt, es beziehe sich darauf, daß ich im Rahmen eines Offenbach-Vortrages einen scharfen Angriff gegen eine prominente Stelle der Presse vollführt habe. Wiewohl nun kein Wort, das ich zu sagen für gut befinde, außerhalb irgendeines Rahmens gesprochen sein kann, auch nicht des Rahmens der Offenbach-Welt, so bin ich doch entschlossen, der Konzertdirektion entgegenzukommen

und meine Erklärungen persönlicher Art innerhalb des Programms der eigenen Schriften abzugeben. Ich kann das umso leichter tun, als ja der ganze Inhalt meines Programms und aller meiner Programme aus nichts anderem besteht als aus dem Kampf gegen die Presse und deren prominente Stellen, was vielleicht der Konzertdirektion bisher nicht bekannt war. Die Zuschrift der ~~Konzertdirektion~~, in der sich die Furcht vor der Rache der prominenten Stellen ausdrückt, nehme ich als einen dankenswerten Beleg für die Notwendigkeit jenes Kampfes zur Kenntnis, und ich fühle mich innerhalb einer gesellschaftlichen Ordnung, in der dieser Kampf noch nicht zur Entscheidung gelangt ist, moralisch verpflichtet, den tieferen Sinn der ~~Zuschrift~~ zu unterstreichen und zu unterstützen. Die Konzertdirektion kann natürlich nicht im Ernst glauben, irgendeinen Einfluß auf meine geistigen Entschließungen, auf ein Wort innerhalb oder außerhalb meines Programms nehmen zu können, und richtet in Wahrheit den Brief nicht an mich, sondern an die prominenten Stellen der Presse, an die ich ihn gern weiterleite und vor dem ich zum Schutze der Konzertdirektion bereit bin, eidlich zu erhärten, daß sie an der Gestaltung oder Durchbrechung meiner Programme vollkommen unschuldig ist. Ich weiß, daß ~~wie~~ Wallensteins Kammerdiener ein jeder Faktor der heutigen Betriebs- und Kunstwelt das gewisse kleine Gut ~~in~~ Kärnt~~en~~ hat/und ~~fürchten muß,~~ sie nehmen's ihm, ~~wenn~~ er ~~zu~~ mir ~~steht.~~ Ich erkläre also, daß die Konzertdirektion, die sich eben nie mit mir hätte einlassen sollen und es wahrscheinlich nie wieder tun wird, von meinem Beginnen ebenso überrascht und überrumpelt war wie jeder andere meiner Zuhörer.

Einer dieser, ein Verehrer des Herrn Kerr, schreibt mir nun, mit Angabe der Telephonnummer, von der ich aber keinen Gebrauch gemacht habe:

Sehr geehrter Herr Kraus!

Man kann ein Verehrer Alfred Kerrs sein — und trotzdem Ihre Arbeit achten. Ich bin solch merkwürdiges Individuum. Ich bitte Sie daher, an Ihrem nächsten Abend die gegen Kerr gestern

erhobenen Vorwürfe zu beweisen und zweitens sich darüber zu äußern, warum Sie die Klage gegen Kerr zurückgezogen haben. (Sie wollen doch selbst verklagt werden.)

Daß hierin kein Widerspruch gelegen ist und daß ich trotz voraussichtlicher Verurteilung in Berlin lieber geklagt sein als klagen will, glaube ich letzthin schon auffassungsfähigeren Hörern gesagt zu haben. Auch die Gründe angedeutet zu haben, warum ich die Klage gegen Herrn Kerr — zugleich mit der Zurückziehung seiner Klage gegen mich — zurückgezogen habe. Was ~~die sonstigen~~ Wünsche des Briefschreibers betrifft, so ~~können sie~~ nicht so leicht erfüllt werden wie ~~die~~ der Konzertdirektion. Beweise habe ich vor Gericht zu führen. Da ich aber vermutlich noch weitere dreißig Jahre die Fackel herausgeben werde, ehe mir diese Gelegenheit von Herrn Kerr gewährt werden wird, so werde ich natürlich die Beweise schon in der Fackel führen, in deren Forum ich doch eben den ganzen Fall retten wollte, als ich ihn der Judikatur entzog. Nur muß ich die Ungeduld der Verehrerschaft des Herrn Kerr auf das übernächste Heft der Fackel vertrösten. Bis dahin ist beiweitem keine so lange Frist als jene, auf die mich Herr Kerr bis zur endlichen Austragung meiner Klagesache ~~antreiben~~ wollte. Im nächsten Heft der Fackel bin ich hauptsächlich mit einer anderen Persönlichkeit beschäftigt, die zu beleidigen mir nicht gelingen will, gleichfalls einer prominenten Stelle der Presse, einem Originalmitarbeiter des Neuen Wiener Journals, nämlich dem Polizeipräsidenten von Wien. Was nun die Beweise betrifft, die ich wegen ihres ungeheuren Umfangs beim besten Willen nicht im mündlichen Vortrag abwickeln könnte — sie würden dessen Rahmen sprengen —, so erkläre ich schon jetzt, daß sie fast ausschließlich von Herrn Kerr selbst bereitgestellt sein werden, wenngleich nicht ~~hauptsächlich~~ in seiner Eigenschaft als Schwiegersohn, sondern mehr als deutschnationaler Patriot. Sie sind in diesen eigenhändig verfaßten Schriftsätzen des Herrn Kerr enthalten *(Vorweisung)*, in Manuskripten, für die der Verlag Rowohlt viel Honorar zahlen würde und die ich völlig kostenlos erworben habe. Da der Autor ohne Zweifel Abschriften besitzt, so würde ich ihm raten,

Prävenire zu spielen und es zu riskieren, diese Schriftsätze abzudrucken. Ich glaube aber nicht, daß er es tun wird. Der Besitz dieser Schriftsätze ist der Erfolg meines erledigten Prozesses, in welchem ich Kläger war. Um dieser Beute willen hätte ich hundert Prozesse angestrengt und hundert zurückgezogen. Daß Herr Kerr es nicht wagen wird, diese Beute, die ich ihm hiemit ausdrücklich anbiete, als sein geistiges Gut zu reklamieren und der geistigen Welt Deutschlands zu präsentieren, davon bin ich überzeugt. Er hat bloß die kleine Notiz gewagt, die er gestern unter der dürftigen Schutzmarke »Glossenzettel« in seine schon bekannte Rubrik »Die faden Fehden« eingereiht hat. Dieser bescheidene Titel, der von dem geringen Maß polemischen Selbstvertrauens des Herrn Kerr Zeugnis gibt, wird, was den Partner der Fehde betrifft, kaum zu halten sein. Denn ich will schon dafür sorgen, daß die reichsdeutschen Leser, ja selbst die Verehrer des Herrn Kerr auf die Kosten der Unterhaltung kommen, Herr Kerr, dessen Polemiken seit Jahrzehnten anerkanntermaßen an Kraft gewinnen, wenn sie wortwörtlich von mir übernommen werden, schreibt:

Die faden Fehden.

Ein Wiener Literat (ich nenne seinen Namen nicht: um ihn zu ärgern) hat in einer »Vorlesung« unsaubere Beschimpfungen wider mich versucht. (Wer glaubt ihm?) *[Stürmische Unterbrechung. Der Saal ruft: Alle!]*

Dies die Tatbestandsaufnahme, die Herr Kerr sichtlich nicht für eine Klage wegen Ehrenbeleidigung zu verwenden beabsichtigt. Ich nenne den Namen des Herrn Kerr, ich nannte ihn stets und ich habe den Träger dieses Namen einen Schuft genannt. Die Absicht ihn zu ärgern, hat mich nicht geleitet, sondern die

Absicht, die Theatermenschheit von ihm zu befreien. Wer mir glaubt? Ein Saal, der es durch dröhnenden Beifall bezeugt hat. *[Stürmische Bestätigung.]* Und hundert Säle würden mir glauben. Aber das wäre vielleicht nur eine Podiumwirkung, wie ich sie vor Asthmatikern voraushabe. Ich glaube indes, daß mir die geistigen und reinen Leser, die es in Deutschland gibt, glauben werden, wenn sie lesen, was zu drucken ich versprochen habe. Herr Kerr wird vor mir satirisch und setzt die Vorlesung, die ich gehalten habe, in Gänsefüßchen. Aber diese Füßchen eines Gänserichs hinken, dieses Verziehen eines schlecht gespitzten Mundes ist eine Unwahrhaftigkeit und er weiß, daß er sein Lebtag noch keinen Vortrag erlebt, geschweige denn gehalten hat, der an den von »Pariser Leben« heranreichen könnte. *[Stürmische Zustimmung.]* Wenn dem Herrn Kerr, den als meinen polemischen Partner sich vorzustellen schon etliche Phantasie erfordert — wenn ihm der Atem ausgeht und ihn selbst der Mangel an Witz, der ihm sonst auszeichnet, im Stiche läßt, wenn er in die Situation gerät, die im Theaterargon »bitten« heißt, so wird er leger, unbefangen und tut so, als ob ihn die geringfügige Sache gar nicht alteriere. Er schreibt:

Man soll den faden Fehden eine heitere Seite abgewinnen. Der Herr war von mir öffentlich ein Verleumder genannt worden. Er erhob Klage. Doch obschon er die Möglichkeit hatte, sie durchzuführen, stand er hochherzig davon ab.

Nein, ganz so schlicht und geradezu verhält sich die Angelegenheit nicht, und ich muß den Hörer bitten, zu warten, bis er ein Leser wird, um das ganze Ausmaß dieser Verlogenheit ermessen und entscheiden zu können, ob Herr Kerr mir wirklich die Möglichkeit gelassen hat, die Klage durchzuführen. Die Hochherzigkeit seines eigenen Anwaltes, der den Antrag stellte, Klage und Widerklage gegen einander zu kompensieren, sollte er doch mir nicht nachrühmen! Warum hatte ich geklagt? Worum ging es in diesem Prozeß? Empfand ich es wirklich als Ehrenmakel, daß Herr Kerr mich einen Verleumder genannt hatte? Nein, ich wollte vor der dupierten Öffentlichkeit, der er sich als Pazifisten nach dem Umsturz empfahl, die Tätigkeit des Herrn Kerr während des Kriegs zur Anschauung bringen, und daß er so und auch anders könne. Es sei wie es wolle — es war doch schön. *[Stürmischer Beifall.]* Warum hatte er mich Verleumder genannt? Neben zahllosen blutrünstigen Gedichten, die er in den Scherl'schen Kriegsliedern unter dem nom de guerre »Gottlieb« veröffentlicht hatte, habe ich ihm eines, das nicht gräßlicher war als die andern, mit Unrecht zugeschrieben. Das war eine Angelegenheit der tatsächlichen Berichtigung, Herr Kerr zog es vor, von Verleumdung zu sprechen. Warum habe ich die Klage zurückgezogen? Ich habe meine Klage gegen den Herrn Kerr, wie ich schon neulich selbst enthüllt habe, zurückgezogen — wie Herr Kerr die seine gegen mich, was er zu enthüllen unterläßt —, weil (und das wird gründlich erörtert werden) der Beklagte prompt am Vortag vor jedem, immer wieder durch anderthalb Jahre neu angesetzten Termin einen neuen Schriftsatz überreicht hat, der, strotzend von doloser Fälschung, Verleumdung, Denunziation meines Vaterlandsverrats, doch beantwortet werden mußte, um den ungünstigen Eindruck auf die Richter, den Herr Kerr präparierte, entgegenzuwirken. Ich ging schließlich auf das Ersuchen des Herrn Dr. Wolfgang Heine ein, weil der Prozeß nie zu Ende gegangen wäre und ich die schönen Schriftsätze des Herrn Kerr, von ihm selbst verfaßt, nie freibekommen hätte. Dazu kamen außerordent-

liche Schwierigkeiten der deutschen Prozeßführung, die dem entfernten und ungemäß vertretenen Ausländer erwuchsen, da nämlich Herr Kerr sich auf die Bestimmung zurückzog, wonach er für einen Schimpf, der als »sofortige Erwiderung« aufzufassen sei, Straflosigkeit ~~verdient habe~~, und diese Taktik noch durch eine Widerklage kompliziert wurde, die er gegen mich angestrengt hatte. Die Erkenntnis, die ich aus den unvergleichlichen Schriftsätzen des Herrn Kerr wie aus andern Fakten geschöpft und kürzlich hier formuliert habe, bietet nun die mir weit erwünschtere Gelegenheit, mich zum Angeklagten vor einem Berliner Gericht zu machen, und ich wiederhole mein Versprechen, daß ich den Termin durch keinen Schriftsatz hinausziehen würde. Ich gehe aber noch weiter, indem ich sage, daß falls Herrn Kerr etwa meine Absicht der ~~Beleidigung als~~ formale Moment zu statten ~~kommen sollte~~, ich mir aus einer Verurteilung nicht das geringste machen werde, wenn mir nur vor der größten Öffentlichkeit, vor derselben, die vor dieser ~~exponierten~~ Stelle bis heute zittert, Gelegenheit gewährt ist, den Beweis zu führen, wie diese Autorität in Wahrheit beschaffen ist und daß Herr Alfred Kerr das ist, was ich ihn genannt habe. Dieser Beweis würde mir in einem Maße gelingen, daß selbst den merkwürdigen Individuen, die die Verehrung für den Herrn Kerr nicht nur hegen, sondern auch mit der Achtung vor meiner Arbeit vereinigen können — was ich doch bisher nicht für möglich gehalten hätte — die Augen übergehen werden. Im Rahmen eines ~~kleinen~~ Vortrags aus eigenen Schriften kann ich diesen Beweis leider nicht führen, weil die Vorlesung der eigenen Schriften des Herrn Kerr, worin er mich als Landesverräter denunziert und als Plagiator der Offenbarung Johannis ent~~hüllt~~, mehrere Stunden in Anspruch nehmen und

ganz bestimmt den von der Konzertdirektion vorgesteckten Rahmen sprengen würde. Ich muß also um Geduld und um etwas Vertrauen bitten, das ich mir ja bei Kerr-Verehrern zugleich mit der Achtung vor meiner Arbeit verdient zu haben glaube. Es wird aber auch keinen Todfeind geben, der meinen könnte, daß ich eine angekündigte Aktion nicht exakt, zu allseitiger Befriedigung und so daß auch Herr Kerr seine ästhetische Freude daran hat, durchführen werde. Ecco. *[Stürmischer Beifall.]* Leider scheint er nun ganz und gar damit einverstanden, daß die Verweisung an das literarische Forum, die ich durch Zurückziehung meiner Klage vorgenommen habe, eine endgültige bleibt. Er schließt seine interessante Notiz »Die faden Fehden« mit dem Absatz:

Ich verweise (nicht ungern) auf S. 209 meines Buchs »Es sei, wie es wolle . . .« — wo er gezeichnet ist.

Nämlich ich. Und gerade durch das Verslein von Krätzerich, mit dessen wörtlichem Abdruck ich schon im Jahre 1913 eine Zeichnung besorgt habe, der der Literaturgeschichte angehört. Herr Kerr beruft sich jetzt auf diese Verse, wiewohl er für Gerichtszwecke dieselbe Polemik, die die Affäre Jagow betraf, als einen Exzeß zu entschuldigen versucht hat. Es sei, wie es wolle... Diese Verweisung auf S. 209 statt auf das Amtsgericht dürfte für die Verehrer des Herrn Kerr eine herbe Enttäuschung bilden. Denn sie werden sich immerhin sagen, daß es ein großer Unterschied ist, ob ein Wiener Literat eine Klage wegen des Wortes »Verleumder« in Berlin zurückzieht oder ob der Führer des Berliner Geisteslebens die Bezeichnung »Schuft«, gefallen in mündlichem Vortrag vor Berliner Hörern, auf sich sitzen läßt. Wie? Das Wort Schuft, das eine bestimmte unehrenhafte Gesinnung bezeichnet, sollte in die Kategorie der unsauberen Beschimpfungen gehören? Und um dieser entgegenzutreten, beruft sich einer darauf, daß er mich einen Krätzerich genannt hat? Aber seit wann ist das gute deutsche Sprichwort: Der größte Schuft im Land ist und bleibt der Denunziant eine Ungebühr und nicht eine der ethischen Gerechtsame gemäße Stigmatisierung? Beweise zu erbringen bin ich erbötig — könnte ich es nicht, wäre ich ein Schuft! Nur muß man etwas Geduld haben. Vor einem Berliner Gericht erbringe ich die Beweise morgen, vor dem literarischen Forum dauerts noch eine Weile.

Denn ich muß bitten, zu bedenken, daß ich wahrscheinlich der am meisten, wenngleich am erfolglosesten beschäftigte Schriftsteller in deutscher Sprache bin. Ich bin gegenwärtig zum Beispiel mit der Zurückführung des Bekessy nach Wien beschäftigt, weil ich erkannt habe, daß es gegen die unüberwindlichen Mächte des österreichischen Bürgertums zwischen Hakenkreuz und Kurszettel, gegen die Schober, Benedikt und Sieghart angesichts des Versagens der revolutionären Drohung keine andere Zuchtrute gibt als den Erpresser, den ich aus der vorgestellten Welt einer den Krieg überlebenden Sittlichkeit vertrieben habe und den ich zurückrufen muß, auf die Gefahr hin, daß, wenn es gelingt, man wieder sagen wird, es sei das Verdienst der österreichischen Sozialdemokratie. Dieses Problem ist der Inhalt meines neuen Dramas, des Nachkriegsdramas »Die Unüberwindlichen«, das bald erscheinen wird und aus dem ich Ihnen gern einmal den dritten Akt vorgelesen hätte. Nebst der Eröffnung vieler künstlerischer Welten, vor allem der des göttlichen Offenbach, nebst Sprachlehre und allem was nur der Tag zuträgt, kämpfe ich zur Zeit auch gegen die Vaterländischen Verbände in Bayern, die eine Erklärung in der nationalistischen Presse erlassen hatten, mein Traumstück, das ich heute lesen werde, von der mutigen »Jungen Bühne« in München aufgeführt, sei die gemeinste Verhöhnung des toten Frontkämpfers. Ich kämpfe gegen die Macht des Troglodytentums, die immerhin den klaren Fall der Umsetzung des Totschlags in Druckerschwärze und der verkehrten Möglichkeit vorstellt. Doch immer wieder gegen die gefährlichere Macht eines halbschlächtigen Intellektualismus, der sich in Österreich wie in Deutschland, also überall dort, wo schlechter deutsch geschrieben wird, nicht scheut, sich jener Hilfe gegen mich zu bedienen. Totschlagen und Totschweigen — zu jenem zu feig, hoffen sie doch alle mit diesem mich aus der Welt zu schaffen. Ich habe das Gefühl, daß ich alle diese Abwehr, alle diese Kämpfe, wenngleich nicht mit größerem praktischen Gelingen, so doch bei größerer Teilnahme beherzter Zeugen in Deutschland durchführen kann und es ist nicht unmöglich, daß ich, wenn mein dreißigjähriger Krieg gegen die österreichische Bourgeoisie aller Rassen, äußerlich völlig erfolglos, termingemäß abgeschlossen sein wird, hieher übersiedle (*langanhaltender Beifall*), um hier im Sinne der Erwartung meines toten Freundes und Kunstgenossen Frank Wedekind, das grauenhafteste Philisterium, das sich des Theaterwesens unter der Maske zeitfortschrittlicher Ideen bemächtigt hat, zu bestreiten. Er hat mich im Gegensatz zu Herrn Alfred Kerr, der mich einen »kleinen mießen Verleumder« nennt und wie alle großbürgerlichen Journalisten und alle vor mir wehrlosen Machtwitterer auf die Fackel als auf ein »Blättchen« hinwies, als den »mutigsten Kämpfer Österreichs« apostrophiert, der »der Ethiker unter den Geistern der Welt« für sittliche Werte kämpft, deren Verwirklichung uns das nächste Jahrhundert bringen kann. Er hat von mir gesagt, ich »wäre der erste, der

dem Schauspieler den Weg zu der Darstellungskunst zeigen könnte, die unsere Zeit fordert«, und daß »die deutsche Bühne nur darauf wartet, mich mit offenen Armen zu bewillkommnen«. So beglaubigt, erkläre ich, daß ich als diesen Weg zu der Darstellungskunst unserer Zeit nicht den Weg derer um Piscator erkennen kann. Ich wurde gebeten, meinen Aufsatz »Mein Vorurteil gegen Piscator« vorzulesen. Ich kann es nicht tun, weil dieses Vorurteil durch neue Eindrücke überholt ist. Ich habe »Hoppla, wir leben« gesehen und ich sage, daß wir so auf dem Theater nicht weiter leben werden, hoppla! Den Schlußruf »Man muß es ändern« mache ich mir zu eigen — ganz wie sich Herr Piscator meine »Letzten Tage der Menschheit« zueigen gemacht hat und wie er sie wahrscheinlich ändern würde. Nie habe ich es glauben wollen, daß dieses Werk dem Stil des Theaters der Gegenwart entspreche, ja irgendetwas mit dem Theater zu schaffen habe. Jetzt weiß ich wenigstens, daß der Begriff der »Dramatisierung des Dokumentarischen«, den diese Leute haben, von mir bezogen und auf das grausam Schändlichste kompromittiert ist. Ich bewundere ihre Fertigkeit, den Dilettantismus, über den man in so reichem Maße verfügt, zugleich auf eine Szene zu verteilen und rechts, links, oben und unten Dilettanten und dazwischen die Wunder der Technik abklappert, die mit dem Theater überhaupt nichts zu tun haben. Aber die Arrangeure wollen ja mit dem Theater nichts zu schaffen haben und glauben die Urteilskräfte seines Raumes durch das Vorzeigen vergeisterter Zeitungsnotizen besiegen zu können. Als ob sich mit solchen Demonstrationen auch nur eine Beeinflußung des Massenbewußtseins im Sinne edler Versammlungswirkung erzielen ließe! Als ob mehr erzielt wäre, als daß tausend einzelne ein Dokument dem Sekundengedächtnis einverleiben. Kläglicheres, Kleinbürgerlicheres, geistig Konterrevolutionäreres als diese Theaterspielerei in Text und Wiedergabe mit kleinen Chargen und großem Gebrülle, als diese Entehrung des Kriegsleids durch die Zitierung von die Seelen des Kurfürstendamms; gesinnungsmäßig Niedrigeres als diesen Kunstbetrieb einer Weltrevolution unter der Ägyde von Katz und Katzenelbogen hat die weite Welt nicht erlebt *[Stürmische Zustimmung.]* und es ist ganz in Ordnung, daß damit zwischen Nowgorod und Moskau gereist werden wird.

Mein Eindruck von den »Räubern« war bloß der, daß ein mittelmäßiges Heroentum auf die Walze zivilisatorischen Jargons abgezogen war, so daß Karl und Franz Moor denselben Rhythmus hatten. Jener:

Phonographische Nachbildung des Ausbruchs:

»Menschen, Menschen, falsche heuchlerische Krokodilenbrut [...] und jede Faser recke sich auf.

Ohne Grimmen und Verderben Franz jedoch:

Phonographische Nachbildung des jüngsten Gerichts:

»Und da erscholl eine Stimme [...] Du allein bist verworfen. Nun warum tust du nicht?

[Stürmische Heiterkeit] Worauf ein aus einer alten Räubervorstellung stehengebliebener, also richtiggehender Daniel erwidert:

Wie kann ich lachen, wenn mir ~~das Herz~~ schaudert?

Mein Eindruck von »Hoppla wir leben« jedoch ist, daß Dilettanten ältesten Stils den Kitschkontrast von Soldatengräbern und tanzenden Girl unaufhörlich in die Feststellung fixieren: Es ist unerträglich! Es geht so nicht weiter! – was natürlich die Verdiener im Parkett, auf die man mit haushohen Dokumenten einstürmt, völlig unbeweglich läßt, den Gattinnen ein angenehmes Gruseln beibringt und zum Schluß dem trockenen Fazit »Man muß es ändern« die völlige ~~Ausnahm~~losigkeit dieser durchhaltenden Sippe sichert, die nichts fühlt, selbst wenn's ihr ermöglicht wäre, und mittut, weils der Herr Kerr ~~em~~pfohlen hat. Lang wird aber selbst der Kurfürstendamm dafür nicht Entree zahlen und aus der Sackgasse dieser Dramaturgie gibt es nur den Aus~~gang~~ in die Pleite. Ich fühle mich zu dieser hoffentlich nicht den Rahmen des Programms sprengenden Erklärung verpflichtet, weil Herr Piscator, wie man mir unaufhörlich versichert, seinen Traum von den »Letzten Tagen der Menschheit« noch nicht ausgeträumt hat und bereit wäre, auf dem laufenden

Mein Eindruck von den »Räubern« war bloß der, daß ein mittelmäßiges Heroentum auf die Walze zivilisatorischen Jargons abgezogen war, so daß Karl und Franz Mohr denselben Rhythmus hatten. Jener:

Phonographische Nachbildung des Ausbruchs:

»Menschen, Menschen, falsche, heuchlerische Krokodilsbrut und jede Faser recke sich auf.

Ohne Grimm und Verderben. *[Große Heiterkeit]* Franz jedoch:

Phonographische Nachbildung des jüngsten Gerichts:

»~~Und da erscholl~~ eine Stimme — Du allein bist verworfen. Nun warum lachst du nicht?

[Stürmische Heiterkeit] Worauf ein aus einer alten Räubervorstellung stehengebliebener, also richtiggehender Daniel erwidert:

~~Wie~~ kann ich lachen, wenn mir die Haut schaudert? *[Stürmische Heiterkeit]*

Mein Eindruck von »Hoppla wir leben« jedoch ist, daß Dilettanten ältesten Stils den Kitschkontrast von Soldatengräbern und tanzenden Girls unaufhörlich in die Feststellung fixieren *[phonographisch]*: Es ist unerträglich! Es geht so nicht weiter! Was natürlich die Verdiener im Parkett, auf die man mit haushohen Dokumenten einstürmt, völlig unbewegt läßt, den Gattinnen ein angenehmes Gruseln beibringt und zum Schluß dem trockenen Fazit »Man muß es ändern« die völlige Teilnahmslosigkeit dieser durchhaltenden Sippe sichert, die nichts fühlt, selbst wenn's ihr ermöglicht wäre, und mittut, weils der Herr Kerr befohlen hat. Lange wird aber selbst der Kurfürstendamm dafür nicht Entree zahlen und aus der Sackgasse dieser Dramaturgie gibt es nur den Ausweg in die Pleite. Ich fühle mich zu dieser hoffentlich nicht den Rahmen des Programms sprengenden Erklärung verpflichtet, weil Herr Piscator, wie man mir unaufhörlich versichert, seinen Traum von den »Letzten Tagen der Menschheit« noch nicht ausgeträumt hat und bereit wäre, auf dem laufenden

Band nach Wien zu marschieren *[Stürmische Heiterkeit]* um sie zu erwarten, sein neues Haus damit zu eröffnen und einen noch nie erlebten Tantiemensegen über mich zu schütten. Ich will aber nicht und fühle mich zu dem Ausspruch dieser Weigerung verpflichtet, weil er in seinem letzten Programmheft die »Letzten Tage der Menschheit« als das höchste Werk dieser Epoche preist, daß sie überleben werde, und weil das Mißverständnis entstehen könnte, daß mit solcher Lobpreisung unter Zuhilfenahme meiner Eitelkeit meinem Vorurteil gegen Piscator ein Ende gemacht sei. Nein, der Autor der »Letzten Tage der Menschheit«, der an dieser Entartung erst erkannt hat, daß der Begriff von der Dramatisierung des Dokuments durch ihn wahrhaft erfüllt wurde, ist unter keinen Umständen bereit, die Ableger durch das Original zu rehabilitieren und mit der Dramaturgie, die jenen Begriff innen und außen geschändet hat, mit dieser Dramaturgie als Kollektiv-Verbrechen gemeinsame Sache zu machen. Er hofft, daß es ihm einmal im Sinne Wedekinds vergönnt sein werde, dem Schauspiel den rechten Weg zu der Darstellungskunst unserer Zeit zu zeigen und vor allem, ihn auf diesem Wege von seinen Presse-Peinigern zu befreien!

15

Ich lese nun, ich glaube zum erstenmale, mein Gedicht »Apokalypse«, welches bereits als Plagiat in die Literaturgeschichte Eingang gefunden hat. Das Verdienst, als erster darauf hingewiesen zu haben, daß darin Visionen und Worte aus der Offenbarung Johanni ohne Angabe der Quelle verwendet sind, gebührt dem in Berlin ansässigen Wiener Schriftsteller Ehrenstein, der mir dahinter gekommen ist, nachdem ich seine Eigenart entdeckt und gefördert hatte. Der Hinweis auf mein Plagiat, der in Schriftsätzen des Herrn Kerr an das Amtsgericht Charlottenburg eine Rolle spielt, ist zunächst ohne Angabe der Quelle des Herrn Ehrenstein erfolgt, die erst auf mein Betreiben zitiert wurde. Dagegen stammt von Kerr selbst die folgende Enthüllung:

Er hat also . . hier (Apokalypse) ein Plagiat begangen. Auch anderswo . . . . Kraus schreibt in einer Polemik (‚Fackel' 1924, S. 162) den Satz: »Aber wenn es schon hohl klingt, wo ein Kopf mit einem Buch . . . zusammenstößt« u. s. w. . . er vergißt jedoch leider mit zuteilen, daß dieses Witzwort von Lichtenberg stammt. Nicht von ihm. (Lichtenberg: »Wenn es hohl klingt, wo ein Kopf mit einem Buch zusammenstößt, muß es dann immer das Buch gewesen sein?«)

Wozu ich nur zu bemerken habe, daß Herr Kerr die Lichtenberg'sche Wendung falsch zitiert, weil er sie eben nicht gleich mir dem Original entnommen hat. Aber ich gebe die Versicherung und zwar ohne Angabe der Quelle Schillers, daß die schönen Tage von Aranjuez bald zu Ende sein werden.

~~Die faden Fehden~~

Zunächst sind es zwei Zuschriften, die mich zu einer Erläuterung des letzthin Gesprochenen zwingen. Die veranstaltende und administrativ vortrefflich funktionierende Konzertdirektion schreibt:

Sehr verehrter Herr Kraus!

Sie wissen, wie sehr wir Sie als Künstler schätzen, und daß wir aus dieser Hochschätzung heraus mit Freuden den Vertrag mit Ihnen geschlossen haben, dem wir in allen — teilweise sehr schwer zu erfüllenden — Punkten prompt nachgekommen sind.

Einer dieser Punkte war die von mir gestellte Bedingung, daß die Presse nicht einzuladen sei. *[Heiterkeit]*

Nun müssen wir Sie aber auch bitten, uns die Situation nicht zu erschweren. Sie gaben gestern im Rahmen eines Offenbach-Abends eine außerhalb des Programms stehende Erklärung persönlicher Art ab, die uns als Veranstaltern Ihrer Vorträge der Öffentlichkeit gegenüber besonders peinlich ist. Das werden Sie gewiß einsehen.

Ich sehe es ein.

Wir sind nun einmal auf gute Beziehungen zur Presse angewiesen und es kann für unsere Firma die schwersten Folgen haben, wenn in einem von uns veranstalteten Vortrag ein so scharfer Angriff gegen eine prominente Stelle der Presse erfolgt.

Das sehe ich nicht ein.

Wir bitten Sie demnach sehr, den Rahmen der künstlerischen Abwicklung Ihrer Programme bei den nächsten Abenden nicht wiederum zu sprengen und Erklärungen, die außerhalb des Programms liegen, zu vermeiden.

Danach will ich handeln. Es scheinen im Grunde doch rein ästhetische Rücksichten zu sein, die der Konzertdirektion den Wunsch eingegeben haben, den Rahmen meines Programms nicht gesprengt zu sehen. Was ich sprengen will, ist tatsächlich nicht der Rahmen meines Programms, sondern etwas ganz anderes. In einer Berliner Zeitung habe ich den Titel gefunden: Musik und Strafvollzug, und schon geglaubt, es beziehe sich darauf, daß ich im Rahmen eines Offenbach-Vortrages einen scharfen Angriff gegen eine prominente Stelle der Presse vollführt habe. Wiewohl nun kein Wort, das ich zu sagen für gut befinde, außerhalb irgendeines Rahmens gesprochen sein kann, auch nicht des Rahmens der Offenbach-Welt, so bin ich doch entschlossen, der Konzertdirektion entgegenzukommen

und meine Erklärungen persönlicher Art innerhalb des Programms der eigenen Schriften abzugeben. *[Lebhafte Heiterkeit]* Ich kann das umso leichter tun, als ja der ganze Inhalt meines Programms und aller meiner Programme aus nichts anderem besteht als aus dem Kampf gegen die Presse und deren prominente Stellen, was vielleicht der Konzertdirektion bisher nicht bekannt war. Die Zuschrift der Firma, in der sich die Furcht vor der Rache der prominenten Stellen ausdrückt, nehme ich als einen dankenswerten Beleg für die Notwendigkeit jenes Kampfes zur Kenntnis, und ich fühle mich innerhalb einer gesellschaftlichen Ordnung, in der dieser Kampf noch nicht zur Entscheidung gelangt ist, moralisch verpflichtet, den tieferen Sinn der Bitte zu unterstreichen und zu unterstützen. Die Konzertdirektion kann natürlich nicht im Ernst glauben, irgendeinen Einfluß auf meine geistigen Entschließungen, auf ein Wort innerhalb oder außerhalb meines Programms nehmen zu können, und richtet in Wahrheit den Brief nicht an mich, sondern an die prominenten Stellen der Presse, an die ich ihn gern weiterleite und vor denen ich zum Schutze der Konzertdirektion bereit bin, eidlich zu erhärten, daß sie an der Gestaltung oder Durchbrechung meiner Programme vollkommen unschuldig ist. Ich weiß, daß ~~gleich~~ Wallensteins Kammerdiener ein jeder Faktor der heutigen Betriebs- und Kunstwelt das gewisse kleine Gut im Kärntnerland hat »und sorgt, sie nehmen's ihm, weil er bei mir ist«. Ich erkläre also, daß die Konzertdirektion, die sich eben nie mit mir hätte einlassen sollen und es wahrscheinlich nie wieder tun wird *[Heiterkeit]* von meinem Beginnen ebenso überrascht und überrumpelt war wie jeder andere meiner Zuhörer.

Einer dieser, ein Verehrer des Herrn Kerr, schreibt mir nun, mit Angabe der Telephonnummer, von der ich aber keinen Gebrauch gemacht habe:

Sehr geehrter Herr Kraus!

Man kann ein Verehrer Alfred Kerrs sein — und trotzdem Ihre Arbeit achten. Ich bin solch merkwürdiges Individuum. *[Stürmische Heiterkeit]* Ich bitte Sie daher, an Ihrem nächsten Abend

die gegen Kerr gestern erhobenen Vorwürfe zu beweisen und zweitens sich darüber zu äußern, warum Sie die Klage gegen Kerr zurückgezogen haben. (Sie wollen doch selbst verklagt werden.)

Daß hierin kein Widerspruch gelegen ist und daß ich trotz voraussichtlicher Verurteilung in Berlin lieber geklagt sein als klagen will, glaube ich letzthin schon auffassungsfähigeren Hörern gesagt zu haben. Auch die Gründe angedeutet zu haben, warum ich die Klage gegen Herrn Kerr — zugleich mit der Zurückziehung seiner Klage gegen mich — zurückgezogen habe. Was den anderen Wunsch des Briefschreibers betrifft, so kann er nicht so leicht erfüllt werden wie der der Konzertdirektion. Beweise habe ich vor Gericht zu führen. Da ich aber vermutlich noch weitere dreißig Jahre die Fackel herausgeben werde, ehe mir diese Gelegenheit von Herrn Kerr gewährt werden wird, so werde ich natürlich die Beweise schon in der Fackel führen, in deren Forum ich doch eben den ganzen Fall retten wollte, als ich ihn der Judikatur entzog. Nur muß ich die Ungeduld der Verehrerschaft des Herrn Kerr auf das übernächste Heft der Fackel vertrösten. Bis dahin ist beiweitem keine so lange Frist als jene, auf die mich Herr Kerr bis zur endlichen Austragung meiner Klagesache anweisen wollte. Im nächsten Heft der Fackel bin ich hauptsächlich mit einer andern Persönlichkeit beschäftigt, die zu beleidigen mir nicht gelingen will, gleichfalls einer prominenten Stelle der Presse, einem Originalmitarbeiter des Neuen Wiener Journals, nämlich dem Polizeipräsidenten von Wien *[Stürmische Heiterkeit]*. Was nun die Beweise betrifft, die ich wegen ihres ungeheuren Umfangs beim besten Willen nicht im mündlichen Vortrag abwickeln könnte — sie würden dessen Rahmen sprengen —, so erkläre ich schon jetzt, daß sie fast ausschließlich von Herrn Kerr selbst bereitgestellt sein werden, wenngleich nicht in seiner Eigenschaft als Schwiegersohn, sondern mehr als deutschnationaler Patriot. Sie sind in diesen eigenhändig verfaßten Schriftsätzen des Herrn Kerr enthalten *(Vorweisung)*, in Manuskripten, für die der Verlag Rowohlt viel Honorar zahlen würde und die ich völlig kostenlos erworben habe. Da der Autor ohne Zweifel Abschriften besitzt, so würde ich ihm raten,

Prävenire zu spielen und es zu riskieren, diese Schriftsätze selbst zu veröffentlichen. Ich glaube aber nicht, daß er es tun wird. Der Besitz dieser Werke ist der Erfolg meines erledigten Prozesses, in welchem ich Kläger war. Um dieser Beute willen hätte ich hundert Prozesse angestrengt und hundert zurückgezogen. Daß Herr Kerr es nicht wagen wird, diese Beute, die ich ihm hiemit ausdrücklich anbiete, als sein geistiges Gut zu reklamieren und der geistigen Welt Deutschlands zu präsentieren, davon bin ich überzeugt. Er hat bloß die kleine Notiz gewagt, die er gestern unter der dürftigen Spitzmarke »Glossenzettel« in seine schon bekannte Rubrik »Die faden Fehden« eingereiht hat. Dieser bescheidene Titel, der von dem geringen Maß polemischen Selbstvertrauens des Herrn Kerr Zeugnis gibt, wird, was den Partner der Fehde betrifft, kaum zu halten sein. Denn ich will schon dafür sorgen, daß die reichsdeutschen Leser, ja selbst die Verehrer des Herrn Kerr auf die Kosten der Unterhaltung kommen! Herr Kerr, dessen Polemiken seit Jahrzehnten anerkanntermaßen an Kraft gewinnen, wenn sie wortwörtlich von mir übernommen werden *[Großer Beifall]* / schreibt (Berliner Tageblatt, Abendausgabe 29. März):

Die faden Fehden.

Ein Wiener Literat (ich nenne seinen Namen nicht: um ihn zu ärgern) ~~ärgern~~ hat in einer »Vorlesung« unsaubere Beschimpfungen wider mich versucht. Wer glaubt ihm? *[Stürmische Unterbrechung. ~~Der Saal~~ ruft: Alle!]*

Dies die Tatbestandsaufnahme, die Herr Kerr sichtlich nicht für eine Klage wegen Ehrenbeleidigung zu verwenden beabsichtigt. Ich nenne den Namen des Herrn Kerr, ich nannte ihn stets und ich habe den Träger dieses Namens einen Schuft genannt. Die Absicht, ihn zu ärgern, hat mich nicht geleitet, sondern die

Absicht, die Theatermenschheit von ihm zu befreien. Wer mir glaubt? Ein Saal, der es durch dröhnenden Beifall bezeugt hat. *[Stürmische ~~Bestätigung~~.]* Und hundert Säle würden mir glauben. Aber das wäre vielleicht nur eine Podiumwirkung, wie ich sie vor Asthmatikern voraushabe. Ich glaube indes, daß mir die geistigen und reinen Leser, die es in Deutschland gibt, glauben werden, wenn sie lesen, was zu schreiben, nein was abzudrucken ich versprochen habe. Herr Kerr wird vor mir satirisch und setzt die Vorlesung, die ich gehalten habe, in Gänsefüßchen. Aber diese Füßchen eines Gänserichs hinken. *[Lebhafte Heiterkeit]* dieses Verziehen eines schlecht gespitzten Mundes ist eine Unwahrhaftigkeit und er weiß, daß er sein Lebtag noch keinen Vortrag erlebt, geschweige denn gehalten hat, der an den von »Pariser Leben« hinanreichen könnte. *[Stürmische Zustimmung.]* Wenn dem Herrn Kerr, den als meinen polemischen Partner sich vorzustellen schon etliche Phantasie erfordert — wenn ihm der Atem ausgeht und ihn selbst der Mangel an Witz, der ihn sonst auszeichnet, im Stiche läßt *[Heiterkeit]*, wenn er in die Situation gerät, die im Theaterjargon »bibbel« heißt, so wird er leger, unbefangen und tut so, als ob ihn die geringfügige Sache gar nicht alterierte. Er schreibt:

> Man soll den faden Fehden einen heiteren Zug abgewinnen. Der Herr war von mir öffentlich ein Verleumder genannt worden. Er erhob Klage. Doch obschon er die Möglichkeit hatte, sie durchzuführen, stand er hochherzig davon ab.

Nein, ganz so schlicht und geradezu verhält sich die Angelegenheit nicht *[Lebhafte Heiterkeit.]* und ich muß den Hörer bitten, zu warten, bis er ein Leser wird, um das ganze Ausmaß dieser Verlogenheit ermessen und entscheiden zu können, ob Herr Kerr mir wirklich die Möglichkeit gelassen hat, die Klage durchzuführen. Die Hochherzigkeit seines eigenen Anwaltes, der den Antrag stellte, Klage und Widerklage gegen einander zu kompensieren, sollte er doch mir nicht nachrühmen! Warum hatte ich geklagt? Worum ging es in diesem Prozeß? Empfand ich es wirklich als Ehrenmakel, daß Herr Kerr mich einen Verleumder genannt hatte? Nein: ich wollte vor der dupierten Öffentlichkeit, der er sich als Pazifisten nach dem Umsturz empfahl, die Tätigkeit des Herrn Kerr während des Kriegs zur Anschauung bringen, und daß er so und auch anders könne. Es sei wie es wolle — *[Stürmische Heiterkeit]* es war doch so schön. Warum hatte er mich Verleumder genannt? Neben zahllosen blutrünstigen Gedichten, die er in der Scherl'schen Kriegslivree unter dem nom de guerre »Gottlieb« veröffentlicht hatte, habe ich ihm eines, das nicht gräßlicher war als die andern, mit Unrecht zugeschrieben. Das war eine Angelegenheit der tatsächlichen Berichtigung, Herr Kerr zog es vor, von Verleumdung zu sprechen. Warum habe ich meine Klage zurückgezogen? Ich habe meine Klage gegen den Herrn Kerr, wie ich schon neulich selbst enthüllt habe, zurückgezogen — wie Herr Kerr die seine gegen mich, was er zu enthüllen unterläßt —, weil (und das wird gründlich erörtert werden) der Beklagte prompt am Vortag vor jedem, immer wieder durch anderthalb Jahre neu angesetzten Termin einen neuen Schriftsatz überreicht hat, der, strotzend von doloser Fälschung, Verleumdung, Denunziation meines Vaterlandsverrats, doch beantwortet werden mußte, um den ungünstigen Eindruck auf die Richter, den Herr Kerr präparierte, entgegenzuwirken. Ich ging schließlich auf das Anerbieten des Herrn Dr. Wolfgang Heine ein, weil der Prozeß nie zu Ende gegangen wäre und ich die schönen Schriftsätze des Herrn Kerr, von ihm selbst verfaßt, nie freibekommen hätte. Dazu kamen außerordent-

liche Schwierigkeiten der deutschen Prozeßführung, die dem entfernten und ungemäß vertretenen Ausländer erwuchsen, da nämlich Herr Kerr sich auf die Bestimmung zurückzog, wonach er für einen Schimpf, der als »sofortige Erwiderung« aufzufassen sei, Straflosigkeit erwirken konnte, und diese Taktik noch durch eine Widerklage kompliziert wurde, die er gegen mich angestrengt hatte. Die Erkenntnis, die ich aus den unvergleichlichen Schriftsätzen des Herrn Kerr wie aus anderen Fakten geschöpft und kürzlich hier formuliert habe, bietet nun die mir weit erwünschtere Gelegenheit, mich zum Angeklagten vor einem Berliner Gericht zu machen, und ich wiederhole mein Versprechen, daß ich den Termin durch keinen Schriftsatz hinausziehen würde. Ich gehe aber noch weiter, indem ich sage, daß falls Herrn Kerr etwa meine Absicht der beleidigenden Herausforderung und das formale Moment zu statten käme, ich mir aus einer Verurteilung nicht das geringste machen werde, wenn mir nur vor der größten Öffentlichkeit, vor derselben, die vor dieser prominenten Stelle bis heute zittert, Gelegenheit gewährt ist, den Beweis zu führen, wie diese Autorität in Wahrheit beschaffen ist und daß Herr Alfred Kerr das ist, was ich ihn genannt habe. Dieser Beweis würde mir in einem Maße gelingen, daß selbst den merkwürdigen Individuen, die die Verehrung für den Herrn Kerr nicht nur hegen, sondern auch mit der Achtung vor meiner Arbeit vereinigen können — was ich doch bisher nicht für möglich gehalten hätte — *[Lebhafter Beifall]*, die Augen übergehen werden. Im Rahmen eines Berliner Vortrags aus eigenen Schriften kann ich diesen Beweis leider nicht führen, weil die Vorlesung der eigenen Schriften des Herrn Kerr, worin er mich als Landesverräter denunziert und als Plagiator der Offenbarung Johannis entlarvt, mehrere Stunden in Anspruch nehmen und

ganz bestimmt den von der Konzertdirektion vorgesteckten Rahmen sprengen würde. *[Heiterkeit.]* Ich muß also um Geduld und um etwas Vertrauen bitten, das ich mir ja bei Kerr-Verehrern zugleich mit der Achtung vor meiner Arbeit verdient zu haben glaube. Es wird aber auch keinen Todfeind geben, der meinen könnte, daß ich eine angekündigte Aktion nicht exakt, zu allseitiger Befriedigung und so daß auch Herr Kerr seine ästhetische Freude hat, durchführen werde. Ecco. *[Stürmischer Beifall.]* Leider scheint er nun ganz und gar damit einverstanden, daß die Verweisung der Sache an das literarische Forum, die ich durch Zurückziehung meiner Klage vorgenommen habe, eine endgültige bleibt. Er schließt seine interessante Notiz »Die faden Fehden« mit dem Absatz:

Ich verweise (nicht ungern) auf S. 209 meines Buchs »Es sei, wie es wolle . . .« — wo er gezeichnet ist.

Nämlich ich. Und zwar durch das Verslein vom »Krätzerich«, mit dessen wörtlichem Abdruck ich schon im Jahre 1913 eine Zeichnung besorgt habe, die der Literaturgeschichte angehört. Herr Kerr beruft sich jetzt auf diese Verse, wiewohl er für Gerichtszwecke dieselbe Polemik, die die Affäre Jagow betraf, als einen Exzeß zu entschuldigen versucht hat. Es sei, wie es wolle... *[Stürmische Heiterkeit.]* Diese Verweisung auf S. 209 statt auf das Amtsgericht dürfte für die Verehrer des Herrn Kerr eine herbe Enttäuschung bilden. Denn sie werden sich immerhin sagen, daß es ein großer Unterschied ist, ob »ein Wiener Literat« eine Klage wegen des Wortes »Verleumder« in Berlin zurückzieht oder ob der Führer des Berliner Geisteslebens die Bezeichnung »Schuft«, gefallen in mündlichem Vortrag vor Berliner Hörern, auf sich sitzen läßt. *[Stürmischer Beifall.]* Wie? das Wort Schuft, das eine bestimmte unehrenhafte Gesinnung bezeichnet, sollte in die Kategorie der unsauberen Beschimpfungen gehören? Und um dieser entgegenzutreten, beruft sich einer darauf, daß er mich einen Krätzerich genannt hat und dergleichen mehr? Aber seit wann ist das gute deutsche Sprichwort: Der größte Schuft im Land ist und bleibt der Denunziant eine Ungebühr und nicht eine der ethischen Gerechtsame gemäße Stigmatisierung? Beweise zu erbringen bin ich erbötig — könnte ich es nicht, wäre ich ein Schuft! Nur muß man etwas Geduld haben. Vor einem Berliner Gericht erbringe ich die Beweise morgen — vor dem literarischen Forum dauerts noch eine Weile

Denn ich muß bitten, zu bedenken, daß ich wahrscheinlich der am meisten, wenngleich am erfolglosesten beschäftigte Schriftsteller in deutscher Sprache bin. Ich bin gegenwärtig zum Beispiel mit der Zurückführung des Bekessy nach Wien beschäftigt *[Lebhafte Heiterkeit]*, weil ich erkannt habe, daß es gegen die unüberwindlichen Mächte des österreichischen Bürgertums zwischen Hakenkreuz und Kurszettel, gegen die Schober, Benedikt und Sieghart angesichts des Versagens der revolutionären Drohung keine andere Zuchtrute gibt als den Erpresser, welchen ich aus der vorgestellten Welt einer den Krieg überlebenden Sittlichkeit vertrieben habe und den ich zurückrufen muß, auf die Gefahr hin, daß, wenn es gelingt, man wieder sagen wird, es sei das Verdienst der österreichischen Sozialdemokratie. *[Heiterkeit.]* Dieses Problem ist der Inhalt meines neuen Dramas, des Nachkriegsdramas »Die Unüberwindlichen«, das bald erscheinen wird und aus dem ich Ihnen gern einmal den dritten Akt vorgelesen hätte. Nebst der Eröffnung vieler künstlerischen Welten, vor allem der des göttlichen Offenbach, nebst Sprachlehre und allem was mir der Tag zuträgt, kämpfe ich zur Zeit auch gegen die Vaterländischen Verbände in Bayern, die eine Erklärung in der nationalistischen Presse erlassen hatten, mein »Traumstück«, das ich heute lesen werde, von der mutigen »Jungen Bühne« in München aufgeführt, sei die gemeinste Verhöhnung des toten Frontkämpfers. Ich kämpfe gegen die Macht des Troglodytentums, die immerhin den klaren Fall der Umsetzung des Totschlags in Druckerschwärze und der verkehrten Möglichkeit vorstellt. Doch immer wieder gegen die gefährlichere Macht eines halbschlächtigen Intellektualismus, der sich in Österreich wie in Deutschland, also überall dort, wo schlechtes Deutsch geschrieben wird, nicht scheut, sich jener Hilfe gegen mich zu bedienen. Totschlagen und Totschweigen — zu jenem zu feig, hoffen sie doch alle mit diesem mich aus ihrer Welt zu schaffen. Ich habe das Gefühl, daß ich all diese Abwehr, alle diese Kämpfe, wenngleich nicht mit größerem praktischen Gelingen, so doch bei größerer Teilnahme beherzter Zeugen in Deutschland durchführen könnte, und es ist nicht unmöglich, daß ich, wenn mein dreißigjähriger Krieg gegen die österreichische Bourgeoisie aller Rassen, äußerlich völlig erfolglos, termingemäß abgeschlossen sein wird, hieher übersiedle *[Langanhaltende Beifallskundgebung]*, um hier im Sinne der Erwartung meines toten Freundes und Kampfgenossen Frank Wedekind, das grauenhafte Philisterium, das sich des Theaterwesens unter der Maske zeitfortschrittlicher Ideen bemächtigt hat, zu bestreiten. Er hat mich im Gegensatz zu Herrn Alfred Kerr, der mich einen »kleinen mießen Verleumder« nennt und wie alle großbürgerlichen Journalisten und alle vor mir wehrlosen Machtzitterer auf die Fackel als auf ein »Blättchen« hinweist, als den »mutigsten Kämpfer Österreichs« apostrophiert, der »als Ethiker unter den Geistern der Welt für sittliche Werte kämpft, deren Verwirklichung uns das nächste Jahrhundert bringen kann«. Er hat von mir gesagt, ich »wäre der erste, der

dem Schauspieler den Weg zu der Darstellungskunst zeigen könnte, die unsere Zeit fordert«, und daß »die deutsche Bühne nur darauf wartet, mich mit offenen Armen zu bewillkommnen«.

So beglaubigt, erkläre ich, daß ich als diesen Weg zu der Darstellungskunst unserer Zeit nicht den Weg derer um Piscator erkennen kann. Ich wurde gebeten, meinen Aufsatz »Mein Vorurteil gegen Piscator« vorzulesen. Ich kann es nicht tun, weil dieses Vorurteil von neuen Eindrücken überholt ist. Ich habe »Hoppla, wir leben« gesehen und ich sage, daß wir so auf dem Theater nicht weiter leben werden, hoppla! *[Stürmische Zustimmung.]* Den Schlußruf »Man muß es ändern« mache ich mir zu eigen — ganz wie sich Herr Piscator meine »Letzten Tage der Menschheit« zueigen gemacht hat und wie er sie wahrscheinlich ändern würde. Nie habe ich es glauben wollen, daß dieses Werk dem Stil des Theaters der Gegenwart entspreche, ja irgendetwas mit dem Theater zu schaffen habe. Jetzt weiß ich wenigstens, daß der Begriff der »Dramatisierung des Dokumentarischen«, den diese Leute haben, von mir bezogen und auf das grausam Schändlichste kompromittiert ist. Ich bewundere ihre Fertigkeit, den Dilettantismus, über den man in so reichem Maße verfügt, zugleich auf vier Szenen zu verteilen: rechts, links, oben und unten Dilettanten und dazwischen die Wunder der Technik abgeklappert, die mit dem Theater überhaupt nichts zu tun haben. Aber die Arrangeure wollen ja mit dem Theater nichts gemein haben und hoffen die Naturkräfte seines Raumes durch das Vorzeigen vergrößerter Zeitungsnotizen besiegen zu können. Als ob sich mit solchen Demonstrationen auch nur eine Beeinflußung des Massenbewußtseins im Sinne einer Versammlungswirkung erzielen ließe! Als ob mehr erreicht wäre, als daß tausend einzelne das Dokument dem Sekundengedächtnis einverleiben. Kläglicheres, Kleinbürgerlicheres, geistig Konterrevolutionäreres als diese Theaterspielerei in Text und Wiedergabe, mit kleinen Chargen und großem Gebrülle, als diese Entehrung des Kriegsleids durch die Zitierung vor die Seelen des Kurfürstendamms; gesinnungsmäßig Niedrigeres als diesen Kunstbetrieb einer Weltrevolution unter der Ägide von Katz und Katzenellenbogen hat die weite Welt nicht erlebt *[Stürmische Zustimmung]* und es ist ganz in Ordnung, daß damit zwischen Newyork und Moskau gereist werden wird.

Mein Eindruck von den »Räubern« war bloß der, daß ein mittelmäßiges Heroentum auf die Walze zivilisatorischen Jargons abgezogen war, so daß Karl und Franz Mohr denselben Rhythmus hatten. Jener:

Phonographische Nachbildung des Ausbruchs:

Menschen — Menschen — falsche — heuchlerische — Krokodilbrut. Ihre Augen sind Wasser — Küsse auf den Lippen — Schwerter im Busen — Bosheit hab ich dulden gelernt, kann dazu lächeln, wenn mein erboster Feind mir mein eigen Herzblut zutrinkt. Aber — wenn Blutliebe zur Verräterin, wenn Vaterliebe zur Megäre wird — so fange Feuer männliche Gelassenheit, verwildere zum Tiger sanftmütiges Lamm, und jede Faser recke sich auf.

Ohne Grimm und Verderben. *[Große Heiterkeit.]* Franz jedoch:

Phonographische Nachbildung des jüngsten Gerichts:

Da hört' ich eine Stimme schallen aus dem Rauche des Felsens / Gnäde — Gnäde — jedem — Sünder — der Erde — und des Abgrunds — du — allein — bist — verworfen. Nun warum lachst du nicht? *[Stürmische Heiterkeit]*

Worauf ein aus einer alten Räubervorstellung stehengebliebener, also richtiggehender Daniel erwidert:

Kann ich lachen, wenn mir die Haut schaudert? *[Stürmische Heiterkeit]*

Mein Eindruck von »Hoppla wir leben« jedoch ist, daß Dilettanten ältesten Stils den Kitschkontrast von Soldatengräbern und tanzenden Girls unaufhörlich in die Feststellung fixieren *[phonographisch]*: Es ist unerträglich! Es geht so nicht weiter! Was natürlich die Verdiener im Parkett, auf die man mit haushohen Dokumenten einstürmt, völlig unbewegt läßt, den Gattinnen ein angenehmes Gruseln beibringt und zum Schluß dem trockenen Fazit »Man muß es ändern« die völlige Teilnahmslosigkeit dieser durchhaltenden Sippe sichert, die nichts fühlt, selbst wenn's ihr ermöglicht wäre, und mittut, weils der Herr Kerr befohlen hat. Lange wird aber selbst der Kurfürstendamm dafür nicht Entree zahlen und aus der Sackgasse dieser Dramaturgie gibt es nur den Ausweg in die Pleite. Ich fühle mich zu dieser hoffentlich nicht den Rahmen des Programms sprengenden Erklärung verpflichtet, weil Herr Piscator, wie man mir unaufhörlich versichert, seinen Traum von den »Letzten Tagen der Menschheit« noch nicht ausgeträumt hat und bereit wäre, auf dem laufenden

Band nach Wien zu marschieren *[Stürmische Heiterkeit]*, um sie zu erwarten, sein neues Haus damit zu eröffnen und einen noch nie erlebten Tantiemensegen über mich zu schütten. Ich will aber nicht, und ich fühle mich zu dem Ausspruch dieser Weigerung verpflichtet, weil er in seinem Programmheft die »Letzten Tage der Menschheit« als das höchste Werk dieser Epoche preist, das sie überleben werde, und weil das Mißverständnis entstehen könnte, daß mit solcher Lobpreisung in Hinblick auf meine Eitelkeit meinem Vorurteil gegen Piscator ein Ende gemacht sei. Nein, der Autor der »Letzten Tage der Menschheit«, der an dieser Entartung erst erkannt hat, daß der Begriff der Dramatisierung des Dokuments durch ihn wahrhaft erfüllt wurde, ist unter keinen Umständen bereit, die Ableger durch das Original zu rehabilitieren und mit der Dramaturgie, die jenen Begriff innen und außen geschändet hat, mit dieser Dramaturgie als Kollektiv-Verbrechen, gemeinsame Sache zu machen. Er hofft, daß es ihm einmal im Sinne Wedekinds vergönnt sein werde, dem Schauspieler den rechten Weg zu der Darstellungskunst unserer Zeit zu zeigen und vor allem, ihn auf diesem Wege von seinen Presse-Peinigern zu befreien!

*

Hier fehlt am Schluße das Cliché vom »nicht endenwollenden Beifall«, der auch am letzten Abend jeder Nennung des populären Namens zuteil wurde wie insbesondere dem Vorwort zu meinem Plagiat »Apokalypse«:

Ich spreche nun, ich glaube zum erstenmale, mein Gedicht »Apokalypse«, welches bereits als Plagiat in die Literaturgeschichte Eingang gefunden hat. Das Verdienst, als erster darauf hingewiesen zu haben, daß darin Visionen und Worte aus der Offenbarung Johannis ohne Angabe der Quelle verwendet sind, gebührt dem in Berlin ansässigen Wiener Schriftsteller Ehrenstein, der mir dahinter gekommen ist, nachdem ich seine Eigenart entdeckt und gefördert hatte. Der Hinweis auf mein Plagiat, der in Schriftsätzen des Herrn Kerr an das Amtsgericht Charlottenburg eine Rolle spielt, ~~ist~~ zunächst ohne Angabe der Quelle Ehrensteins erfolgt, die erst auf mein Betreiben zitiert wurde. Dagegen stammt von Kerr selbst die folgende Enthüllung:

Er hat also . . hier (Apokalypse) ein Plagiat begangen. Auch anderswo .... Kraus schreibt in einer Polemik (‚Fackel' 1924, S. 162) den Satz: »Aber wenn es schon hohl klingt, wo ein Kopf mit einem Buch . . . zusammenstößt« u. s. w. . . er vergißt jedoch leider mitzuteilen, daß dieses Witzwort von Lichtenberg stammt. Nicht von ihm. (Lichtenberg: »Wenn es hohl klingt, wo ein Kopf mit einem Buch zusammenstößt, muß es dann immer das Buch gewesen sein?«)

Wozu ich nur zu bemerken habe, daß Herr Kerr die Lichtenberg'sche Wendung falsch zitiert, weil er sie eben nicht gleich mir dem Original entnommen hat. Aber ich gebe die Versicherung und zwar ohne Angabe der Quelle Schillers, daß die schönen Tage von Aranjuez bald zu Ende sein werden.

Die faden Fehden

Zunächst sind es zwei Zuschriften, die mich zu einer Erläuterung des letzthin Gesprochenen zwingen. Die veranstaltende und administrativ vortrefflich funktionierende Konzertdirektion schreibt:

Sehr verehrter Herr Kraus!

Sie wissen, wie sehr wir Sie als Künstler schätzen, und daß wir aus dieser Hochschätzung heraus mit Freuden den Vertrag mit Ihnen geschlossen haben, dem wir in allen — teilweise sehr schwer zu erfüllenden — Punkten prompt nachgekommen sind.

Einer dieser Punkte war die von mir gestellte Bedingung, daß die Presse nicht einzuladen sei.

Nun müssen wir Sie aber auch bitten, uns die Situation nicht zu erschweren. Sie gaben gestern im Rahmen eines Offenbach-Abends eine außerhalb des Programms stehende Erklärung persönlicher Art ab, die uns als Veranstaltern Ihrer Vorträge der Öffentlichkeit gegenüber besonders peinlich ist. Das werden Sie gewiß einsehen.

Ich sehe es ein.

Wir sind nun einmal auf gute Beziehungen zur Presse angewiesen und es kann für unsere Firma die schwersten Folgen haben, wenn in einem von uns veranstalteten Vortrag ein so scharfer Angriff gegen eine prominente Stelle der Presse erfolgt.

Das sehe ich nicht ein.

Wir bitten Sie demnach sehr, den Rahmen der künstlerischen Abwicklung Ihrer Programme bei den nächsten Abenden nicht wiederum zu sprengen und Erklärungen, die außerhalb des Programms liegen, zu vermeiden.

Danach will ich handeln. Es scheinen im Grunde doch rein ästhetische Rücksichten zu sein, die der Konzertdirektion den Wunsch eingegeben haben, den Rahmen meines Programms nicht gesprengt zu sehen. Was ich sprengen will, ist tatsächlich nicht der Rahmen meines Programms, sondern etwas ganz anderes. In einer Berliner Zeitung habe ich den Titel gefunden: Musik und Strafvollzug, und schon geglaubt, es beziehe sich darauf, daß ich im Rahmen eines Offenbach-Vortrages einen scharfen Angriff gegen eine prominente Stelle der Presse vollführt habe. Wiewohl nun kein Wort, das ich zu sagen für gut befinde, außerhalb irgendeines Rahmens gesprochen sein kann, auch nicht des Rahmens der Offenbach-Welt, so bin ich doch entschlossen, der Konzertdirektion entgegenzukommen

und meine Erklärungen persönlicher Art innerhalb des Programms der eigenen Schriften abzugeben. *[Lebhafte Heiterkeit]* Ich kann das umso leichter tun, als ja der ganze Inhalt meines Programms und aller meiner Programme aus nichts anderem besteht als aus dem Kampf gegen die Presse und deren prominente Stellen, was vielleicht der Konzertdirektion bisher nicht bekannt war. Die Zuschrift der Firma, in der sich die Furcht vor der Rache der prominenten Stellen ausdrückt, nehme ich als einen dankenswerten Beleg für die Notwendigkeit jenes Kampfes zur Kenntnis, und ich fühle mich innerhalb einer gesellschaftlichen Ordnung, in der dieser Kampf noch nicht zur Entscheidung gelangt ist, moralisch verpflichtet, den tieferen Sinn der Bitte zu unterstreichen und zu unterstützen. Die Konzertdirektion kann natürlich nicht im Ernst glauben, irgendeinen Einfluß auf meine geistigen Entschließungen, auf ein Wort innerhalb oder außerhalb meines Programms nehmen zu können, und richtet in Wahrheit den Brief nicht an mich, sondern an die prominenten Stellen der Presse, an die ich ihn gern weiterleite und vor denen ich zum Schutze der Konzertdirektion bereit bin, eidlich zu erhärten, daß sie an der Gestaltung oder Durchbrechung meiner Programme vollkommen unschuldig ist. Ich weiß, daß wie Wallensteins Kammerdiener ein jeder Faktor der heutigen Betriebs- und Kunstwelt das gewisse kleine Gut im Kärntnerland hat »und sorgt, sie nehmen's ihm, weil er bei mir ist«. Ich erkläre also, daß die Konzertdirektion, die sich eben nie mit mir hätte einlassen sollen und es wahrscheinlich nie wieder tun wird *[Heiterkeit]*, von meinem Beginnen ebenso überrascht und überrumpelt war wie jeder andere meiner Zuhörer.

Einer dieser, ein Verehrer des Herrn Kerr, schreibt mir nun, mit Angabe der Telephonnummer, von der ich aber keinen Gebrauch gemacht habe:

Sehr geehrter Herr Kraus!

Man kann ein Verehrer Alfred Kerrs sein — und trotzdem Ihre Arbeit achten Ich bin solch merkwürdiges Individuum. *[Stürmische Heiterkeit]* Ich bitte Sie daher, an Ihrem nächsten Abend

die gegen Kerr gestern erhobenen Vorwürfe zu beweisen und zweitens sich darüber zu äußern, warum Sie die Klage gegen Kerr zurückgezogen haben. (Sie wollen doch selbst verklagt werden.)

Daß hierin kein Widerspruch gelegen ist und daß ich trotz voraussichtlicher Verurteilung in Berlin lieber geklagt sein als klagen will, glaube ich letzthin schon auffassungsfähigeren Hörern gesagt zu haben. Auch die Gründe angedeutet zu haben, warum ich die Klage gegen Herrn Kerr — zugleich mit der Zurückziehung seiner Klage gegen mich — zurückgezogen habe. Was den anderen Wunsch des Briefschreibers betrifft, so kann er nicht so leicht erfüllt werden wie der der Konzertdirektion. Beweise habe ich vor Gericht zu führen. Da ich aber vermutlich noch weitere dreißig Jahre die Fackel herausgeben werde, ehe mir diese Gelegenheit von Herrn Kerr gewährt werden wird *[Zustimmung]* so werde ich natürlich die Beweise schon in der Fackel führen, in deren Forum ich doch eben den ganzen Fall retten wollte, als ich ihn der Judikatur entzog. Nur muß ich die Ungeduld der Verehrerschaft des Herrn Kerr auf das übernächste Heft der Fackel vertrösten. Bis dahin ist beiweitem keine so lange Frist als jene, auf die mich Herr Kerr bis zur endlichen Austragung meiner Klagesache anweisen wollte. Im nächsten Heft der Fackel bin ich hauptsächlich mit einer andern Persönlichkeit beschäftigt, die zu beleidigen mir nicht gelingen will, gleichfalls einer prominenten Stelle der Presse, einem Originalmitarbeiter des Neuen Wiener Journals, nämlich dem Polizeipräsidenten von Wien *[Stürmische Heiterkeit]*. Was nun die Beweise betrifft, die ich wegen ihres ungeheuren Umfangs beim besten Willen nicht im mündlichen Vortrag abwickeln könnte — sie würden dessen Rahmen sprengen —, so erkläre ich schon jetzt, daß sie fast ausschließlich von Herrn Kerr selbst bereitgestellt sein werden, wenngleich nicht in seiner Eigenschaft als deutschnationaler Patriot. Sie sind in diesen eigenhändig verfaßten Schriftsätzen des Herrn Kerr enthalten *(vorweisend)*, in Manuskripten, für die der Verlag Rowohlt viel Honorar zahlen würde und die ich völlig kostenlos erworben habe. Da der Autor ohne Zweifel Abschriften besitzt, so würde ich ihm raten,

Prävenire zu spielen und es zu riskieren, diese Schriftsätze selbst zu veröffentlichen. Ich glaube aber nicht, daß er es tun wird. Der Besitz dieser Werke ist der Erfolg meines erledigten Prozesses, in welchem ich Kläger war. Um dieser Beute willen hätte ich hundert Prozesse angestrengt und hundert zurückgezogen. Daß Herr Kerr es nicht wagen wird, diese Beute, die ich ihm hiemit ausdrücklich anbiete, als sein geistiges Gut zu reklamieren und der geistigen Welt Deutschlands zu präsentieren, davon bin ich überzeugt. Er hat bloß die kleine Notiz gewagt, die er gestern unter der dürftigen Spitzmarke »Glossenzettel« in seine schon bekannte Rubrik »Die faden Fehden« eingereiht hat. Dieser bescheidene Titel, der von dem geringen Maß polemischen Selbstvertrauens des Herrn Kerr Zeugnis gibt, wird, was den Partner der Fehde betrifft, kaum zu halten sein. Denn ich will schon dafür sorgen, daß die reichsdeutschen Leser, ja selbst die Verehrer des Herrn Kerr auf die Kosten der Unterhaltung kommen! Herr Kerr, dessen Polemiken seit Jahrzehnten anerkanntermaßen an Kraft gewinnen, wenn sie wortwörtlich von mir übernommen werden *[Großer Beifall]*, schreibt (Berliner Tageblatt, Abendausgabe 29. März):

Die faden Fehden.

Ein Wiener Literat (ich nenne ~~seinen~~ Namen nicht: um ihn zu ärgern) hat in einer »Vorlesung« unsaubere Beschimpfungen wider mich versucht. (Wer glaubt ihm?) *[Stürmische Unterbrechung. Das Auditorium ruft: Alle!]*

Dies die Tatbestandsaufnahme, die Herr Kerr sichtlich nicht für eine Klage wegen Ehrenbeleidigung zu verwenden beabsichtigt. Ich nenne den Namen des Herrn Kerr, ich nannte ihn stets und ich habe den Träger dieses Namens einen Schuft genannt. Die Absicht, ihn zu ärgern, hat mich nicht geleitet, sondern die

F
51

Absicht, die Theatermenschheit von ihm zu befreien. Wer mir glaubt? Ein Saal, der es durch dröhnenden Beifall bezeugt hat. *[Stürmische Zustimmung.]* Und hundert Säle würden mir glauben. Aber das wäre vielleicht nur eine Podiumwirkung, wie ich sie vor Asthmatikern voraushabe. Ich glaube indes, daß mir die geistigen und reinen Leser, die es in Deutschland gibt, glauben werden, wenn sie lesen, was zu schreiben, nein was abzudrucken ich versprochen habe. Herr Kerr wird vor mir satirisch und setzt die Vorlesung, die ich gehalten habe, in Gänsefüßchen. Aber diese Füßchen eines Gänserichs hinken *[Lebhafte Heiterkeit]*, dieses Verziehen eines schlecht gespitzten Mundes ist eine Unwahrhaftigkeit und er weiß, daß er sein Lebtag noch keinen Vortrag erlebt, geschweige denn gehalten hat, der an den von »Pariser Leben« hinanreichen könnte. *[Stürmische Zustimmung.]* Wenn dem Herrn Kerr, den als meinen polemischen Partner sich vorzustellen schon etliche Phantasie erfordert — wenn ihm der Atem ausgeht und ihn selbst der Mangel an Witz, der ihn sonst auszeichnet, im Stiche läßt *[Heiterkeit]*, wenn er in die Situation gerät, die im Theaterjargon »bibbern« heißt, so wird er leger, unbefangen und tut so, als ob ihn die geringfügige Sache gar nicht alterierte. Er schreibt:

> Man soll den faden Fehden einen heiteren Zug abgewinnen. Der Herr war von mir öffentlich ein Verleumder genannt worden. Er erhob Klage. Doch obschon er die Möglichkeit hatte, sie durchzuführen, stand er hochherzig davon ab.

Nein, ganz so schlicht und geradezu verhält sich die Angelegenheit nicht *[Lebhafte Heiterkeit.]* und ich muß den Hörer bitten, zu warten, bis er ein Leser wird, um das ganze Ausmaß dieser Verlogenheit ermessen und entscheiden zu können, ob Herr Kerr mir wirklich die Möglichkeit gelassen hat, die Klage durchzuführen. Die Hochherzigkeit seines eigenen Anwaltes, der den Antrag stellte, Klage und Widerklage gegen einander zu kompensieren, sollte er doch mir nicht nachrühmen! Warum hatte ich geklagt? Worum ging es in diesem Prozeß? Empfand ich es wirklich als Ehrenmakel, daß Herr Kerr mich einen Verleumder genannt hatte? Nein: ich wollte vor der dupierten Öffentlichkeit, der er sich als Pazifisten nach dem Umsturz empfahl, die Tätigkeit des Herrn Kerr während des Kriegs zur Anschauung bringen, und daß er so und auch anders könne. Es sei wie es wolle — *[Stürmische Heiterkeit und Applaus]* es war doch so schön. Warum hatte er mich Verleumder genannt? Neben zahllosen blutrünstigen Gedichten, die er in der Scherl'schen Kriegslivree unter dem nom de guerre »Gottlieb« veröffentlicht hatte, habe ich ihm eines, das nicht gräßlicher war als die andern, mit Unrecht zugeschrieben. Das war eine Angelegenheit der tatsächlichen Berichtigung, Herr Kerr zog es vor, von Verleumdung zu sprechen. Warum habe ich meine Klage zurückgezogen? Ich habe meine Klage gegen den Herrn Kerr, wie ich schon neulich selbst enthüllt habe, zurückgezogen — wie Herr Kerr die seine gegen mich, was er zu enthüllen unterläßt —, weil (und das wird gründlich erörtert werden) der Beklagte prompt am Vortag vor jedem, immer wieder durch anderthalb Jahre neu angesetzten Termin einen neuen Schriftsatz überreicht hat, der, strotzend von doloser Fälschung, Verleumdung, Denunziation meines Vaterlandsverrats, doch beantwortet werden mußte, um den ungünstigen Eindruck auf die Richter, den Herr Kerr präparierte, entgegenzuwirken. Ich ging schließlich auf das Anerbieten des Herrn Dr. Wolfgang Heine ein, weil der Prozeß nie zu Ende gegangen wäre und ich die schönen Schriftsätze des Herrn Kerr, von ihm selbst verfaßt, nie freibekommen hätte. Dazu kamen außerordent-

ganz bestimmt den von der Konzertdirektion vorgestellten Rahmen sprengen würde. *[Heiterkeit.]* Ich muß also um Geduld und um etwas Vertrauen bitten, das ich mir ja bei Kerr-Verehrern zugleich mit der Achtung vor meiner Arbeit verdient zu haben glaube. Es wird aber auch keinen Todfeind geben, der meinen könnte, daß ich eine angekündigte Aktion nicht exakt, zu allseitiger Befriedigung und so daß auch Herr Kerr seine ästhetische Freude hat, durchführen werde. Ecco. *[Stürmischer Beifall.]* Leider scheint er nun ganz und gar damit einverstanden, daß die Verweisung der Sache an das literarische Forum, die ich durch Zurückziehung meiner Klage vorgenommen habe, eine endgültige bleibt. Er schließt seine interessante Notiz »Die faden Fehden« mit dem Absatz:

Ich verweise (nicht ungern) auf S. 209 meines Buchs »Es sei, wie es wolle . . .« — wo er gezeichnet ist.

Nämlich ich. Und zwar durch das Verslein vom »Krätzerich«, mit dessen wörtlichem Abdruck ich schon im Jahre 1913 eine Zeichnung besorgt habe, die der Literaturgeschichte angehört. Herr Kerr beruft sich jetzt auf diese Verse, wiewohl er für Gerichtszwecke dieselbe Polemik, die die Affäre Jagow betraf, als einen Exzeß zu entschuldigen versucht hat. Es sei, wie es wolle... *[Stürmische Heiterkeit.]* Diese Verweisung auf S. 209 statt auf das Amtsgericht dürfte für die Verehrer des Herrn Kerr eine herbe Enttäuschung bilden. Denn sie werden sich immerhin sagen, daß es ein großer Unterschied ist, ob »ein Wiener Literat« eine Klage wegen des Wortes »Verleumder« in Berlin zurückzieht oder ob der Führer des Berliner Geisteslebens die Bezeichnung »Schuft«, gefallen in mündlichem Vortrag vor Berliner Hörern, auf sich sitzen läßt. *[Stürmischer Beifall.]* Wie? das Wort Schuft, das eine bestimmte unehrenhafte Gesinnung bezeichnet, sollte in die Kategorie der unsauberen Beschimpfungen gehören? Und um diesen entgegenzutreten, beruft sich einer darauf, daß er mich einen Krätzerich genannt hat und dergleichen mehr? Aber seit wann ist das gute deutsche Sprichwort: Der größte Schuft im Land ist und bleibt der Denunziant eine Ungebühr und nicht eine der ethischen Gerechtsame gemäße Stigmatisierung? Beweise zu erbringen bin ich erbötig — könnte ich es nicht, wäre ich ein Schuft! Nur muß man etwas Geduld haben. Vor einem Berliner Gericht erbringe ich die Beweise morgen — vor dem literarischen Forum dauerts noch eine Weile.

Denn ich muß bitten, zu bedenken, daß ich wahrscheinlich der am meisten, wenngleich am erfolglosesten beschäftigte Schriftsteller in deutscher Sprache bin. Ich bin gegenwärtig zum Beispiel mit der Zurückführung des Bekessy nach Wien beschäftigt *[Lebhafte Heiterkeit]*, weil ich erkannt habe, daß es gegen die unüberwindlichen Mächte des österreichischen Bürgertums zwischen Hakenkreuz und Kurszettel, gegen die Schober, Benedikt und Sieghart angesichts des Versagens der revolutionären Drohung keine andere Zuchtrute gibt als den Erpresser, welchen ich aus der vorgestellten Welt einer den Krieg überlebenden Sittlichkeit vertrieben habe und den ich zurückrufen muß, auf die Gefahr hin, daß, wenn es gelingt, man wieder sagen wird, es sei das Verdienst der österreichischen Sozialdemokratie. *[Heiterkeit.]* Dieses Problem ist der Inhalt meines neuen Dramas, des Nachkriegsdramas »Die Unüberwindlichen«, das bald erscheinen wird und aus dem ich Ihnen gern einmal den dritten Akt vorgelesen hätte. Nebst der Eröffnung vieler künstlerischen Welten, vor allem der des göttlichen Offenbach, nebst Sprachlehre und allem was mir der Tag zuträgt, kämpfe ich zur Zeit auch gegen die Vaterländischen Verbände in Bayern, die eine Erklärung in der nationalistischen Presse erlassen hatten, mein »Traumstück«, das ich heute lesen werde, von der mutigen »Jungen Bühne« in München aufgeführt, sei die gemeinste Verhöhnung des toten Frontkämpfers. Ich kämpfe gegen die Macht des Troglodytentums, die immerhin den klaren Fall der Umsetzung des Totschlags in Druckerschwärze und der verkehrten Möglichkeit vorstellt. Doch immer wieder gegen die gefährlichere Macht eines halbschlächtigen Intellektualismus, der sich in Österreich wie in Deutschland, also überall dort, wo schlechtes Deutsch geschrieben wird, nicht scheut, sich jener Hilfe gegen mich zu bedienen. Totschlagen und Totschweigen — zu jenem zu feig, hoffen sie doch alle, mit diesem mich aus ihrer Welt zu schaffen. Ich habe das Gefühl, daß ich all diese Abwehr, alle diese Kämpfe, wenngleich nicht mit größerem praktischen Gelingen, so doch bei größerer Teilnahme beherzter Zeugen in Deutschland durchführen könnte, und es ist nicht unmöglich, daß ich, wenn mein dreißigjähriger Krieg gegen die österreichische Bourgeoisie aller Rassen, äußerlich völlig erfolglos, termingemäß abgeschlossen sein wird, hieher übersiedle *[Langanhaltender Beifall]*, um hier im Sinne der Erwartung meines toten Freundes und Kampfgenossen Frank Wedekind, das grauenhafte Philisterium, das sich des Theaterwesens unter der Maske zeitfortschrittlicher Ideen bemächtigt hat, zu bestreiten. Er hat mich im Gegensatz zu Herrn Alfred Kerr, der mich einen »kleinen mießen Verleumder« nennt und wie alle großbürgerlichen Journalisten und alle vor mir wehrlosen Machtzitterer auf die Fackel als auf ein »Blättchen« hinweist, als den »mutigsten Kämpfer Österreichs« apostrophiert, der »als Ethiker unter den Geistern der Welt für sittliche Werte kämpft, deren Verwirklichung uns das nächste Jahrhundert bringen kann«. Er hat von mir gesagt, ich »wäre der erste, der

dem Schauspieler den Weg zu der Darstellungskunst zeigen könnte, die unsere Zeit fordert«, und daß »die deutsche Bühne nur darauf wartet, mich mit offenen Armen zu bewillkommnen«.

So beglaubigt, erkläre ich, daß ich als diesen Weg zu der Darstellungskunst unserer Zeit nicht den Weg derer um Piscator erkennen kann. Ich wurde gebeten, meinen Aufsatz »Mein Vorurteil gegen Piscator« vorzulesen. Ich kann es nicht tun, weil dieses Vorurteil von neuen Eindrücken überholt ist. Ich habe »Hoppla, wir leben« gesehen und ich sage, daß wir so auf dem Theater nicht weiter leben werden, hoppla! *[Stürmische Zustimmung.]* Den Schlußruf »Man muß es ändern« mache ich mir zu eigen — ganz wie sich Herr Piscator meine »Letzten Tage der Menschheit« zu eigen gemacht hat und wie er sie wahrscheinlich ändern würde. Nie habe ich es glauben wollen, daß dieses Werk dem Stil des Theaters der Gegenwart entspreche, ja irgendetwas mit dem Theater zu schaffen habe. Jetzt weiß ich wenigstens, daß der Begriff der »Dramatisierung des Dokumentarischen«, den diese Leute haben, von mir bezogen und auf das grausam Schändlichste kompromittiert ist. Ich bewundere ihre Fertigkeit, den Dilettantismus, über den man in so reichem Maße verfügt, zugleich auf vier Szenen zu verteilen: rechts, links, oben und unten Dilettanten, und dazwischen die Wunder der Technik abgeklappert, die mit dem Theater überhaupt nichts zu tun haben. Aber die Arrangeure wollen ja mit dem Theater nichts gemein haben und hoffen, die Naturkräfte seines Raumes durch das Vorzeigen vergrößerter Zeitungsnotizen besiegen zu können. Als ob sich mit solchen Demonstrationen auch nur eine Beeinflußung des Massenbewußtseins im Sinne einer Versammlungswirkung erzielen ließe! Als ob mehr erreicht wäre, als daß tausend einzelne das Dokument dem Sekundengedächtnis einverleiben. Kläglicheres, Kleinbürgerlicheres, geistig Konterrevolutionäreres als diese Theaterspielerei in Text und Wiedergabe, mit kleinen Chargen und großem Gebrülle, als diese Entehrung des Kriegsleids durch die Zitierung vor die Seelen des Kurfürstendamms; gesinnungsmäßig Niedrigeres als diesen Kunstbetrieb einer Weltrevolution unter der Ägide von Katz und Katzenellenbogen hat die weite Welt nicht erlebt *[Stürmische Zustimmung]*, und es ist ganz in Ordnung, daß damit zwischen Newyork und Moskau gereist werden wird.

Mein Eindruck von den »Räubern« war bloß der, daß ein mittelmäßiges Heroentum auf die Walze zivilisatorischen Jargons abgezogen war, so daß Karl und Franz Mohr denselben Rhythmus hatten. Jener:

Phonographische Nachbildung des Ausbruchs:

Menschen — Menschen — falsche — heuchlerische — Krokodilbrut. Ihre Augen sind Wasser . . . . Küsse auf den Lippen — Schwerter im Busen . . . . Bosheit hab ich dulden gelernt, kann dazu lächeln, wenn mein erboster Feind mir mein eigen Herzblut zutrinkt. Aber — wenn Blutliebe zur Verräterin, wenn Vaterliebe zur Megäre wird — so fange Feuer männliche Gelassenheit, verwildere zum Tiger sanftmütiges Lamm, und jede Faser recke sich auf.

Ohne Grimm und Verderben. *[Große Heiterkeit.]* Franz jedoch:

Phonographische Nachbildung des jüngsten Gerichts:

Da hört' ich eine Stimme schallen aus dem Rauche des Felsens — Gnäde — Gnäde — jedem — Sünder — der Erde — und des Abgrunds — du — allein — bist — verworfen. Nun warum lachst du nicht? *[Stürmische Heiterkeit]*

Worauf ein aus einer alten Räubervorstellung stehengebliebener, also richtiggehender Daniel erwidert:

Kann ich lachen, wenn mir die Haut schaudert? *[Stürmische Heiterkeit]*

Mein Eindruck von »Hoppla wir leben« jedoch ist, daß Dilettanten ältesten Stils den Kitschkontrast von Soldatengräbern und tanzenden Girls unaufhörlich in die Feststellung fixieren *[phonographisch]*: Es ist unerträglich! Es geht so nicht weiter! Was natürlich die Verdiener im Parkett, auf die man mit haushohen Dokumenten einstürmt, völlig unbewegt läßt, den Gattinnen ein angenehmes Gruseln beibringt und zum Schluß dem trockenen Fazit »Man muß es ändern« die völlige Teilnahmslosigkeit dieser durchhaltenden Sippe sichert, die nichts fühlt, selbst wenn's ihr ermöglicht wäre, und mittut, weils der Herr Kerr befohlen hat. Lange wird aber selbst der Kurfürstendamm dafür nicht Entree zahlen und aus der Sackgasse dieser Dramaturgie gibt es nur den Ausweg in die Pleite. Ich fühle mich zu dieser hoffentlich nicht den Rahmen des Programms sprengenden Erklärung verpflichtet, weil Herr Piscator, wie man mir unaufhörlich versichert, seinen Traum von den »Letzten Tagen der Menschheit« noch nicht ausgeträumt hat und bereit wäre, auf dem laufenden

Hier fehlt im Schluße das Klischee vom »nicht endenwollenden Beifall«, der auch am letzten Abend jeder Nennung des populären Namens zuteil wurde wie insbesondere — schon bei der Anführung des Titels — dem Vorwort zu meinem Plagiat »Apokalypse«:

Ich spreche nun, ich glaube zum erstenmale, mein Gedicht »Apokalypse«, welches bereits als Plagiat in die Literaturgeschichte Eingang gefunden hat. Das Verdienst, als erster darauf hingewiesen zu haben, daß darin Visionen und Worte aus der Offenbarung Johannis ohne Angabe der Quelle verwendet sind, gebührt dem in Berlin ansässigen Wiener Schriftsteller Ehrenstein, der mir dahinter gekommen ist, nachdem ich seine Eigenart entdeckt und gefördert hatte. Der Hinweis auf mein Plagiat, der in Schriftsätzen des Herrn Kerr an das Amtsgericht Charlottenburg eine Rolle spielt, war zunächst ohne Angabe der Quelle Ehrensteins erfolgt, die erst auf mein Betreiben zitiert wurde. Dagegen stammt von Kerr selbst die folgende Enthüllung:

Er hat also . . hier (Apokalypse) ein Plagiat begangen. Auch anderswo .... Kraus schreibt in einer Polemik (‚Fackel' 1924, S. 162) den Satz: »Aber wenn es schon hohl klingt, wo ein Kopf mit einem Buch . . . zusammenstößt« u. s. w. . . er vergißt jedoch leider mitzuteilen, daß dieses Witzwort von Lichtenberg stammt. Nicht von ihm. (Lichtenberg: ›Wenn es hohl klingt, wo ein Kopf mit einem Buch zusammenstößt, muß es dann immer das Buch gewesen sein?‹)

Wozu ich nur zu bemerken habe, daß Herr Kerr die Lichtenberg'sche Wendung falsch zitiert, weil er sie eben nicht gleich mir dem Original entnommen hat. Aber ich gebe die Versicherung, und zwar ohne Angabe der Quelle Schillers, daß die schönen Tage von Aranjuez bald zu Ende sein werden.

*

Am Schluße fehlt das Klischee vom »nicht endenwollenden Beifall«, der auch am letzten Abend jeder Nennung des populären Namens zuteil wurde wie insbesondere — und schon bei der Anführung des Titels — dem Vorwort zu meinem Plagiat »Apokalypse«:

Ich spreche nun, ich glaube zum erstenmale, mein Gedicht »Apokalypse«, welches bereits als Plagiat in die Literaturgeschichte Eingang gefunden hat. Das Verdienst, als erster darauf hingewiesen zu haben, daß darin Visionen und Worte aus der Offenbarung Johannis ohne Angabe der Quelle verwendet sind, gebührt dem in Berlin ansässigen Wiener Schriftsteller Ehrenstein, der mir dahinter gekommen ist, nachdem ich seine Eigenart entdeckt und gefördert hatte. Der Hinweis auf mein Plagiat, der in Schriftsätzen des Herrn Kerr an das Amtsgericht Charlottenburg eine Rolle spielt, war zunächst ohne Angabe der Quelle Ehrensteins erfolgt, die erst auf mein Betreiben zitiert wurde. Dagegen stammt von Kerr selbst die folgende Enthüllung:

Er hat also . . hier (Apokalypse) ein Plagiat begangen. Auch anderswo .... Kraus schreibt in einer Polemik (‚Fackel' 1924, S. 162) den Satz: »Aber wenn es schon hohl klingt, wo ein Kopf mit einem Buch . . . zusammenstößt« u. s. w. . . er vergißt jedoch leider mitzuteilen, daß dieses Witzwort von Lichtenberg stammt. Nicht von ihm. (Lichtenberg: »Wenn es hohl klingt, wo ein Kopf mit einem Buch zusammenstößt, muß es dann immer das Buch gewesen sein?«)

Wozu ich nur zu bemerken habe, daß Herr Kerr die Lichtenberg'sche Wendung falsch zitiert, weil er sie eben nicht gleich mir dem Original entnommen hat. Aber ich gebe die Versicherung, und zwar ohne Angabe der Quelle Schillers, daß die schönen Tage von Aranjuez bald zu Ende sein werden.

*

Zu der in Berlin schon ein geflügeltes Wort gewordenen Frage »Wer glaubt ihm?« schreibt ein Berliner Hörer:

— — denn der größte Teil der Presse verwahrt sich dagegen, ihrem »prominentesten« Mitglied eine unangenehme Antwort vorzulegen; jener kleine Teil aber, der ihm gern einmal eins auswischen möchte, steht hier in einer Front mit ihm gegen einen gemeinsamen Feind, den leibhaftigen Satan Nichtgenanntsollerwerden! Von so sicherem Port läßt sich gemächlich fragen, und vollends verständlich wird der Mut, den Herr Kerr für seine Frage aufbringt, wenn eine Konzertdirektion aus Angst vor dem drohenden Preßrevolver sich anstrengt, auch die gesprochene Antwort zu verhüten. Doch diese Antwort ließ sich nicht unterdrücken. Wer ihm glaubt? Die Befragten im Schwechtensaal riefen: »Alle!« Daß zu diesem Bekenntnis mehr Mut gehört als zur Frage, wird Herrn Kerr einleuchten, wenn er erwägt, daß sich unter den Rufern viele Kampfgenossen befinden, die sich unter ihrem Wortführer Alfred Kerr pazifistisch und revolutionär betätigen, infolgedessen also gewärtig sein müssen, vom patriotischen Spitzel Alfred Kerr wegen Landesverrats denunziert zu werden! »Überrascht Sie denn das beim Kerr?« fragte mich ein bekannter Publizist, als er sah, in welche Erregung mich die Enthüllung versetzt hatte. So sieht die Meinung über Herrn Kerr aus! Wohl hätte auch ich ihm die Schufterei zugetraut, die Vertrotzelung aber, mit der er sich entblößt hat, schien mir über das Maß dessen hinauszugehen, was selbst in einem afghanischen Herzogtum die Polizei erlaubt, was jedoch der revolutionäre Pazifismus noch lange nicht erlauben darf, wenn er vor Schändung ~~bewahrt~~ bewahrt werden will! Jener Publizist entgegnete mir: »Wer nimmt einen Hanswurst denn so ernst!« Dieser Schnuppestandpunkt ~~etwa~~ ist es, der es einem Hanswurst ermöglicht, uns dadurch zu kompromittieren, daß er, ohne durch Narrenkappe und Eselsohren gekennzeichnet zu sein, auf dem Führersitz das Narrenszepter schwingen darf. Gewiß beweist die Art, wie er auf die Enthüllung reagiert hat, daß er endgültig darauf verzichtet, ernstgenommen zu werden, ja daß er sich selbst nicht ernstnimmt, wenn er die Vorlesung in Gänsefüßchen setzt und den Wiener Literaten nicht nennen will, um ihn zu ärgern. Das Niveau seiner »Polemik« zeigt aber auch, daß es bei ihm nicht einmal zum Hanswurst langt, und daß der revolutionäre Pazifismus, wenn er sich schon unbedingt einen dummen Aujust leisten zu müssen glaubt, hier gewiß nichts zu lagen hat!

Zu der in Berlin schon ein geflügeltes Wort gewordenen Frage »Wer glaubt ihm?« gibt ein Berliner Hörer den folgenden Situationsbericht:

Berlin-Halensee, 10. IV.

— — Denn der größte Teil der Presse verwahrt sich dagegen, ihrem »prominentesten« Mitglied eine unangenehme Antwort vorzulegen; jener kleine Teil aber, der ihm gern einmal eins auswischen möchte, steht hier in einer Front mit ihm gegen einen gemeinsamen Feind, den leibhaftigen Satan Nichtgenanntsollerwerden! Von so sicherem Port läßt sich gemächlich fragen, und vollends verständlich wird der Mut, den Herr Kerr für seine Frage aufbringt, wenn eine Konzertdirektion aus Angst vor dem drohenden Preßrevolver sich anstrengt, auch die gesprochene Antwort zu verhüten. Doch diese Antwort ließ sich nicht unterdrücken. Wer ihm glaubt? Die Befragten im Schwechtensaal riefen: »Alle!« Daß zu diesem Bekenntnis mehr Mut gehört als zur Frage, wird Herrn Kerr einleuchten, wenn er erwägt, daß sich unter den Rufern viele Kampfgenossen befinden, die sich unter ihrem Wortführer Alfred Kerr pazifistisch und revolutionär betätigen, infolgedessen also gewärtig sein müssen, vom patriotischen Spitzel Alfred Kerr wegen Landesverrats denunziert zu werden! »Überrascht Sie denn das beim Kerr?« fragte mich ein bekannter Publizist, als er sah, in welche Erregung mich die Enthüllung versetzt hatte. So sieht die Meinung über Herrn Kerr aus! Wohl hätte auch ich ihm die Schufterei zugetraut, die Vertrottelung aber, mit der er sich entblößt hat, schien mir über das Maß dessen hinauszugehen, was selbst in einem afghanischen Herzogtum die Polizei erlaubt, was jedoch der revolutionäre Pazifismus noch lange nicht erlauben darf, wenn er vor Schändung bewahrt werden will! Jener Publizist entgegnete mir: »Wer nimmt einen Hanswurst denn so ernst?« Dieser Schnuppestandpunkt eben ist es, der es einem Hanswurst ermöglicht, uns dadurch zu kompromittieren, daß er, ohne durch Narrenkappe und Eselsohren gekennzeichnet zu sein, auf dem Führersitz das Narrenszepter schwingen darf. Gewiß beweist die Art, wie er auf die Enthüllung reagiert hat, daß er endgültig darauf verzichtet, ernstgenommen zu werden, ja daß er sich selbst nicht ernstnimmt, wenn er die Vorlesung in Gänsefüßchen setzt und den Wiener Literaten nicht nennen will, um ihn zu ärgern. Das Niveau seiner »Polemik« zeigt aber auch, daß es bei ihm nicht einmal zum Hanswurst langt, und daß der revolutionäre Pazifismus, wenn er sich schon unbedingt einen dummen Aujust leisten zu müssen glaubt, hier gewiß nichts zu lachen hat!

*

Kerr hat also, da die Antwort vom 29. März in Berlin als zu bescheiden empfunden wurde, aufgefrischt von seinen Wiener Penbrüdern, die ihn als Tänzerich der Frau Niese zugesellt hatten, Atem geholt, um etwas Kräftigeres zu tun. Der Glossenzettel, vor der Abreise hingeworfen, war nichts, es staunte der Fachmann und der Kerr-Verehrer wunderte sich, aber nun, nach der Rückkehr, wurde ihm wohl die Tragweite dessen gegenwärtig, was sich inzwischen begeben hatte. So ~~ließ~~ er denn am 12. April im Berliner Tageblatt »Steile Strophen« erscheinen, in der Hoffnung, daß ich da nicht mehr mit hinaufkommen und daß nun für alle Zeit Ruhe sein werde. ~~Nach einem~~ »Sang eines Verliebten«, worin er ~~sich~~ ein rüstiger Sechziger, ~~an das süße Bein eines Mägdleins hängt und an diesem sterben wird~~, folgt ein scheinbarer Kontrast, der aber von weit tieferer Brunst zeugt und erkennen läßt, an welchem Bein er in Wahrheit zu sterben Aussicht hat. Da ich in ~~jedlichen~~ Dingen keine Prüderie kenne und grausam wie ich bin, drucke ich es ab:

Der Polemist.

I.

Wenn ich diesen Burschen lese,
Mahnt mich immer was an Käse.
Wie er schabt und wie er schuftet,
Silben dreht und Worte klaubt,
Wie er schweißverweslich duftet,
Wie er glubscht, ob man ihm glaubt.
Wie er mistet, rabulistet!
(Allemal
Stellt das Krupp:e:ig sich »entrüstet
Aus Moral«.
Sittlich die Empörungsmiene.
Polemistviech mit Routine).

II.

Sätze pflücken, Sinn verrücken,
Fetzen fälschen, Finten fudeln,
Letzte Journalistentücken
Mit dem Brustton eines Edeln.
Winkelanwalt, Kniffgruppierer.
Täuschen ist sein Tagewerk.
Ehrenschänder, Schmähschriftschmierer,
Aufgeblähter Jammerzwerg.
Auf spottbilligen Gebieten
An dem kleinsten Auswuchs klebt er.
Parasit an Parasiten
(Darin lebt er; davon lebt er.)
Firm in fälschender Gemeinheit,
Schmierian wie eh und je,
Kämpferich für Recht und Reinheit
Mit dem Dreh.
Schwindelschwätzer | »u« für »x«.
Richterpose; Gaunertricks.
Eine pathosmieße, fette,
Krüppelkrumme, lügenlahme,
Kleine Querulantenklette
Mit dem Hunger nach Reklame.

III.

Ohne Hemmung, ohne Störung,
Täuscht und arrangschiert er plump.
Immer Brustton der Empörung: —
Ein »gerechter« Lump.

IV.

Düfte dringen, Lügen klingen . . .
Lächelnd ruft man dann und wann
Götz von Berlichingen
An.

Hier erhebt sich vor allem die Frage, ob er denn gar niemanden hat, der ihn berät und der ihn von Schritten, die ins Verderben führen, abhalten würde. In redaktionellen Kreisen besteht naturgemäß kein Gefühl für Verantwortung und dort wird man ihm die technischen Möglichkeiten, einen Ausbruch der Besinnungslosigkeit vor das Publikum gelangen zu lassen, weit lieber öffnen als sperren. Aber die Familie müßte ihr Veto einlegen und selbst der unverwundene Groll zurücktreten, wenn es gilt, einen Schwiegersohn im Jubeljahre vor heilloser Schädigung des Ansehens zu bewahren. Es ist ohne Zweifel eine der tragischesten Angelegenheiten der Literatur und ich muß sagen, daß der Zustand, in dem sich ~~dieser Kerl~~ chronisch seit Jahrzehnten, akut seit Wochen befindet, setzt mir, dem Schuldtragenden, Mitleid einflößt, so daß ich schwanke, ob ich von der stärkeren Kraft, die mir gegeben ist, Gebrauch machen soll: ihn abzudrucken. Wenn sein Blatt es schon getan hat, darf darum auch ich es tun? So greulich der Verblendete mein Bild zeichnet, ich habe, bewundert viel und viel gescholten, doch manches mit der Helena gemein:

> Das Übel, das ich brachte, darf ich nicht
> Bestrafen. Wehe mir! Welch streng Geschick
> Verfolgt mich, überall der Männer Busen
> So zu betören, daß sie weder sich
> Noch sonst ein Würdiges verschonten . . . .
> Einfach die Welt verwirrt' ich, doppelt mehr,
> Nun dreifach, vierfach bring ich Not auf Not.

Ich dürfte es nicht und die ~~Schonung des~~ Kranken hätte der polemischen Lust Einhalt zu tun, wenn nicht wieder die Pflicht ~~den Vorrang hätte~~, eben an solchem Fall die Möglichkeit des journalistischen Betriebs darzustellen und eine Unverantwortlichkeit, wie sie wohl in keinem andern sozialen Beruf denkbar wäre. Darum muß ich mich des schönen Vorrechtes einer Humanität begeben, die mich darauf verzichten ließe, ihn ~~abzudrucken~~. Denn das ist ja der ungeheure, ihm bei aller Gesinnungslosigkeit tief bewußte Unterschied zwischen uns beiden, daß ich ihn nur wortgetreu zu zitieren brauche, um ihm wehe zu tun, während er nicht ein polemisches Wort von mir übernehmen könnte, ohne ~~sich~~ gleichfalls zu schaden. Er weiß ja ganz genau, daß ich weder jemals in einem anderen Falle noch insbesondere in dem seinen »fälschen«, »täuschen«, »gruppieren«, »arrangieren« mußte, um der stärksten Wirkung sicher zu sein; daß wenn je der schlichte Nachdruck eines Angriffes gegen mich für den Angreifer schmerzlich, so in seinem Falle tödlich war, und das eben ist es ja, was ihn zur Raserei, zu immer neuen Exzessen treibt und zu Selbstmorden, die längst schon überflüssig sind und vom Verblichenen nur mehr in effigie vorgenommen werden. Denn in der Journalistik kann man ja, wenn ich die Todesursache bin, auf diese Art seine Existenz fristen. Wie sie sich alle zu entschädigen suchen, indem sie ihre Minusse mir aufdisputieren!

> War ich das alles? Bin ich's? Werd' ich's künftig sein,
> Das Traum- und Schreckbild jener Städteverwüstenden?

Ich weiß nicht, ob dieser Kerr just der ~~Ansicht~~ ist, der »sich inbrünstig noch zu mir gesellte«. Aber ich weiß, daß er eine der üppigsten Haßbuhlschaften vorstellt, die mir auf meinem verschlungenen Pfad zugestoßen sind. Und sicher ist er der Lynkeus, der mich ja auch in »Es sei, wie es wolle . . .« gezeichnet hat. Oft noch wird er vor mir zu Versen hingerissen sein, Schätze zu meinen Füßen herbeischleppen, Kisten voll Invektiven, die alle nur verkehrte Liebespfänder sind. Nun, ich schwinde nicht Helenen gleich hin, mir selbst zum Idol werdend, ~~aber~~ ich muß doch eine gewisse Ähnlichkeit mit meinem Monument haben, ~~welches~~ seit undenklichen Zeiten mit steinerner Gelassenheit allerlei Notdurft ~~in~~ Exhibitionismus über sich ergehen läßt, aber die lebendige Kraft hat, die an ihm vermerkten Pissoirinschriften ~~ins rechte Licht~~ zu ~~ficken~~, damit sie nur ja alle Vorbeigehenden lesen können. Ich habe die Empfindung, daß das zum Monument gehört und erst in gegenseitiger Verewigung das wahre Bild zustandekommt, das die Nachwelt von dieser Gegenwart empfangen wird. So werde ich immer wieder Verse abdrucken, die, wenn der Verfasser zu sich kommt, von ihm ganz bestimmt eher in die Kategorie der »unsauberen Beschimpfungen« gerückt werden als die ehrliche Bezeichnung »Schuft«, für die ich doch mit aller besonnenen Sachlichkeit Beweise in Aussicht gestellt habe. Mit Kruppzeug und Polemistviech, mit dem ~~Selbstbetrug~~, daß ich fett und krüppelkrumm sei, ist dagegen doch nicht aufzukommen und der unverwüstliche Götz von Berlichingen dürfte ~~zunächst~~ wohl mit der eisernen Hand in einen Angsttraum ~~gelangt haben~~. Herr Kerr will der Welt einreden, er glaube, daß meine Prosa ihm die Vorstellung unappetitlichster Körperlichkeit vermittelt habe, aber der Vortrag der Briefarie Metallas, von Wedekinds Andacht unterm Apfelbaum und vieles andere, das ihn von seiner ~~Fiktion~~ befreien könnte, wäre ja als Kunstleistung schon ein Wunder, wenn es der Region von Käse und »Schweißverweslichem« entstammte. Damit ist's also nichts, alles nur Angstschrei eines Getroffenen, der vor dem entscheidenden Schlag ~~zittert~~, nichts als wirklich »Versuch« unsauberer Beschimpfungen, zu absolutem Mißlingen verurteilt, an und für sich und umsomehr vor der unbeirrbaren Nüchternheit, mit der ich in medias res einer brüchigen Reputation eingreife. Freilich wird in der Psychiatrie der Fall nicht häufig ~~vorkommen~~, daß die Angst des Schuldbewußtseins zwischen den Lauten der

Tobsucht noch die handfeste Lüge ~~ermöglicht~~, die auf uneingeweihte Hörer als die Aussage des Kenners wirkt. Herr Kerr weiß den Lesern des Berliner Tageblatts, welches trotz dringender Bewerbung noch keine Annonce des Verlags meiner Bücher erlangt hat, zu erzählen, daß »Hunger nach Reklame« mein hervorstechendster Wesenszug sei. Vermutlich habe ich ~~ihn~~ in den Tagen, da Herr Kerr sich vom Wiener Penklub fetieren ließ, durch die Abmachung gefröhnt, daß Karten an die Berliner Presse selbst auf Bitten nicht ausgegeben, keine Bilder des Vortragenden ausgestellt werden dürfen und was dergleichen »Gaunertriks« mehr sind, durch die ich mich schon seit so vielen Jahren der öffentlichen Beachtung aufdrängen ~~suche~~. Es ist ja gewiß nicht undenkbar, daß sich auf psychoanalytisch eine Möglichkeit herstellen lassen wird, ~~aus~~ der noch nicht dagewesenen Konsequenz, wie das Werk der Fackel die legitimste Verbindung mit der bürgerlichen Welt ausschaltet, ~~aus~~ der Völlerei in Nichtreklame den Hunger nach Reklame abzuleiten. Aber ein sittlicher Vorwurf könnte diesen doch nur treffen, wenn er entgegen dem puritanischen Schein auch nur in einem einzigen Fall positiv in Erscheinung getreten wäre und etwa der nachweisbare Refus ihn zu einer Mißbildung des Urteils geführt hätte. Daß ich meinen Hunger nach Reklame auf die ~~zivil~~ste Art stillen könnte, wenn ich Freikarten und Rezensionsexemplare abgäbe, müßte sich eigentlich auch ein Schwachkopf denken. Aber ward je meine Definition Kritik ist, wenn man auf wen eine Wut hat, erfüllt, so im Fall dieses Kerr, und wie keinem andern Fall entstammt diesem die grauenvolle Erkenntnis, daß es die Einrichtung der Tagespresse der Privatwut, welche doch die unpublizistischeste Sache von der Welt ist, ermöglicht, sich als sittliches und geistiges Werturteil vor dieser zu gehaben. Wenn die Druckleger nur wenigstens ahnten, wie sehr es meiner öffentlichen Angelegenheit mein Amt der Kulturkritik, ~~den Fall~~ darzustellen, ~~wo~~ die Unverantwortlichkeit der Unzurechnungsfähigkeit nicht in die Arme fiel, sondern ihr, weil ich das Objekt ~~bin~~, Vorschub geleistet hat. Ist der ~~Anfall~~, der wie alle Orgien der Haßliebe endet, vorbei, muß das Bewußtwerden der verschlechterten Situation etwas Fuchtbares sein. Ich glaube, dieser Kerr leidet mehr an mir als je einer in der langen Reihe meiner pervertierten Verehrer an mir gelitten hat, und er ist ~~just~~ nicht einer der jüngsten. Dergleichen kann nur weiterleben durch das Morphium

einer Verhäßlichung meines Bildes, die immer mehr ihr eigenes Gesicht entfaltet vor eben den Lesern, um deren Glauben sie ringen. Der arme Teufel weiß, daß mein Auftreten in Berlin ihm den Todesstoß gegeben hat. Er hat dann erfahren, daß eine geistige Hinrichtung Demonstrationen des Enthusiasmus und des Abscheues, wie sie noch nie in einem Saal erlebt wurden, entfesselt hat. Daß die Jugend, die diesen achtmal füllte, buchstäblich bei der bloßen Nennung des Namens Kerr alarmiert war zu einem Beifallsgedröhn, für dessen Stigma die Ehren des Kurfürstendammes nicht mehr entschädigen können. Es war wirklich so, daß das Händeklatschen für den Vortragenden zugleich in dem Niederstampfen einer Reputation unterging, und nebst der Ansage des Entschlusses, mich in diesen Strudel zu stürzen, hatte insbesondere die Szene »Kerr am Schreibtisch«, über deren häufige Wiederholung sich der Akteur in einem Schriftsatz beklagt, wieder eine Wirkung, daß ich sie noch hundertmal in Berlin vorlesen könnte und, bis zum Ecco jeder Zeile unterbrochen, schon beim Spitzen des Mündchens der Saal verzückte. In diesen Wirkungsstrom gerissen, hat sich eine kritische Existenz, mag sie noch im Theaterparkett ihre Macht fristen und Schauspielernerven kujonieren, in ihre Atome aufgelöst. Ja, er fühlt, daß die schönen Tage von Oranjuez, selbst wenn ich sie wirklich dem Schiller gestohlen hätte, für ihn unwiederbringlich zu Ende sind. Und dazu stelle man sich vor, daß einer, dem schon mein Dasein die unbestimmte Empfindung verursacht, daß es an den Kragen geht, nun in der Erwartung leben muß, von seinen eigenen Dokumenten umgebracht zu werden. Dieser Zustand macht jeden Ausbruch in gebundener Sprache erklärlich und es ist kein Wunder, daß der berühmte »Krätzerich« nun von der selbstmörderischen Enthüllung übertroffen wird, er sei bloß Parasit »an Parasiten«. Es werden in den folgenden Wochen noch schlimmere Unvorsichtigkeiten erfolgen, sie werden, bei allem Mitgefühl, meinem Nachdruck nicht entgehen und wir werden so mit der Zeit dem Resultat näherkommen, dem das schlechte Deutsch des Berliner Tageblattes den guten Ausdruck geliehen hat, als es in dem Prozeßbericht über einen von Herrn Kerr geförderten Theaterbetrüger schrieb:

Die Verhandlung gegen den Inszenator der jungen Generation, der, wie Alfred Kerr gesagt hat, »nicht sich, sondern die dramatische Produktion bereichern wollte«, geht matt seinem Ende zu.

Die Sprachlehre ließ da nur einen Zweifel zu, ob das Ende des angeklagten Inszenators gemeint sei oder des kompromittierten Sachverständigen, der sich wahrlich in Berlin eher die Anführungszeichen verdient hat als meine Vorlesungen. Aber zum Glück beginnen sich doch schon die Leute dort zu fragen, wie lange sie einen Geistesrichter dulden werden, dessen Unabsetzbarkeit doch kein schwierigeres Problem bilden dürfte als seine Unbeeinflußbarkeit und der, während er einem direktorialen Weinschieber ein künstlerisches Alibi schuf, sich nicht gescheut hat, an Georg Kaiser durch die Reduktion seines Werkes auf einen menschlich erklärbaren Unfall niedrigste Rache zu nehmen. Das Wort »Ehrenschänder« im Munde eines Menschen, der als Theaterkritik jenen schnöden Vers veröffentlicht hat, nach dem er sich mindestens einen Anspielerich nennen müßte, und der Autor des Kriminalromans von Schriftsätzen ist, dessen spannender Inhalt die Spannung des wartenden Lesers befriedigen wird! »Schmähschriftschmierer«? Deutschland soll erkennen, auf wen die Bezeichnung paßt. Ehrenschändung — woher denn? Mit dem Wert Schuft? Man wird erkennen, daß, wo nichts mehr zu schänden war, ich einfach den Zustand festgestellt habe; ecco.

Wird der Befund als unerträglich gefühlt, so hilft keine steile Strophe, sondern nur die Klage. Auch die Genugtuungen des Penklubs von Österreich-Ungarn werden nicht fehlen. Nicht einmal der Nachweis, daß die Prozeßschlieferln, die in Budapest Herrn Kerr gelauscht haben, Landsleute Dürers sind. Wirklich und wahrhaftig: er benützte die Gelegenheit der Kritik eines Schwanks, den ein Halbfranzose verfaßt hat, um die anthropologische Nuance anzubringen:

Wie der deutscheste Maler, Dürer-Albrecht, von Ungarn. (Ich fühle die Begeisterungskraft seiner dortigen Landsleute jetzt mit Entzücken.) Wie der deutsche Musikheros, Beethoven, von Belgien stammt.

Aber das national Bemerkenswerte daran ist weit eher die Selbstverständlichkeit, daß Kerr-Alfred in Ungarn zu sprechen bereit war und daß man ihm ließ, weil man dort eben seiner kriegsdichterischen Wirksamkeit mehr Kredit entgegenbringt als seiner

pazifistisch-revolutionären Gesinnung. In Wien, wo einem diese wie jene stagelgrün aufliegt, wurde Herr Kerr gleichfalls von prominenten Landsleuten Dürers gefeiert, an deren Spitze sich Herr Felix Salten befand, und nach dem Bericht des Neuen Wiener Journals hat das geistige Wien, in welchem man Castiglioni bemerkte, dargetan, »wie sehr es den Dichter und schöpferischen Kritiker Alfred Kerr verehrt und liebt«. Salten hielt eine Ansprache, worin er Kerr »als einen zielbewußten geistigen Führer durch die Wirrnis der Zeit grüßte«, als Schöpfer einer neuen Prosa, nicht ohne deren Musik mit Beethoven und Schubert zu verknüpfen, worauf Frau Niese das Fiakerlied sang. So daß abschließend bemerkt werden dürfte:

Der Verlauf des glanzvollen Abends konnte Präsident Salten für seine opferwillige Mühe um die Entwicklung des Penklubs die Genugtuung geben, daß dieser zu einem Zentrum der geistigen Welt Wiens geworden ist.

Das ist gewiß viel und daß der Ehrengast der Schöpfer einer neuen Prosa ist, weiß man selbst wenn man nicht das Feuilleton gelesen hat, worin er seinen Stil als bildstark, schlagend, mittagshell rechtfertigt und das mit dem Absatz schließt:

V.

Hullóh! Hullóh-Hullóooh!!

Aber man darf doch nicht vergessen, daß Präsident Salten ehedem Toaste zu Ehren eines andern zielbewußten geistigen Führers durch die Wirrnis der Zeit gehalten hat, nämlich des Herrn Bekessy, und es muß schon etwas zu bedeuten haben, daß er pünktlich dem Manne die Honeurs macht, mit dem ich für Berlin etwas Ähnliches abgebe wie mit jenem für Wien. Ich weiß, die Honorationen des Schrifttums tragen jetzt den von mir verliehenen Titel Schuft wie weiland den eines kaiserlichen Rats. Nun, ich habe nicht die Absicht, Herrn Salten aus Wien zu vertreiben, sondern im Gegenteil, ihm seinen Bekessy wiederzubringen (was hält Benedikt davon?); aber ich möchte ihm dringend raten, mit Beethoven, Sprache und solchen Begriffen, die jenseits des Kalküls für Film- und Verlagsgeschäfte sind, künftig hauszuhalten. Wenn ich sicher wüßte, daß er den Damokles nicht mit dem Diogenes verwechselt, so würde ich erzählen, daß über seiner Biographie ein Protokoll hängt wie über der des Herrn Kerr Schriftsätze, und daß — nach vergeblichen Versuchen, die gerichtliche Aussage zu vermeiden — in

diesem Protokoll dargestellt ist, wie er dem Bekessy einen Brief Altenbergs, durch den ich herabgesetzt sein soll, zur anonymen Verwendung ausgeliefert hat. Daß sich die beiden rüstigen Sechziger, die es in dumpfer Wut über mein Dasein geworden sind und ihr in Angebereien zum Durchstich verhelfen — daß sie sich zusammengefunden haben, erleichtert mir die Arbeit. Die Theatermenschheit, wenn sie sichs auch nicht laut zu sagen getraut, weiß ganz genau, welches Kaliber in Wien und Berlin das maßgebende Wort über sie zu sprechen hat und mag auch der unmittelbare Erfolg, den die bürgerliche Welt ihrem Todfeind in der gerechtesten Sache nicht überlassen wird, in unabsehbare Ferne gerückt sein, immer lauter wird das Hohngelächter der geistigen Welt über die Beschaffenheit der Leute, die sich als ihre ~~geistigen~~ Führer etabliert haben.

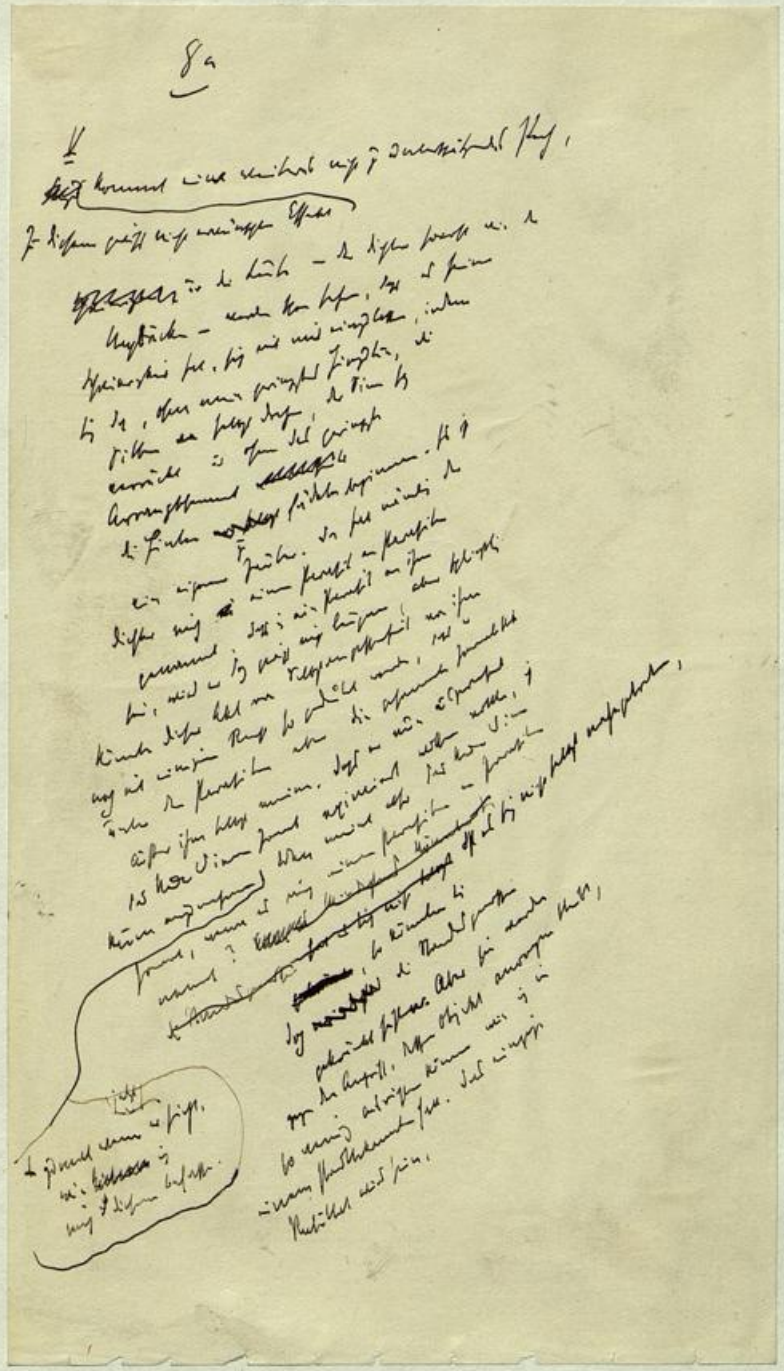
* * *

Das Neue Wiener Journal, das durch den Kampf des Herrn Schober gegen die Massagesalons in finanzielle Bedrängnis zu geraten schien, es sich aber so gerichtet zu haben scheint, daß es die Propaganda für jene mit der für Herrn Schober vereinigen kann, hat ihm durch den prompten Nachdruck der Verse des Herrn Kerr eine kleine Genugtuung bereitet. Nun ergibt sich für mich die Schwierigkeit, daß ich eigentlich nicht weiß, ob ich Kerr oder Lippowitz nachdrucken soll, so daß ich es vorziehe, beide nachzudrucken. ~~Das Neue Wiener Journal hat den~~ Titel »Wen meint Alfred Kerr?« und glaubt die Frage am Schluß stilistisch richtig beantworten zu können:

Mit einem Wort, so ein Polemist ist Alfred Kerr — geradezu krauslich.

Das gibt ein ganz nettes Kapitel zur Sprachlehre. Da man ~~nämlich~~ den Eigennamen nicht sofort als Dativobjekt erkennt, liest man ihn als das Subjekt, als das sich sein Träger ja wirklich durch dieses Gedicht qualifiziert hat, »so ein Polemist« wird zu dem ihm gebührenden Prädikat und die Worte »geradezu krauslich« sind ~~bloß der Ausruf, der~~ sich füglich ~~einstellt~~, wobei nur der Schulbubenwitz »krauslich« ~~etwas~~ an Bedeutung verliert. Die Verhatschung wird ganz und gar dem Eindruck gerecht, daß der Dichter ein Selbstporträt geschaffen hat. ~~Immerhin wird sich nicht verhüten lassen,~~ daß brave Hans, den ich nicht mehr Johann nennen will und der außer Rückert auch »schon Walter von der Vogelweide« zitieren kann und ferner den ihm persönlich bekannten Ozeanflieger Hünefeld, der ihm »drei Bände Gedichte, Kinder seiner Muse« gewidmet hat, nun auch Kerr zitiert. (Natürlich, ohne mich gemeint zu haben.)

* * *



Kerr

Um uns nun alle beisammen zu haben, Kerr, das Neue Wiener und mich, zitiere ich auch etwas. Und zwar aus »Der katholische Schriftsteller und die Sprache, mit einem Exkurs über Humors und Satire« von Theodor Haecker:

... Jede Zeit hat ihre passenden Wahrheiten, die sie sich auswählt, nicht macht, wie sie sich ihre passenden Lügen, die auch schon lange bestanden haben, auswählt — sie kann so auch Wahrheiten verschmähen, weil sie ihr zu hoch oder zu unbequem sind, sie kann sie nicht unwahr machen. Wenn sie heute behauptet, daß sie keine Zeit mehr habe zur Lyrik, weil Technik das Wort Gottes ist, so hat sie ja recht, und lügt doch, weil sie ja Zeit hat für den unappetitlichen Fraß einer Sonntagsnummer des Neuen Wiener Journals, ihr also etwas Höheres fehlt als die Zeit.... In solchen Zeiten, die leicht den echten Lyriker verkennen lassen, entstehen der Lyrik der Sprache Rächer aus der Satire. Aus den schmutzigen oder kraftlosen Händen .... entriß im untergehenden Rom Juvenal die lautere Sprache Roms, nachdem er lange nur zugehört hatte: semper ego auditor tantum? — und rettete sie, ihre Majestät und ihre Schönheit, in das, was der Lyrik Gegensatz zu sein schien und doch nur ihre rettende Rüstung war: in die Satire. Das große deutsche Sprachwerk, das unter dem Namen Karl Kraus geht, hat auch diesen Sinn. Es mag einer gleich mir noch so tief beklagen, daß dieser Mann dem Glauben des Christen so ferne steht, und ihm deshalb in entscheidenden Dingen widersprechen müssen, aber es muß einer blind sein für die Ungerechtigkeit dieser Zeiten und Staaten, um für die zum Himmel schreiende Gerechtigkeit seiner Stimme taub zu bleiben, es muß einer wenig im Blute und im Wissen und Gewissen haben von den Antezedenzien des Christentums, um nicht zu vernehmen, wie in ihr der Durst des »Gerechten« seines Volkes nach herstellender *göttlicher* Rache und nach Erquickung lechzt, und es muß schließlich einer seine Muttersprache nicht lieben und und kennen, um diesen schön und männlich in sie Verliebten nicht zu ehren. Der ist Lyriker, was immer er auch sonst noch sein mag, also z. B. Satiriker, der die lebendigen Wasser der Sprache rührt...

Und über Herrn Kerr:

Der Freund zum Satiriker: ... »Und wenn«, könnten oder werden Sie sagen, »und wenn! Quatis artifex! Der Floh oder Kerr, den ich darstelle, wird in Äonen nicht untergehen. Gibt es größere Kunst als die, vergänglichster Dinge unvergänglichste Bilder zu gestalten!« ...

358.65
113
179
650.65

110
47
249.50
406.50

56
58
266.50
380.50

150
95
328
573

26.20
16.90
17.70
26
16.60
21.90
124.90

368.50
105
432
905.50

225
68
427
720

153
136
437
726

295
175
691.50
1161.50

650.65
406.50
380.50
573
2010.65

905.50
720
726
1161.50
3513

2010.65
3513
5523.65
160
5683.65
124.90
5808.55

2046.65.6
1227.990
8
01

2046.65.4
818660

1227990
818660
2046.65

1228
818.65
2046.65

1228
1227.99
.01

818.66
01

818.66
01
818.65

818.66
01

Kerr hat also, da die Antwort vom 29. März in Berlin als zu bescheiden empfunden wurde, aufgefrischt von seinen Wiener Penbrüdern, die ihn als Tänzerich der Frau Niese zugesellt hatten, Atem geholt, um etwas Kräftigeres zu tun. Der Glossenzettel, vor der Abreise hingeworfen, war nichts, es staunte der Fachmann und der Kerr-Verehrer wunderte sich, aber nun, nach der Rückkehr, wurde ihm wohl die Tragweite dessen gegenwärtig, was sich inzwischen ~~begeben~~ hatte. So läßt er denn am 12. April im Berliner Tageblatt »Steile Strophen« erscheinen, in der Hoffnung, daß ich da nicht mehr mit ~~hinaufkommen~~ und daß nun für alle Zeit Ruhe sein werde. Zuvörderst bietet er den »Sang eines Verliebten«, worin er, ein rüstiger Sechziger, die überraschendsten Leistungen verspricht. Sicher meinte er, daß ich nicht so gewandt im Turnen sei wie er, der da imstande ist:

Und flögst du über Eis und Alp,
Ich häng' mich an dein süßes Bein.

Auch wenn sie nach Feuerland reitet, so will er mitrennen, immer an das Bein gehängt. Mehr als das:

Turnst du zuletzt in den Vesuv,
Ich turne nach,
Ich hinterdrein,
Und sterb' an deinem süßen Bein.

Nun folgt ~~ein scheinbarer~~ Kontrast, der aber von weit tieferer Brunst zeugt und erkennen läßt, an welchem Bein er in Wahrheit zu sterben Aussicht hat. Da ich in erotischen Dingen keine Prüderie kenne, und grausam wie ich bin, drucke ich es ganz und gar ab:

Der Polemist.

I.

Wenn ich diesen Burschen lese,
Mahnt mich immer was an Käse.
Wie er schabt und wie er schuftet,
Silben dreht und Worte klaubt,
Wie er schweißverweslich duftet,
Wie er glubscht, ob man ihm glaubt.
Wie er mistet, rabulistet!
(Allemal
Stellt das Kruppzeug sich »entrüstet
Aus Moral«.
Sittlich die Empörungsmiene.
Polemistviech mit Routine).

II.

Sätze pflücken, Sinn verrücken,
Fetzen fälschen, Finten fädeln,
Letzte Journalistentücken
Mit dem Brustton eines Edeln.
Winkelanwalt, Kniffgruppierer.
Täuschen ist sein Tagewerk.
Ehrenschänder, Schmähschriftschmierer,
Aufgeblähter Jammerzwerg.
Auf spottbilligen Gebieten
An dem kleinsten Auswuchs klebt er.
Parasit an Parasiten.
(Darin lebt er; davon lebt er.)
Firm in fälschender Gemeinheit,
Schmierian wie eh und je,
Kämpferich für Recht und Reinheit
Mit dem Dreh.
Schwindelschwätzer; »u« für »x«.
Richterpose; Gaunertricks.
Eine pathosmieße, fette,
Krüppelkrumme, lügenlahme,
Kleine Querulantenklette
Mit dem Hunger nach Reklame.

III.

Ohne Hemmung, ohne Störung,
Täuscht und arrangschiert er plump.
Immer Brustton der Empörung: —
Ein »gerechter« Lump.

IV.

Düfte dringen, Lügen klingen . . .
Lächelnd ruft man dann und wann
Götz von Berlichingen
An.

Hier erhebt sich vor allem die Frage, ob er denn gar niemanden hat, der ihn berät und der ihn von Schritten, die ins Verderben führen, abhalten würde. In redaktionellen Kreisen besteht naturgemäß kein Gefühl für Verantwortung und dort wird man ihm die technische Möglichkeit, einen Ausbruch der Besinnungslosigkeit vor das Publikum gelangen zu lassen, weit lieber öffnen als sperren. Aber die Familie müßte ihr Veto einlegen und selbst der unverwundene Groll zurücktreten, wenn es doch gilt, einen Schwiegersohn im Jubeljahre vor heilloser Schädigung des Ansehens zu bewahren. Es ist ohne Zweifel eine der tragischesten Angelegenheiten der Literatur und ich muß sagen, daß der Zustand, in dem sich der Mann chronisch seit Jahrzehnten, akut seit ~~Wochen~~ befindet, sebst mir, dem Schuldtragenden, Mitleid einflößt, so daß ich schwanke, ob ich von der stärkeren Kraft, die mir gegeben ist, Gebrauch machen soll: ihn abzudrucken. Wenn sein Blatt es schon getan hat, darf darum auch ich es tun? So greulich der Verblendete mein leibliches Bild zeichnet — vermutlich ohne jemals die eigene Photographie gesehen zu haben —, ich habe, bewundert viel und viel gescholten, doch manches mit der Helena gemein:

> Das Übel, das ich brachte, darf ich nicht
> Bestrafen. Wehe mir! Welch streng Geschick
> Verfolgt mich, überall der Männer Busen
> So zu betören, daß sie weder sich
> Noch sonst ein Würdiges verschonten . . . .
> Einfach die Welt verwirrt' ich, doppelt mehr,
> Nun dreifach, vierfach bring' ich Not auf Not.

So dürfte ich es nicht und die Rücksicht auf den Kranken hätte der polemischen Lust Einhalt zu tun, wenn nicht wieder die Pflicht geböte, eben an solchem Fall die Möglichkeit des journalistischen Betriebs darzustellen und eine Unverantwortlichkeit, wie sie wohl in keinem andern sozialen Beruf denkbar wäre. Darum muß ich mich des schönen Vorrechts einer Humanität begeben, die mich darauf verzichten ließe, ihn mit Nachdruck zu quälen. Denn das ist ja der ungeheure, ihm bei aller Besinnungslosigkeit tief bewußte Unterschied zwischen uns beiden, daß ich ihn nur wortgetreu zu zitieren brauche, um ihm wehe zu tun, während er nicht ein polemisches Wort von mir übernehmen könnte, ohne gleichfalls Schaden zu nehmen. Er weiß ja ganz genau, daß ich weder jemals in einem anderen Falle noch insbesondere in dem seinen »fälschen«, »täuschen«, »gruppieren«, »arrangschieren« mußte, um der stärksten Wirkung sicher zu sein; daß wenn je der schlichte Nachdruck eines Angriffes gegen mich für den Angreifer schmerzlich, so in seinem Falle tödlich war, und das eben ist es ja, was ihn zur Raserei, zu immer neuen Exzessen treibt und zu Selbstmorden, die längst schon überflüssig sind und vom Verblichenen nur mehr in effigie vorgenommen werden. Denn in der Journalistik kann man ja, wenn ich die Todesursache bin, auf diese Art seine Existenz fristen. Ach, wie sie sich alle zu entschädigen suchen, indem sie ihre Minusse mir aufdisputieren!

> War ich das alles? Bin ich's? Werd' ich's künftig sein,
> Das Traum- und Schreckbild jener Städteverwüstenden?

Ich weiß nicht, ob dieser Kerr just der Achill ist, der »sich inbrünstig noch zu mir gesellte«. Aber ich weiß, daß er eine der üppigsten Haßbuhlschaften vorstellt, die mir auf meinem verschlungenen Pfade zugestoßen sind. Und sicher ist er der Lynkeus, der mich ja auch in »Es sei, wie es wolle . . .« gezeichnet hat. Oft noch wird er vor mir zu Versen hingerissen sein, Schätze zu meinen Füßen herbeischleppen, Kisten voll Invektiven, die alle nur verkehrte Liebespfänder sind. Nun, ich schwinde nicht Helenen gleich hin, mir selbst zum Idol werdend, allein ich muß doch eine gewisse Ähnlichkeit mit meinem Monument haben, das seit undenklichen Zeiten mit steinerner Gelassenheit allerlei Notdurft und Exhibitionismus über sich ergehen läßt, aber noch die lebendige Kraft hat, die an ihm vermerkten Pissoirinschriften zu fixieren, damit sie nur ja alle Vorbeigehenden lesen können. Ich habe die Empfindung, daß das zum Monument gehört und erst in gegenseitiger Verewigung das wahre Bild zustandekommt, das die Nachwelt von dieser geistigen Gegenwart empfangen wird. So werde ich immer wieder Verse abdrucken, die, wenn der Verfasser zu sich kommt, von ihm ganz bestimmt eher in die Kategorie der »unsauberen Beschimpfungen« gerückt werden als die ehrliche Bezeichnung »Schuft«, für die ich ~~doch~~ mit aller besonnenen Sachlichkeit Beweise in Aussicht gestellt habe. Mit Kruppzeug und Polemistviech, mit der Illusion, daß ich fett und krüppelkrumm sei, ist dagegen doch nicht aufzukommen und der unverwüstliche Götz von Berlichingen dürfte wohl nicht so sehr in einen Wunschtraum gelangt haben, der nie in Erfüllung gehen wird, als mehr in einen Angsttraum, nämlich mit der eisernen Hand. Herr Kerr will der Welt einreden, er glaube, daß meine Prosa ihm die Vorstellung unappetitlichster Körperlichkeit vermittelt habe, aber der Vortrag der Briefarie Metellas, von Wedekinds Andacht unterm Apfelbaum und vieles andere, das ihn von seinem Wahn befreien könnte, wäre ja als Kunstleistung schon ein Wunder, wenn es der Region von Käse und »Schweißverweslichem« entstammte. (Man stelle sich nur vor, so etwas käme aus seinem Mündchen!) Damit ist's also nichts, alles nur Angstschrei eines Getroffenen, der vor dem entscheidenden Schlag sich krümmt, nichts als wirklich »Versuch« unsauberer Beschimpfungen, zu absolutem Mißlingen verurteilt, an und für sich und umsomehr vor der unbeirrbaren Nüchternheit, mit der ich in medias res einer brüchigen Reputation eingreife. Freilich wird in der Psychiatrie der Fall nicht häufig sein, daß die Angst des Schuldbewußtseins zwischen den Lauten der

Tobsucht noch die handfeste Lüge durchläßt, die auf uneingeweihte Hörer als die Aussage des Kenners wirkt. Herr Kerr weiß den Lesern des Berliner Tageblatts, welches trotz dringender Bewerbung noch keine Annonce des Verlags meiner Bücher erlangt hat, zu erzählen, daß »Hunger nach Reklame« mein hervorstechendster Wesenszug sei. ~~Vermutlich~~ habe ich diesem in den Tagen, ~~da~~ Herr Kerr sich vom ~~Wiener~~ Penklub ~~fetieren~~ ließ, durch die Abmachung gefröhnt, daß Karten an die Berliner Presse selbst auf Bitten nicht ausgegeben, keine Bilder des Vortragenden ausgestellt werden dürfen und was dergleichen »Gaunertricks« mehr sind, durch die ich mich schon seit so vielen Jahren der öffentlichen Beachtung aufdränge. Es ist ja gewiß nicht undenkbar, daß sich auf psychoanalytisch eine Möglichkeit herstellen lassen wird, von der noch nicht dagewesenen Konsequenz, wie das Werk der Fackel die legitimste Verbindung mit der bürgerlichen Welt ausschaltet, von der Völlerei in Nichtreklame den Hunger nach Reklame abzuleiten. Aber ein sittlicher Vorwurf könnte diesen doch nur treffen, wenn er entgegen dem puritanischen Schein auch nur in einem einzigen Fall positiv in Erscheinung getreten wäre und etwa der nachweisbare Refus ihn zu einer Mißbildung des Urteils geführt hätte. Daß ich ~~meinen~~ Hunger nach Reklame auf die einfachste Art stillen könnte, wenn ich Freikarten und Rezensionsexemplare abgäbe, müßte sich eigentlich auch ein Schwachkopf denken. Aber ward je meine Definition »Kritik ist, wenn man auf wen eine Wut hat« erfüllt, so im Fall dieses Kerr, und wie keinem andern Falle entstammt diesem die grauenvolle Erkenntnis, daß die Einrichtung der Tagespresse es der Privatwut, welche doch die unpublizistischeste Sache von der Welt ist, ermöglicht, sich als sittliches und geistiges Werturteil vor dieser zu gehaben. Wenn die Druckleger nur wenigstens ahnten, wie sehr es meine öffentliche Angelegenheit ist, mein Amt der Kulturkritik, die Erscheinung darzustellen, daß die Unverantwortlichkeit der Unzurechnungsfähigkeit nicht in den Arm fiel, sondern ihr, weil ich das Objekt war, Vorschub geleistet hat. Ist der Anfall, der wie alle Orgien der Haßliebe endet, vorbei, so muß das Bewußtwerden der verschlechterten Situation etwas Furchtbares sein. Und ich glaube, dieser Kerr, an mein süßes Bein gehängt, leidet mehr an mir als je einer in der langen Reihe meiner pervertierten Verehrer an mir gelitten hat, und er ist doch nicht mehr einer der jüngsten. Dergleichen kann nur weiterleben durch das Morphium des Selbstbetruges

einer Verhäßlichung meines Bilds, die immer mehr ihr eigenes Gesicht entstellt vor eben den Betrachtern, um deren Glauben sie ringen. Der arme Teufel weiß, daß mein Auftreten in Berlin ihm den Todesstoß gegeben hat. Er hat davon erfahren, daß eine geistige Hinrichtung Demonstrationen des Enthusiasmus und des Abscheus, wie sie noch nie in einem Saal erlebt wurden, entfesselt hat. Daß die Jugend, die diesen achtmal füllte, buchstäblich bei der bloßen Nennung des Namens Kerr alarmiert war zu einem Beifallsgedröhn, für dessen Stigma die Ehren des Kurfürstendamms nicht mehr entschädigen können. Es war wirklich so, daß das Händeklatschen für den Vortragenden zugleich in dem Niederstampfen einer Reputation unterging, und nebst der Ansage des Entschlusses, mich in diesen Strudel zu stürzen, hatte insbesondere die Szene »Kerr am Schreibtisch«, über deren häufige Wiederholung sich der Akteur in einem Schriftsatz beklagt, wieder eine Wirkung, daß ich sie noch hundertmal in Berlin vorlesen könnte und, nach jeder Zeile bis zum Ecco unterbrochen, schon beim Spitzen des Mündchens den Saal verzückte. In diesen Wirkungsstrom gerissen, hat sich eine kritische Existenz, mag sie noch im Theaterparkett ihre Macht fristen und Schauspielernerven kujonieren, in ihre Atome aufgelöst. Ja, er fühlt, daß die schönen Tage von Aranjuez, selbst wenn ich sie wirklich dem Schiller gestohlen hätte, für ihn unwiederbringlich ~~zu Ende~~ sind! Und dazu stelle man sich vor, daß einer, dem schon mein Dasein die unbestimmte Empfindung verursacht, daß es an den Kragen geht, nun in der Erwartung leben muß, von seinen eigenen Dokumenten umgebracht zu werden. Dieser Zustand macht jeden Ausbruch in gebundener Sprache erklärlich und es ist kein Wunder, daß der berühmte »Krätzerich« nun von der selbstmörderischen Enthüllung übertroffen wird, er sei bloß Parasit »an Parasiten«. Es werden in den ~~folgenden~~ Wochen noch schlimmere Unvorsichtigkeiten erfolgen, sie werden, bei allem Mitgefühl, meinem Nachdruck nicht entgehen — ich turne nach, ich hinterdrein —, und wir werden so mit der Zeit dem Resultat näherkommen, dem das schlechte Deutsch des Berliner Tageblattes den guten Ausdruck geliehen hat, als es in dem Prozeßbericht über einen von Herrn Kerr geförderten Theaterbetrüger schrieb:

Die Verhandlung gegen den Inszenator der jungen Generation, der, wie Alfred Kerr gesagt hat, »nicht sich, sondern die dramatische Produktion bereichern wollte«, geht matt seinem Ende zu.

Die Sprachlehre ließ da nur einen Zweifel zu, ob das Ende des angeklagten Inszenators gemeint sei oder des kompromittierten Sachverständigen, der sich wahrlich in Berlin eher die Anführungszeichen verdient hat als meine Vorlesungen. Und zum Glück beginnen schon die Leute dort sich zu fragen, wie lange sie einen Geistesrichter dulden werden, dessen Unabsetzbarkeit doch kein schwierigeres Problem bilden dürfte als seine Unbeeinflußbarkeit und der, während er einem direktorialen Weinschieber ein künstlerisches Alibi schuf, sich nicht gescheut hat, an Georg Kaiser durch die Reduktion seines Werkes auf einen menschlich erklärbaren Unfall niedrigste Rache zu nehmen. Das Wort »Ehrenschänder« im Munde des Kritikers, der als ~~Urteil~~ jenen schnöden Vers veröffentlicht hat, nach dem er sich mindestens einen Anspielerich nennen müßte, des Autors eines Kriminalromans von Schriftsätzen, dessen spannender Inhalt die Spannung des wartenden Lesers befriedigen wird! »Schmähschriftschmierer«? Deutschland soll er~~kennen~~, auf wen die Bezeichnung paßt. Ehrenschändung — woher denn? womit denn? Mit dem Wort Schuft? Man wird erkennen, daß, wo nichts mehr zu schänden war, ich einfach den Zustand festgestellt habe, ecco.

Wird der Befund als unerträglich empfunden, so hilft keine steile Strophe, sondern nur die Klage. Auch die Genugtuungen der Penklubs von Österreich-Ungarn werden nicht helfen. Nicht einmal der Nachweis, daß die Preßschlieferln, die in Budapest Herrn Kerr gelauscht haben, Landsleute Dürers sind. Wirklich und wahrhaftig: er benützte die Gelegenheit der Kritik eines Schwanks, den ein Halbfranzose verfaßt hat, um die anthropologische Nuance anzubringen:

Wie der deutscheste Maler, Dürer-Albrecht, von Ungarn. (Ich fühlte die Begeisterungskraft seiner dortigen Landsleute jetzt mit Entzücken.) Wie der deutsche Musikheros, Beethoven, von Belgiern stammt.

Aber das national Bemerkenswerte daran ist weit eher die Selbstverständlichkeit, daß Kerr-Alfred in Ungarn zu sprechen bereit war und daß man ihn ließ, weil dort eben seine kriegsdichterische Wirksamkeit mehr Kredit genießt als seine

pazifistisch-revolutionäre Gesinnung. In Wien, wo einem diese wie jene stagelgrün aufliegt, wurde Herr Kerr gleichfalls von prominenten Landsleuten Dürers gefeiert, an deren Spitze sich Herr Felix Salten befand, und nach dem Bericht des Neuen Wiener Journals hat das »geistige Wien«, in welchem man Castiglioni bemerkte, erkennen lassen, »wie sehr es den Dichter und schöpferischen Kritiker Alfred Kerr verehrt und liebt«. Salten hielt eine Ansprache, worin er Kerr »als einen zielbewußten geistigen Führer durch die Wirrnis der Zeit grüßte«, als Schöpfer einer neuen Prosa, nicht ohne deren Musik mit Beethoven und Schubert zu verknüpfen, worauf Frau Niese das Fiakerlied sang. So daß abschließend bemerkt werden durfte:

Der Verlauf des glanzvollen Abends konnte Präsident Salten für seine opferwillige Mühe um die Entwicklung des Penklubs die Genugtuung geben, daß dieser zu einem Zentrum der geistigen Welt Wiens geworden ist.

Das ist gewiß viel und daß der Ehrengast der Schöpfer einer neuen Prosa ist, weiß man/oder (auf daß ich nicht ein Anspielerich sei) wüßte man, selbst wenn man nicht das Feuilleton gelesen hätte, worin er seinen Stil als bildstark, schlagend, mittagshell rechtfertigt und das mit dem Absatz schließt:

V.

Hullóh! Hullóh-Hullóooh!!

Aber man darf doch nicht vergessen, daß Präsident Salten ehedem Toaste zu Ehren eines andern zielbewußten geistigen Führers durch die Wirrnis der Zeit gehalten hat, nämlich des Herrn Bekessy, und es muß schon etwas zu bedeuten haben, daß er pünktlich dem Manne die Honneurs macht, mit dem ich für Berlin etwas Ähnliches vorhabe wie mit jenem für Wien. Ich weiß, die Honorationen des Schrifttums tragen jetzt den von mir verliehenen Titel Schuft wie weiland den eines kaiserlichen Rats. Nun, ich habe nicht die Absicht, Herrn Salten aus Wien zu vertreiben, sondern im Gegenteil, ihm seinen Bekessy wiederzubringen (was hält Benedikt davon?); aber ich möchte ihm dringend raten, mit Beethoven, Sprache und solchen Begriffen, die jenseits des Kalküls für Film- und Verlagsgeschäfte sind, künftig hauszuhalten. Wenn ich sicher wüßte, daß er den Damokles nicht mit dem Diogenes verwechselt, so würde ich erzählen, daß über seiner Biographie ein Protokoll hängt wie über der des Herrn Kerr Schriftsätze, und daß — nach vergeblichen Versuchen, die gerichtliche Aussage zu vermeiden — in

diesem Protokoll dargestellt ist, wie er dem Bekessy einen Brief Altenbergs, durch den ich herabgesetzt sein soll, zu anonymer Verwendung ausgeliefert hat. Daß sich die beiden rüstigen Sechziger, die es in dumpfer Wut über mein Dasein geworden sind und dieser in schmählicher Angeberei zum Durchstich verhelfen — daß sie sich zusammengefunden haben, erleichtert mir die Arbeit. Die Theatermenschheit, wenn sie sichs auch nicht laut zu sagen getraut, weiß ganz genau, welches Kaliber in Wien und Berlin heute noch das maßgebende Wort über sie zu sprechen hat, und mag auch der unmittelbare Erfolg, den die bürgerliche Welt ihrem Todfeind in der gerechtesten Sache nicht überlassen wird, in unabsehbare Ferne gerückt sein, immer lauter wird das Hohngelächter der geistigen Welt über die Beschaffenheit der Leute, die sich als ihre zielbewußten Führer etabliert haben.

Wen meinen sie?

Das Neue Wiener Journal, das durch den Kampf des Herrn Schober gegen die Massagesalons in finanzielle Bedrängnis zu geraten schien, es sich aber so gerichtet zu haben scheint, daß es die Propaganda für jene mit der für Herrn Schober, ja mit dessen Mitarbeit vereinigen kann, hat ihm durch den prompten Nachdruck der Verse des Herrn Kerr eine kleine Genugtuung bereitet. (Wenn ich der alte Biach wäre, so würde ich sagen, man kann sich vorstellen, wie der brave Konzeptsbeamte vom Preßbüro glücklich war, einmal etwas Gutes und Gediegenes für den hochverehrten Chef anstreichen zu können und nicht immer nur den Verdruß wegen der Autodiebe.) Nun ergibt sich für mich jedoch die Schwierigkeit, daß ich eigentlich nicht weiß, ob ich Kerr oder Lippowitz nachdrucken soll, so daß ich es vorziehe, beide nachzudrucken. Aber die Sache selbst wird durch Lippowitz problematisch. Er bringt die steilen Strophen unter dem Titel »Wen meint Alfred Kerr?« und glaubt die Frage am Schluß stilistisch richtig wie folgt beantworten zu können:

Mit einem Wort, so ein Polemist ist Alfred Kerr — geradezu krauslich.

Das gibt ein ganz nettes Kapitel zur Sprachlehre. Wen meint Lippowitz? Da man den Eigennamen nicht sofort als Dativobjekt erkennt, liest man ihn als das Subjekt, als das sich sein Träger ja wirklich durch das Gedicht qualifiziert hat, »so ein Polemist« wird zu dem ihm gebührenden Prädikat und die Worte »geradezu krauslich« sind bloß das kritische Resumee, das sich füglich ergibt, wobei nur der Schulbubenwitz »krauslich« ein wenig an Bedeutung verliert. Mit einem Wort, das Neue Wiener Journal

wollte sagen, daß so ein Polemist dem Alfred Kerr geradezu grauslich ist, und es hat gesagt, so ein Polemist sei der Alfred Kerr, und findet ihn geradezu grauslich. Die Verhatschung wird ganz und gar dem Eindruck gerecht, daß der Dichter ein Selbstporträt geschaffen hat. Zu diesem gewiß nicht erwünschten Effekt kommt ein weiteres nicht zu unterschätzendes Pech, und die Leute — ~~der~~ Dichter ~~sowohl~~ wie ~~der~~ Nachdrucker — werden schon sehen, daß es seine Schwierigkeit hat, sich mit mir einzulassen, indem sich da, ohne mein geringstes Hinzutun, die Silben von selbst drehen, der Sinn sich verrückt und ohne das geringste Arrangschement die Finten zu fädeln beginnen. Es ist ein eigener Zauber. Da hat nämlich der Dichter mich einen Parasit an Parasiten genannt; daß ich ein Parasit an ihm sei, wird er doch gewiß nicht leugnen, aber schließlich könnte dieser Akt von Selbstvergessenheit von ihm noch mit einigem Recht so gedeutet werden, daß er unter den Parasiten eben die gesamte Journalistik außer ihm selbst meine. Daß er nun ausgerechnet das Neue Wiener Journal eximiert wissen wollte, ist kaum anzunehmen, zumal wenn er jetzt sieht, wie ich mich mit diesem befasse. Wen meint also das Neue Wiener Journal, wenn es ~~mich einen~~ Parasiten an Parasiten ~~nennt~~? Ist es sich nicht selbst nahegetreten, so könnten sich ~~doch die~~ Standesgenossen gekränkt fühlen. Aber sie werden gegen den Angriff, dessen Objekt anonym bleibt, so wenig ausrichten können wie ich in einem stadtbekannten Fall. Das einzige Resultat wird sein, daß der brave Hans — den ich nicht mehr Johann nennen will und der außer Rückert auch »schon Walter von der Vogelweide« zitieren kann und ferner den ihm persönlich bekannten Ozeanflieger Hünefeld, der ihm »drei Bände Gedichte, Kinder seiner Muse« gewidmet hat — nun auch Kerr zitieren wird. (Natürlich, ohne mich gemeint zu haben.)

*

*

Um uns nun alle beisammen zu haben, Kerr, das Neue Wiener Journal und mich, zitiere ich auch etwas. Und zwar aus »Der katholische Schriftsteller und die Sprache, mit einem Exkurs über Humor und Satire« von Theodor Haecker:

... Jede Zeit hat ihre passenden Wahrheiten, die sie sich auswählt, nicht macht, wie sie sich ihre passenden Lügen, die auch schon lange bestanden haben, auswählt — sie kann so auch Wahrheiten verschmähen, weil sie ihr zu hoch oder zu unbequem sind, sie kann sie nicht unwahr machen. Wenn sie heute behauptet, daß sie keine Zeit mehr habe zur Lyrik, weil Technik das Wort Gottes ist, so hat sie ja recht, und lügt doch, weil sie ja Zeit hat für den unappetitlichen Fraß einer Sonntagsnummer des Neuen Wiener Journals, ihr also etwas Höheres fehlt als die Zeit.... In solchen Zeiten, die leicht den echten Lyriker verkennen lassen, entstehen der Lyrik der Sprache Rächer aus der Satire. Aus den schmutzigen oder kraftlosen Händen .... entriß im untergehenden Rom Juvenal die lautere Sprache Roms, nachdem er lange nur zugehört hatte: semper ego auditor tantum? — und rettete sie, ihre Majestät und ihre Schönheit, in das, was der Lyrik Gegensatz zu sein schien und doch nur ihre rettende Rüstung war: in die Satire. Das große deutsche Sprachwerk, das unter dem Namen Karl Kraus geht, hat auch diesen Sinn. Es mag einer gleich mir noch so tief beklagen, daß dieser Mann dem Glauben des Christen so ferne steht, und ihm deshalb in entscheidenden Dingen widersprechen müssen, aber es muß einer blind sein für die Ungerechtigkeit dieser Zeiten und Staaten, um für die zum Himmel schreiende Gerechtigkeit seiner Stimme taub zu bleiben, es muß einer wenig im Blute und im Wissen und Gewissen haben von den Antezedenzien des Christentums, um nicht zu vernehmen, wie in ihr der Durst des »Gerechten« seines Volkes nach herstellender *göttlicher* Rache und nach Erquickung lechzt, und es muß schließlich einer seine Muttersprache nicht lieben und und kennen, um diesen schön und männlich in sie Verliebten nicht zu ehren. Der ist Lyriker, was immer er auch sonst noch sein mag, also z. B. Satiriker, der die lebendigen Wasser der Sprache rührt.

~~Und über Herrn Kerr:~~

Der Freund ~~zum Satiriker~~: ... »Und wenn«, könnten oder werden Sie sagen, »und wenn! Quafis artifex! Der Floh oder Kerr, den ich darstelle, wird in Äonen nicht untergehen. Gibt es größere Kunst als die, vergänglichster Dinge unvergänglichste Bilder zu gestalten!«

Kerr hat also, da die Antwort vom 29. März in Berlin als zu bescheiden empfunden wurde, aufgefrischt von seinen Wiener Penbrüdern, die ihn als Tänzerich der Frau Niese zugesellt hatten, Atem geholt, um etwas Kräftigeres zu tun. Der Glossenzettel, vor der Abreise hingeworfen, war nichts, es staunte der Fachmann und es wunderte sich der Kerr-Verehrer, aber nun, nach der Rückkehr, wurde ihm wohl die Tragweite dessen gegenwärtig, was sich inzwischen ereignet hatte. So läßt er denn am 12. April im Berliner Tageblatt »Steile Strophen« erscheinen, in der Hoffnung, daß ich da nicht mehr mit hinaufkommen und daß nun für alle Zeit Ruhe sein werde. Zuvörderst bietet er den »Sang eines Verliebten«, worin er, ein rüstiger Sechziger, die überraschendsten Leistungen verspricht. Sicher meint er, daß ich nicht so gewandt im Turnen sei wie er, der da imstande ist:

Und flögst du über Eis und Alp,
Ich häng' mich an dein süßes Bein.

Auch wenn sie nach Feuerland reitet, so will er mitrennen, immer an das Bein gehängt. Mehr als das:

Turnst du zuletzt in den Vesuv,
Ich turne nach,
Ich hinterdrein,
Und sterb' an deinem süßen Bein.

Nun folgt der scheinbare Kontrast, der aber von weit tieferer Brunst zeugt und erkennen läßt, an welchem Bein er in Wahrheit zu sterben Aussicht hat. Da ich in erotischen Dingen keine Prüderie kenne, und grausam wie ich bin, drucke ich es ganz und gar ab:

Der Polemist.

I.

Wenn ich diesen Burschen lese,
Mahnt mich immer was an Käse.
Wie er schabt und wie er schuftet,
Silben dreht und Worte klaubt,
Wie er schweißverweslich duftet,
Wie er glubscht, ob man ihm glaubt.
Wie er mistet, rabulistet!
(Allemal
Stellt das Kruppzeug sich »entrüstet
Aus Moral«.
Sittlich die Empörungsmiene.
Polemistviech mit Routine).

II.

Sätze pflücken, Sinn verrücken,
Fetzen fälschen, Finten fädeln,
Letzte Journalistentücken
Mit dem Brustton eines Edeln.
Winkelanwalt, Kniffgruppierer.
Täuschen ist sein Tagewerk.
Ehrenschänder, Schmähschriftschmierer,
Aufgeblähter Jammerzwerg.
Auf spottbilligen Gebieten
An dem kleinsten Auswuchs klebt er.
Parasit an Parasiten.
(Darin lebt er; davon lebt er.)
Firm in fälschender Gemeinheit,
Schmierian wie eh und je,
Kämpferich für Recht und Reinheit
Mit dem Dreh.
Schwindelschwätzer; »u« für »x«.
Richterpose; Gaunertricks.
Eine pathosmieße, fette,
Krüppelkrumme, lügenlahme,
Kleine Querulantenklette
Mit dem Hunger nach Reklame.

III.

Ohne Hemmung, ohne Störung,
Täuscht und arrangschiert er plump.
Immer Brustton der Empörung: —
Ein »gerechter« Lump.

IV.

Düfte dringen, Lügen klingen . . .
Lächelnd ruft man dann und wann
Götz von Berlichingen
An.

Hier erhebt sich vor allem die Frage, ob er denn gar niemanden hat, der ihn berät und der ihn von Schritten, die ins Verderben führen, abhalten würde. In redaktionellen Kreisen besteht naturgemäß kein Gefühl für Verantwortung und dort wird man ihm die technische Möglichkeit, einen Ausbruch der Besinnungslosigkeit vor das Publikum gelangen zu lassen, weit lieber öffnen als sperren. Aber die Familie müßte ihr Veto einlegen und selbst der unverwundene Groll zurücktreten, wenn es doch gilt, einen Schwiegersohn im Jubeljahre vor heilloser Schädigung des Ansehens zu bewahren. Es ist ohne Zweifel eine der tragischesten Angelegenheiten der Literatur und ich muß sagen, daß der Zustand, in dem sich der Mann, chronisch seit Jahrzehnten, akut seit Monaten befindet, selbst mir, dem Schuldtragenden, Mitleid einflößt, so daß ich schwanke, ob ich von der stärkeren Kraft, die mir gegeben ist, Gebrauch machen soll: ihn abzudrucken. Wenn sein Blatt es schon getan hat, darf darum auch ich es tun? So greulich der Verblendete mein leibliches Bild zeichnet — vermutlich ohne jemals die eigene Photographie gesehen zu haben —, ich habe, bewundert viel und viel gescholten, doch manches mit der Helena gemein:

Das Übel, das ich brachte, darf ich nicht
Bestrafen. Wehe mir! Welch streng Geschick
Verfolgt mich, überall der Männer Busen
So zu betören, daß sie weder sich
Noch sonst ein Würdiges verschonten . . . .
Einfach die Welt verwirrt' ich, doppelt mehr,
Nun dreifach, vierfach bring' ich Not auf Not.

So dürfte ich es nicht und die Rücksicht auf den Kranken hätte der polemischen Lust Einhalt zu tun — wenn nicht wieder die Pflicht geböte, eben an solchem Fall die Möglichkeit des journalistischen Betriebs darzustellen und eine Unverantwortlichkeit, wie sie wohl in keinem andern sozialen Beruf denkbar wäre. Darum muß ich mich des schönen Vorrechtes einer Humanität begeben, die mich darauf verzichten ließe, ihn mit Nachdruck zu quälen. Denn das ist ja der ungeheure, ihm bei aller Besinnungslosigkeit tief bewußte Unterschied zwischen uns beiden, daß ich ihn nur wortgetreu zu zitieren brauche, um ihm wehe zu tun, während er nicht ein polemisches Wort von mir übernehmen könnte, ohne gleichfalls Schaden zu nehmen. Er weiß ja ganz genau, daß ich weder jemals in einem anderen Falle noch insbesondere in dem seinen »fälschen«, »täuschen«, »gruppieren«, »arrangschieren« mußte, um der stärksten Wirkung sicher zu sein; daß wenn je der schlichte Nachdruck eines Angriffes gegen mich für den Angreifer schmerzlich, so in seinem Falle tödlich war, und das eben ist es ja, was ihn zur Raserei, zu immer neuen Exzessen treibt und zu Selbstmorden, die längst schon überflüssig sind und vom Verblichenen nur mehr in effigie vorgenommen werden. Denn in der Journalistik kann man ja, wenn ich die Todesursache bin, auf diese Art seine Existenz fristen. Ach, wie sie sich alle zu entschädigen suchen, indem sie ihre Minusse mir aufdisputieren!

War ich das alles? Bin ich's? Werd' ich's künftig sein,
Das Traum- und Schreckbild jener Städteverwüstenden?

Ich weiß nicht, ob dieser Kerr just der Achill ist, der »sich inbrünstig noch zu mir gesellte«. Aber ich weiß, daß er eine der üppigsten Haßbuhlschaften vorstellt, die mir auf meinem verschlungenen Pfade zugestoßen sind. Und sicher ist er der Lynkeus, der mich ja auch in »Es sei, wie es wolle . . .« gezeichnet hat. Oft noch wird er vor mir zu Versen hingerissen sein, Schätze zu meinen Füßen herbeischleppen, Kisten voll Invektiven, die alle nur verkehrte Liebespfänder sind. Nun, ich schwinde nicht Helenen gleich hin, mir selbst zum Idol werdend, allein ich muß doch eine gewisse Ähnlichkeit mit meinem Monument haben, das seit undenklichen Zeiten mit steinerner Gelassenheit allerlei Notdurft und Exhibitionismus über sich ergehen läßt, aber noch die lebendige Kraft hat, die an ihm vermerkten Pissoirinschriften zu fixieren, damit sie nur ja alle Vorbeigehenden lesen können. Ich habe die Empfindung, daß das zum Monument gehört und erst in gegenseitiger Verewigung das wahre Bild zustandekommt, das die Nachwelt von dieser geistigen Gegenwart empfangen wird. So werde ich immer wieder Verse abdrucken, die, wenn der Verfasser zu sich kommt, von ihm ganz bestimmt eher in die Kategorie der »unsauberen Beschimpfungen« gerückt werden als die ehrliche Bezeichnung Schuft, für die ich ja mit aller besonnenen Sachlichkeit Beweise in Aussicht gestellt habe. Mit Kruppzeug und Polemistviech, mit der Illusion, daß ich fett und krüppelkrumm sei, ist dagegen doch nicht aufzukommen und der unverwüstliche Götz von Berlichingen dürfte wohl nicht so sehr in einen Wunschtraum ~~gelangt haben~~, der nie in Erfüllung gehen wird, als vielmehr in einen Angsttraum, nämlich ~~mit~~ der eisernen Hand. Herr Kerr will der Welt einreden, er glaube, daß meine Prosa ihm die Vorstellung unappetitlichster Körperlichkeit vermittelt habe; aber der Vortrag der Briefarie Metellas, von Wedekinds Andacht unterm Apfelbaum und vieles andere, das ihn von seinem Wahn befreien könnte, wäre ja als Kunstleistung schon ein Wunder, wenn es der Region von Käse und »Schweißverweslichem« entstammte. (Man stelle sich nur vor, so etwas käme aus seinem Mündchen!) Damit ist's also nichts, alles nur Angstschrei eines Getroffenen, der vor dem entscheidenden Schlag sich krümmt, nichts als wirklich »Versuch« unsauberer Beschimpfungen, zu absolutem Mißlingen verurteilt, an und für sich und umsomehr vor der unbeirrbaren Nüchternheit, mit der ich in medias res einer brüchigen Reputation eingreife. Freilich wird in der Psychiatrie der Fall nicht häufig sein, daß die Angst des Schuldbewußtseins zwischen den Lauten der

Tobsucht noch die handfeste Lüge durchläßt, die auf uneingeweihte Hörer als die Aussage des Kenners wirkt. Herr Kerr weiß den Lesern des Berliner Tageblatts, welches trotz dringender Bewerbung noch keine Annonce des Verlags meiner Bücher erlangt hat, zu erzählen, daß »Hunger nach Reklame« mein hervorstechendster Wesenszug sei. Offenbar habe ich diesem in den Tagen, da Herr Kerr in Wien ausschließlich vor Zeitungsleuten sprach, selbst bei diesen abstinkend, und sich dafür vom Penklub entschädigen ließ, offenbar habe ich meinem Reklamehunger eben damals durch die Abmachung gefröhnt, daß Karten an die Berliner Presse selbst auf Bitten nicht ausgegeben, keine Bilder des Vortragenden ausgestellt werden dürfen und was dergleichen »Gaunertricks« mehr sind, durch die ich mich schon seit so vielen Jahren der öffentlichen Beachtung aufdränge. Es ist ja gewiß nicht undenkbar, daß sich auf psychoanalytisch eine Möglichkeit herstellen lassen wird, von der noch nicht dagewesenen Konsequenz, wie das Werk der Fackel die legitimste Verbindung mit der bürgerlichen Welt ausschaltet, von der Völlerei in Nichtreklame den Hunger nach Reklame abzuleiten. Aber ein sittlicher Vorwurf könnte diesen doch nur treffen, wenn er entgegen dem puritanischen Schein auch nur in einem einzigen Fall positiv in Erscheinung getreten wäre und etwa der nachweisbare Refus ihn zu einer Mißbildung des Urteils geführt hätte. Daß ich solchen Hunger nach Reklame auf die einfachste Art stillen könnte, wenn ich Freikarten und Rezensionsexemplare abgäbe, müßte sich eigentlich auch ein Schwachkopf denken. Aber ward je meine Definition »Kritik ist, wenn man auf wen eine Wut hat« erfüllt, so im Fall dieses Kerr, und wie keinem andern Falle entstammt wohl diesem die grauenvolle Erkenntnis, daß die Einrichtung der Tagespresse es der Privatwut, welche doch die unpublizistischeste Sache von der Welt ist, ermöglicht, sich als sittliches und geistiges Werturteil vor dieser zu gehaben. Wenn die Druckleger nur wenigstens ahnten, wie sehr es meine öffentliche Angelegenheit ist, mein Amt der Kulturkritik, die Erscheinung darzustellen, daß die Unverantwortlichkeit der Unzurechnungsfähigkeit nicht in den Arm fiel, sondern ihr, weil ich das Objekt war, Vorschub geleistet hat. Ist der Anfall, der wie alle Orgien der Haßliebe endet, vorbei, so muß das Bewußtwerden der verschlechterten Situation etwas Furchtbares sein. Und ich glaube, dieser Kerr, an mein süßes Bein gehängt, leidet mehr an mir/als je einer in der langen Reihe meiner pervertierten Verehrer an mir gelitten hat, und er ist doch nicht mehr einer von den jüngsten. Dergleichen kann nur weiterleben durch das Morphium des Selbstbetruges

einer Verhäßlichung meines Bilds, die immer mehr ihr eigenes Gesicht entstellt vor eben den Betrachtern, um deren Glauben sie ringen. Der arme Teufel weiß, daß mein Auftreten in Berlin ihm den Todesstoß ~~gegeben~~ hat. Er hat davon erfahren, daß eine geistige ~~Hinrichtung~~ Demonstrationen ~~des Enthusiasmus~~ und des Abscheus, wie sie noch nie in einem Saal erlebt wurden, entfesselt ~~hat~~. Daß die Jugend, die diesen achtmal füllte, buchstäblich bei der bloßen Nennung des Namens Kerr alarmiert war zu einem Beifallsgedröhn, für dessen Stigma die Ehren des Kurfürstendamms nicht mehr entschädigen ~~können~~. Es war wirklich so, daß das Händeklatschen für den Vortragenden zugleich in dem Niederstampfen einer Reputation unterging, und nebst der Ansage des Entschlusses, mich in diesen Strudel zu stürzen, hatte insbesondere die Szene »Kerr am Schreibtisch« (über deren häufige Wiederholung sich der Akteur in einem Schriftsatz beklagt) wieder eine Wirkung, daß ich sie noch hundertmal in Berlin vorlesen könnte und, nach jeder Zeile unterbrochen bis zum Ecco, schon beim Spitzen des Mündchens den Saal verzückte. In diesen Wirkungsstrom gerissen, hat sich eine kritische Existenz, mag sie noch im Theaterparkett ihre Macht fristen und Schauspielernerven kujonieren, in ihre Atome aufgelöst. Ja, er fühlt, daß die schönen Tage von Aranjuez, selbst wenn ich sie wirklich dem Schiller gestohlen hätte, für ihn unwiederbringlich dahin sind! Und dazu stelle man sich vor, daß einer, dem schon mein Dasein die unbestimmte Empfindung verursacht, daß es an den Kragen geht, nun in der Erwartung leben muß, von seinen eigenen Dokumenten umgebracht zu werden. Dieser Zustand macht jeden Ausbruch in gebundener Sprache erklärlich und es ist kein Wunder, daß der berühmte »Krätzerich« nun von der selbstmörderischen Enthüllung übertroffen wird, er sei bloß Parasit »an Parasiten«. Es werden in den nächsten Wochen noch schlimmere Unvorsichtigkeiten erfolgen, sie werden, bei allem Mitgefühl, meinem Nachdruck nicht entgehen — ich turne nach, ich hinterdrein —, und wir werden so mit der Zeit dem Resultat näherkommen, dem das schlechte Deutsch des Berliner Tageblattes den guten Ausdruck geliehen hat, als es in dem Prozeßbericht über einen von Herrn Kerr geförderten Theaterbetrüger schrieb:

einer Verhäßlichung meines Bilds, die immer mehr ihr eigenes Gesicht entstellt vor eben den Betrachtern, um deren Glauben sie ringen. Der arme Teufel weiß, daß mein Auftreten in Berlin ihm den Todesstoß versetzt hat. Er hat davon erfahren, daß ein geistiges Hochgericht Demonstrationen des Abscheus und der Begeisterung, wie sie ~~noch nie~~ in einem Saal erlebt wurden, entfesseln konnte. Daß die Jugend, die diesen achtmal füllte, buchstäblich bei der bloßen Nennung des Namens Kerr alarmiert war zu einem Beifallsgedröhn, für dessen Stigma die Ehren des Kurfürstendamms nicht mehr entschädigen werden. Es war wirklich so, daß das Händeklatschen für den Vortragenden zugleich in dem Niederstampfen einer Reputation unterging, und nebst der Ansage des Entschlusses, mich in diesen Strudel zu stürzen, hatte insbesondere die Szene »Kerr am Schreibtisch« (über deren häufige Wiederholung sich der Akteur in einem Schriftsatz beklagt) wieder eine Wirkung, daß ich sie noch hundertmal in Berlin vorlesen könnte und, nach jeder Zeile unterbrochen bis zum Ecco, schon beim Spitzen des Mündchens den Saal verzückte. In diesen Wirkungsstrom gerissen, hat sich eine kritische Existenz, mag sie noch im Theaterparkett ihre Macht fristen und Schauspielernerven kujonieren, in ihre Atome aufgelöst. Ja, er fühlt, daß die schönen Tage von Aranjuez, selbst wenn ich sie wirklich dem Schiller gestohlen hätte, für ihn unwiederbringlich dahin sind! Und dazu stelle man sich vor, daß einer, dem schon mein Dasein die unbestimmte Empfindung verursacht, daß es an den Kragen geht, nun in der Erwartung leben muß, von seinen eigenen Dokumenten umgebracht zu werden. Dieser Zustand macht jeden Ausbruch in gebundener Sprache erklärlich und es ist kein Wunder, daß der berühmte »Krätzerich« nun von der selbstmörderischen Enthüllung übertroffen wird, er sei bloß Parasit »an Parasiten«. Es werden in den nächsten Wochen noch schlimmere Unvorsichtigkeiten erfolgen, sie werden, bei allem Mitgefühl, meinem Nachdruck nicht entgehen — i c h turne nach, ich hinterdrein —, und wir werden so mit der Zeit dem Resultat näherkommen, dem das schlechte Deutsch des Berliner Tageblattes den guten Ausdruck geliehen hat, als es in dem Prozeßbericht über einen von Herrn Kerr geförderten Theaterbetrüger schrieb:

Die Verhandlung gegen den Inszenator der jungen Generation, der, wie Alfred Kerr gesagt hat, »nicht sich, sondern die dramatische Produktion bereichern wollte«, geht matt seinem Ende zu.

Die Sprachlehre ließ da nur einen Zweifel zu, ob das Ende des angeklagten Inszenators gemeint sei oder des kompromittierten Sachverständigen, der sich wahrlich in Berlin eher die Anführungszeichen verdient hat als meine Vorlesungen. Und zum Glück beginnen schon die Leute dort sich zu fragen, wie lange sie einen Geistesrichter dulden werden, dessen Unabsetzbarkeit doch kein schwierigeres Problem bilden dürfte als seine Unbeeinflußbarkeit und der, während er einem direktorialen Weinschieber ein künstlerisches Alibi schuf, sich nicht gescheut hat, an Georg Kaiser durch die Reduktion seines Werkes auf einen menschlich erklärbaren Unfall niedrigste Rache zu nehmen. Das Wort »Ehrenschänder« im Munde des Kritikers, der als Kritik jenen schnöden Vers veröffentlicht hat, nach dem er sich mindestens einen Anspielerich nennen müßte, des Autors eines Kriminalromans von Schriftsätzen, dessen spannender Inhalt die Spannung des wartenden Lesers befriedigen wird! »Schmähschriftschmierer«? Deutschland soll erfahren, auf wen die Bezeichnung paßt. Ehrenschändung — woher denn? womit denn? Mit dem Wort Schuft? Man wird erkennen, daß, wo nichts mehr zu schänden war, ich einfach den Zustand festgestellt habe, ecco.

Wird der Befund als unerträglich empfunden, so hilft keine steile Strophe, sondern nur die Klage. Auch die Genugtuungen der Penklubs von Österreich-Ungarn werden nicht helfen. Nicht einmal der Nachweis, daß die Preßschlieferln, die in Budapest Herrn Kerr gelauscht haben, Landsleute Dürers sind. Wirklich und wahrhaftig: er benützte die Gelegenheit der Kritik eines Schwanks, den ein Halbfranzose verfaßt hat, um die anthropologische Nuance anzubringen:

Wie der deutscheste Maler, Dürer-Albrecht, von Ungarn. (Ich fühlte die Begeisterungskraft seiner dortigen Landsleute jetzt mit Entzücken.) Wie der deutsche Musikheros, Beethoven, von Belgiern stammt.

Aber das national Bemerkenswerte daran ist weit eher die Selbstverständlichkeit, daß Kerr-Alfred in Ungarn zu sprechen bereit war und daß man ihn ließ, weil dort eben seine kriegsdichterische Wirksamkeit mehr Kredit genießt als seine

Die Verhandlung gegen den Inszenator der jungen Generation, der, wie Alfred Kerr gesagt hat, »nicht sich, sondern die dramatische Produktion bereichern wollte«, geht matt seinem Ende zu.

Die Sprachlehre ließ da nur einen Zweifel zu, ob das Ende des angeklagten Inszenators gemeint sei oder des kompromittierten Sachverständigen, der sich wahrlich in Berlin eher die Anführungszeichen verdient hat als meine Vorlesungen. Und zum Glück beginnen schon die Leute dort sich zu fragen, wie lange sie einen Geistesrichter dulden werden, dessen Unabsetzbarkeit doch kein schwierigeres Problem bilden dürfte als seine Unbeeinflußbarkeit und der, während er einem direktorialen Weinschieber ein künstlerisches Alibi schuf, sich nicht gescheut hat, an Georg Kaiser durch die Reduktion seines Werkes auf einen menschlich erklärbaren Unfall niedrigste Rache zu nehmen. Das Wort »Ehrenschänder« im Munde des Kritikers, der als Kritik jenen schnöden Vers veröffentlicht hat, nach dem er sich mindestens einen Anspielerich nennen müßte, des Autors eines Kriminalromans von Schriftsätzen, dessen spannender Inhalt die Spannung des wartenden Lesers befriedigen wird! »Schmähschriftschmierer«? Deutschland soll erfahren, auf wen die Bezeichnung paßt/ Ehrenschändung — woher denn? womit denn? Mit dem Wort Schuft? Man wird erkennen, daß, wo nichts mehr zu schänden war, ich einfach den Zustand festgestellt habe, ecco.

Wird der Befund als unerträglich empfunden, so hilft keine steile Strophe, sondern nur die Klage. Auch die Genugtuungen der Penklubs von Österreich-Ungarn werden nicht helfen. Nicht einmal der Nachweis, daß die Preßschlieferln, die in Budapest Herrn Kerr gelauscht haben, Landsleute Dürers sind. Wirklich und wahrhaftig: er benützte die Gelegenheit der Kritik eines Schwanks, den ein Halbfranzose verfaßt hat, um die anthropologische Nuance anzubringen:

Wie der deutscheste Maler, Dürer-Albrecht, von Ungarn. (Ich fühlte die Begeisterungskraft seiner dortigen Landsleute jetzt mit Entzücken.) Wie der deutsche Musikheros, Beethoven, von Belgiern stammt.

Aber das national Bemerkenswerte daran ist weit eher die Selbstverständlichkeit, daß Kerr-Alfred in Ungarn zu sprechen bereit war und daß man ihn ließ, weil dort eben seine kriegsdichterische Wirksamkeit mehr Kredit genießt als seine

23

pazifistisch-revolutionäre Gesinnung. In Wien, wo einem diese wie jene stagelgrün aufliegt, wurde Herr Kerr gleichfalls von prominenten Landsleuten Dürers gefeiert, an deren Spitze sich Herr Felix Salten befand, und nach dem Bericht des Neuen Wiener Journals hat »das geistige Wien«, in welchem man Castiglioni bemerkte, erkennen lassen, »wie sehr es den Dichter und schöpferischen Kritiker Alfred Kerr verehrt und liebt«. Salten hielt eine Ansprache, worin er Kerr »als einen zielbewußten geistigen Führer durch die Wirrnis der Zeit grüßte«, als Schöpfer einer neuen Prosa, nicht ohne deren Musik mit Beethoven und Schubert zu verknüpfen, worauf Frau Niese das Fiakerlied sang. So daß abschließend bemerkt werden durfte:

Der Verlauf des glanzvollen Abends konnte Präsident Salten für seine opferwillige Mühe um die Entwicklung des Penklubs die Genugtuung geben, daß dieser zu einem Zentrum der geistigen Welt Wiens geworden ist.

Das ist gewiß viel und daß der Ehrengast der Schöpfer einer neuen Prosa ist, weiß man, oder (auf daß ich nicht ein Anspielerich sei) wüßte man, selbst wenn man nicht das Feuilleton gelesen hätte, worin er seinen Stil als bildstark, schlagend, mittagshell rechtfertigt und das mit dem Absatz schließt:

V.

Hullóh! Hullóh-Hullóooh!!

Aber man darf doch nicht vergessen, daß Präsident Salten ehedem Toaste zu Ehren eines andern zielbewußten geistigen Führers durch die Wirrnis der Zeit gehalten hat, nämlich des Herrn Bekessy, und es muß schon etwas zu bedeuten haben, daß er pünktlich dem Manne die Honneurs macht, mit dem ich für Berlin etwas Ähnliches vorhabe wie mit jenem für Wien. Ich weiß, die Honorationen des Schrifttums tragen jetzt den von mir verliehenen Titel Schuft wie weiland den eines kaiserlichen Rats. Nun, ich habe nicht die Absicht, Herrn Salten aus Wien zu vertreiben, sondern im Gegenteil, ihm seinen Bekessy wiederzubringen (was hält Benedikt davon?); aber ich möchte ihm dringend raten, mit Beethoven, Sprache und solchen Begriffen, die jenseits des Kalküls für Film- und Verlagsgeschäfte sind, künftig hauszuhalten. Wenn ich sicher wüßte, daß er den Damokles nicht mit dem Diogenes verwechselt, so würde ich erzählen, daß über seiner Biographie ein Protokoll hängt wie über der des Herrn Kerr Schriftsätze, und daß — nach vergeblichen Versuchen, die gerichtliche Aussage zu vermeiden — in

diesem Protokoll dargestellt ist, wie er dem Bekessy einen Brief Altenbergs, durch den ich herabgesetzt sein soll, zu anonymer Verwendung ausgeliefert hat. Daß sich die beiden rüstigen Sechziger, die es in dumpfer Wut über mein Dasein geworden sind und ihr in schmählicher Angeberei zum Durchstich verhelfen — daß sie sich zusammengefunden haben, erleichtert die Arbeit wesentlich. Die Theatermenschheit, wenn sie sichs auch nicht laut zu sagen getraut, weiß ganz genau, welches Kaliber in Wien und Berlin heute noch das maßgebende Wort über sie zu sprechen hat, und mag auch der unmittelbare Erfolg, den die bürgerliche Welt ihrem Todfeind in der gerechtesten Sache nicht überlassen wird, in unabsehbare Ferne gerückt sein, immer lauter wird das Hohngelächter der geistigen Welt über die Beschaffenheit der Leute, die sich als ihre zielbewußten Führer etabliert haben.

*

Wen meinen sie?

Das Neue Wiener Journal, das durch den Kampf des Herrn Schober gegen die Massagesalons in finanzielle Bedrängnis zu geraten schien, es sich aber so gerichtet zu haben scheint, daß es die Propaganda für jene mit der für Herrn Schober, ja mit dessen Mitarbeit vereinigen kann, hat ihm durch den prompten Nachdruck der Verse des Herrn Kerr eine kleine Genugtuung bereitet. (Wenn ich der alte Biach wäre, würde ich sagen, man kann sich vorstellen, wie der brave Konzeptsbeamte vom Preßbüro glücklich war, einmal etwas Gutes und Gediegenes für den hochverehrten Chef anstreichen zu können und nicht immer nur den Verdruß wegen der Autodiebe.) Nun ergibt sich für mich jedoch die Schwierigkeit, daß ich eigentlich nicht weiß, ob ich Kerr oder Lippowitz nachdrucken soll, so daß ich es vorziehe, beide nachzudrucken. Aber die Sache selbst wird wieder für Lippowitz problematisch. Er bringt nämlich die steilen Strophen unter dem Titel

(Wenn meint Alfred Kerr?)

und glaubt die Frage am Schluß stilistisch richtig wie folgt beantworten zu können:

Mit einem Wort, so ein Polemist ist Alfred Kerr — geradezu krauslich.

Das gibt ein ganz nettes Kapitel zur Sprachlehre. Wen meint Lippowitz? Da man den Eigennamen nicht sofort als Dativobjekt erkennt, liest man ihn als das Subjekt, als das sich sein Träger ja wirklich durch das Gedicht qualifiziert hat, »so ein Polemist« wird zu dem ihm gebührenden Prädikat, und die Worte »geradezu krauslich« sind bloß das kritische Resumee, das sich füglich ergibt, wobei nur der Schulbubenwitz »krauslich« ein wenig an Fülle verliert. Mit einem Wort, das Neue Wiener Journal

wollte sagen, daß so ein Polemist dem Alfred Kerr geradezu grauslich ist, und es hat gesagt, so ein Polemist sei der Alfred Kerr, und findet ihn geradezu grauslich. Die Verhatschung wird ganz und gar dem Eindruck gerecht, daß der Dichter ein Selbstporträt geschaffen habe. Zu diesem gewiß nicht erwünschten Effekt kommt nun ein weiteres nicht zu unterschätzendes Pech, und die Leute — Dichter wie Nachdrucker — werden schon sehen, daß es seine Schwierigkeit hat, sich mit mir einzulassen, indem sich da, ohne mein geringstes Hinzutun, die Silben von selbst drehen, der Sinn sich selber verrückt und ohne das geringste Arrangschement die Finten sich zu fädeln beginnen. Es ist ein eigener Zauber. Da hat ~~nämlich~~ der Dichter mich einen Parasit an Parasiten genannt; daß ich ein Parasit an ihm sei, wird er doch gewiß nicht leugnen wollen, aber schließlich könnte dieser Akt von Selbstvergessenheit von ihm noch mit einigem Recht so gedeutet werden, daß er unter den Parasiten eben die gesamte Journalistik außer ihm selbst meine. Daß er nun ausgerechnet das Neue Wiener Journal eximiert wissen wollte, ist kaum anzunehmen, zumal wenn er jetzt sieht, wie ich mich parasitär mit diesem befasse. Wen meint also das Neue Wiener Journal, wenn es den Parasiten an Parasiten übernimmt? Ist es sich nicht selbst nahegetreten, so könnten sich immerhin Standesgenossen gekränkt fühlen. Aber sie werden gegen den Angriff, dessen Objekt anonym bleibt, so wenig ausrichten können, wie ich in einem stadtbekannten Fall. Das einzige Resultat wird sein, daß der brave Hans — den ich nicht mehr Johann nennen will und der außer Rückert auch »schon Walter von der Vogelweide« zitieren kann und ferner den ihm persönlich bekannten Ozeanflieger Hünefeld, der ihm »drei Bände Gedichte, Kinder seiner Muse« gewidmet hat — das Fazit wird sein, daß Schober ~~also~~ nun auch Kerr zitieren wird. (Natürlich, ohne mich gemeint zu haben.)

*

Um uns nun alle beisammen zu haben — oder wenigstens Kerr, das Neue Wiener Journal und mich —, zitiere ich auch etwas. Und zwar aus »Der katholische Schriftsteller und die Sprache, mit einem Exkurs über Humor und Satire« von Theodor Haecker:

... Jede Zeit hat ihre passenden Wahrheiten, die sie sich auswählt, nicht macht, wie sie sich ihre passenden Lügen, die auch schon lange bestanden haben, auswählt — sie kann so auch Wahrheiten verschmähen, weil sie ihr zu hoch oder zu unbequem sind, sie kann sie nicht unwahr machen. Wenn sie heute behauptet, daß sie keine Zeit mehr habe zur Lyrik, weil Technik das Wort Gottes ist, so hat sie ja recht, und lügt doch, weil sie ja Zeit hat für den unappetitlichen Fraß einer Sonntagsnummer des Neuen Wiener Journals, ihr also etwas Höheres fehlt als die Zeit.... In solchen Zeiten, die leicht den echten Lyriker verkennen lassen, entstehen der Lyrik der Sprache Rächer aus der Satire. Aus den schmutzigen oder kraftlosen Händen .... entriß im untergehenden Rom Juvenal die lautere Sprache Roms, nachdem er lange nur zugehört hatte: semper ego auditor tantum? — und rettete sie, ihre Majestät und ihre Schönheit, in das, was der Lyrik Gegensatz zu sein schien und doch nur ihre rettende Rüstung war: in die Satire. Das große deutsche Sprachwerk, das unter dem Namen Karl Kraus geht, hat auch diesen Sinn. Es mag einer gleich mir noch so tief beklagen, daß dieser Mann dem Glauben des Christen so ferne steht, und ihm deshalb in entscheidenden Dingen widersprechen müssen, aber es muß einer blind sein für die Ungerechtigkeit dieser Zeiten und Staaten, um für die zum Himmel schreiende Gerechtigkeit seiner Stimme taub zu bleiben, es muß einer wenig im Blute und im Wissen und Gewissen haben von den Antezedenzien des Christentums, um nicht zu vernehmen, wie in ihr der Durst des »Gerechten« seines Volkes nach herstellender *göttlicher* Rache und nach Erquickung lechzt, und es muß schließlich einer seine Muttersprache nicht lieben und und kennen, um diesen schön und männlich in sie Verliebten nicht zu ehren. Der ist Lyriker, was immer er auch sonst noch sein mag, also z. B. Satiriker, der die lebendigen Wasser der Sprache rührt. — — Der Freund: ... »Und wenn«, könnten oder werden Sie sagen, »und wenn! Qualis artifex! Der Floh oder Kerr, den ich darstelle, wird in Äonen nicht untergehen. Gibt es größere Kunst als die, vergänglichster Dinge unvergänglichste Bilder zu gestalten!« — — Der Satiriker: ... Denn auch der Satiriker erreicht im Verborgenen zuweilen etwas. Wo noch eine natürliche geistige Jugend ist, da stärkt er ihre Angst vor der Leere und dem Geschwätz, ihren Mut zur Höhe und Fülle der Weisheit, ihren Abscheu, ihre Begeisterung, ihren Entschluß, ihr Schweigen und ihr Wort. ... Und dann, was meinen Sie denn, was von unserer Zeit so viel anderes übrig bleiben wird, als ihre echte Satire? Die schwarze Magie oder die Fackel? ...

Hildegard Scheller

Wäre meine Vorstellung nicht an hundert Formen dieses Sündenverbrechens, das sich Bürgerwelt nennt, zugleich gebunden, wahrlich ich hätte, wie damals, als ich ihrer pharisäischesten Partie »Sittlichkeit und Kriminalität« abgewann, mich ganz und gar dem Fall zugewendet, wo sie ihre verstunkene Lust in der Hetzjagd auf ein junges Mädchen befriedigt hat. Auf eine Sechzehnjährige, die, entspräche sie dem Bilde, das die allierten Treibjäger in Staat und Presse von ihr der genießenden Kanaille Öffentlichkeit vermittelt haben, sittlich noch turmhoch über dem Babel stünde, dessen ~~Formationen~~ sich da des Sittenamts vermessen. So aber mußte es sich mein Blick, gebannt und ermüdet von allen Greueln der ~~eigenen~~ Nachbarschaft, genügen lassen, die Gerichtsspalten zu durchfliegen, das tausendmal Erlebte als vorhanden zu erkennen und höchstens bei dem scheußlichen Frage- und Antwortspiel zu verweilen, das eines jener fortgeschrittenen Blätter fixiert hat, die das Sensationsgeschäft unter dem Vorwand freiheitlicher Kritik betreiben:

Gewiß, es war einer der stärksten Alpe, die ich jemals in meinem täglichen Nachtwerk berufen war durch das Wort von den ~~Seelen~~ der wenigen abzulösen, denen dergleichen noch den Schlaf raubt. Doch ich mußte fürchten, daß es in der größeren Quantität, die ungestaltet bleibt, begraben würde, geboren und verschlungen von einer Zeit, die nichts hat als Quantität, und daß mir nicht einmal der Abdruck des Alps vergönnt wäre, um für eine gequälte Zeugin mit einem Menschenton zu zeugen. Da hat sie sich selbst zum Wort gemeldet, und ihre Bitte um Schutz schützt sie besser als die Abwehr aller Unbill es vermöchte. Ich bekam eine Zuschrift, an deren Echtheit ich mit umso mehr Recht zweifeln konnte, als ich kurz vorher in einem »Schriftsatz« die Behauptung gefunden hatte, daß von tausend Menschen an der Spree kaum einer die Fackel kenne, und ich selbst dieser Behauptung als einer übertriebenen Aussage von der Verbreitung der Fackel in Berlin widersprochen habe, die gewiß nicht zwei- bis dreitausend Menschen dort bekannt sei. Und wie sollte zu der geringeren Zahl gerade die kleine Zeugin im Krantz-Prozeß zählen?

Berlin-Steglitz, den 20. II. 28
Albrechtstr. 72 c

Sehr geehrter Herr Kraus!

Durch die entstellten Prozeßberichte bin ich zu einer so traurigen »Berümtheit« geworden. Keine Zeitung findet sich, mich zu rechtfertigen. Alle fürchten den Rechtsanwalt Dr. Frey. So wende ich mich in meiner großen Not an Sie, den ich durch Lesen Ihrer »Fackel« als den einzigen Anwalt des Rechts erkannt habe.

Mit der Hoffnung auf Ihre Hilfe
verbleibe ich Ihre ergebene
Hildegard Scheller.

Unmittelbar darauf hieß es, Fräulein Scheller sei in ein Landpensionat gebracht worden, und ich ließ durch einen Berliner Bekannten bei den Eltern nachfragen, ob ihnen von der Absendung jenes Briefes etwas bekannt sei. Seine Echtheit wurde dem Nachfragenden bestätigt, der von einem juristischen Berater der Familie die folgende Zuschrift erhielt:

Im Anschluß an unser gestriges Ferngespräch beehre ich mich Ihnen wie folgt zu schreiben:

Fräulein Hildegard Scheller hatte mir als einem Freunde der Familie — ich bin kein Berufsjurist — gelegentlich ihrer Abreise in ein ausländisches Töchterpensionat anvertraut, daß sie sich während der letzten Tage des Krantz-Prozesses in ihrer Verzweiflung und Verlassenheit an Herrn K. K. gewendet und ihn um Ehrenschutz gebeten hätte, der ihr von Seiten der Presse nicht zuteil wurde. Ich hatte Fräulein Scheller versprechen müssen, für den Fall daß Herr K. K. sich für ihre Sache interessieren sollte, ihm an ihrer Stelle alle notwendigen Informationen zu erteilen und ihm vor allen Dingen diejenigen Dokumente auszufolgen, deren Veröffentlichung hier niemand wagen würde. Daß Herr K. K. sich überhaupt eventuell des Fräuleins Scheller annehmen würde, hätte ich nie erwartet, ich hatte s. Zt. den Brief des Fräuleins Scheller als »jugendliche Tollkühnheit« bezeichnet, freue mich aber umsomehr, daß ich hier im Unrecht ~~bin~~.

Der Brief erzählt nun einiges von dem Zusammenwirken von Sensation und Autorität, »um ein junges Mädchen von wirklich beispiellos vornehmer Gesinnung und hervorragenden Geistesgaben seelisch zu martern und gesellschaftlich zu ruinieren«, und ~~bespricht die Modalitäten~~ einer Unterredung in Gegenwart der Eltern. Ehe es zu dieser — nach Abschluß der ~~Berliner~~ Vorlesungen — kam, wurde mir das folgende Schreiben übermittelt:

— — 28. III. 28

Sehr geehrter Herr Kraus!

Gern wollte ich Ihnen persönlich alles erzählen, doch ich bin für längere Zeit in diesem hiesigen Pensionat. Hier hoffte ich Ruhe zu finden, aber man hat erfahren, wer ich bin.

Ich will versuchen, Ihnen so gut es brieflich geht, zu schildern, wie alles war.

Vorausschicken muß ich, daß ich mich durchaus nicht reinwaschen will, denn, wenn man überhaupt von Schuld sprechen kann, gebührt auch mir ein Anteil.

Aber wie gegen mich und vor allen Dingen gegen meinen armen Bruder vorgegangen ist, das ist das Empörende.

Alle nur erdenklichen Sünden und Fehler wurden unserer Familie angedichtet.

Gab es wirklich etwas zu kritisieren, was bei jedem Menschen vorkommt, so wurde das riesenhaft vergrößert und entstellt.

Natürlich ist es die Pflicht eines Verteidigers, alles daran zu setzen, um seinen Klienten frei zu bekommen. Aber Herr Dr. Frey befand sich gar nicht in dieser Notwendigkeit mir gegenüber, da meine Aussage seinen Mandanten ja in keiner Weise in Gefahr brachte, und somit war die ganze Quälerei doch wirklich überflüßig.

Ich stand schutzlos ohne Rechtsbeistand einem gehässigen Verteidiger und einer sensationslüsternen Presse ausgeliefert.

Es wurde mir kein Schutz bewilligt, denn immer wieder wurde betont ich sei nur Zeugin. Daß ich schlimmer als der Angeklagte selbst verhört wurde, beachtete niemand.

Ist es nicht ein Leichtes für einen Rechtsanwalt wie Dr. Frey, mir, die ich nichts von »Recht« und Gericht verstehe, die Worte im Munde umzudrehen?! Immer wieder konnte ich beteuern, es sei doch wirklich nicht so, wie er es sagt. Niemand hörte es. Und dann die Fragen der Kriminalrätin Wicking. Wie sollte ich sie verstehen, da ich doch vorher nie über dergleichen Dinge gesprochen hatte.

Wie ein abgekartetes Spiel kam mir die Zeugenvernehmung des Polizeipräsidenten Weiß und der Kriminalrätin Wicking vor. Ich weiß nicht, ob ich es beurteilen kann, aber Frage und Antwort waren so wunderbar auf einander abgestimmt, daß es auffallen mußte. Doch es wollte niemand merken, es war ja gegen mich und so schön sensationell.

Mit dem festen Vorsatz, die reine Wahrheit zu sagen und Krantz so viel als möglich zu schonen, bin ich hingegangen. Doch ehe ich schon den Mund auftat, wurde meine Glaubwürdigkeit von Herrn Dr. Frey bezweifelt. Und kein Mittel scheute er, meine Glaubwürdigkeit zu erschüttern.

Sie werden es sicher gelesen haben, wie er eine Unwahrheit nach andern vorbrachte, meine Schlechtigkeit, meinen Leichtsinn, und somit meine Unglaubwürdigkeit zu beweisen. Und wie sich dann herausstellte, daß alles, was er mir nachsagte, auf Unwahrheit beruht. Die Widerlegung seiner Beschimpfungen hat die Presse natürlich nicht richtig gebracht, und ich bin nicht stark genug, mich gegen solche Angriffe und gegen solche Gegner zu wehren, habe auch vor allem hierzu nicht die Möglichkeit.

Aus diesem Grunde wagte ich es, Sie um Schutz zu bitten, und ich danke Ihnen herzlichst, daß Sie auf mein Schreiben eingegangen sind. — —

Ihre ergebene

Hildegard Scheller

Diesem Schreiben, dessen Wahrhaftigkeit die Apparate der Lügenmacht in Plunder verwandelt, ist noch ein Dank der den Fängen der »Fürsorge« Entrückten für die Unterredung gefolgt, die inzwischen stattgefunden hat. Die Aufschlüsse, die diese an der Hand von Dokumenten brachte, betreffen das Walten der amtlichen Sittlichkeit und das Wüten der Sensationskanaille, jenes Mißbrauchen der Tageszeiten, die des Morgens, des Mittags und des Abends das Menschenglück besudeln. Was die amtliche Sittlichkeit betrifft, so hat sie wie immer funktioniert, das heißt so, daß man, wenn man ihre Protokolle veröffentlichen wollte, von ihr wegen Verbreitung ungünstiger Schriften belangt werden müßte, und es wäre auch, so lange es nicht unerläßlich ist, geradezu peinlich, das Bekenntnis eines beherzten Mädchens mit der Erinnerung an die ihm angetanen Scheußlichkeit zu konfrontieren. Was die Zutreiber der Amtsmoral betrifft, so wäre festzustellen, daß sie Interviews erdichteten und erpreßt, Photographien geraubt und sich unter allerlei Fiktionen wie der eines ausgebrochenen Brandes den Einlaß ins Familienleben erkämpft haben und daß was immer da erschienen ist, aus den schmierigen Fingern gesogen war. Auch die Presse hat also funktioniert wie immer. Wo immer menschliches Glück zu zerstören ist, ob bei Philemon und Baucis oder wo junge Mädchen wohnen, die drei Gewaltigen: Justiz, Polizei und Presse leisten ganze Arbeit und immer geschieht hier, was längst geschah!

Hildegard Scheller

Wäre meine Vorstellung nicht an hundert Formen dieses Sündenerbrechens, das sich Bürgerwelt nennt, zugleich gebunden, wahrlich ich hätte, wie damals, als ich ihrer pharisäischesten Partie »Sittlichkeit und Kriminalität« abgewann, mich ganz und gar dem Fall zugewendet, wo sie ihre verstunkene Lust in der Hetzjagd auf ein junges Mädchen befriedigt hat. Auf eine Sechzehnjährige, die, entspräche sie dem Bilde, das die allierten Treibjäger in Staat und Presse von ihr der genießenden Kanaille Öffentlichkeit vermittelt haben, sittlich noch turmhoch über dem Babel stünde, dessen Honoratioren sich da des Sittenamts vermessen. So aber mußte es sich mein Blick, gebannt und ermüdet von allen Greueln der näheren Nachbarschaft, genügen lassen, die Gerichtsspalten zu durchfliegen, das tausendmal Erlebte als vorhanden zu erkennen und höchstens bei dem scheußlichen Frage- und Antwortspiel zu verweilen, das eines jener fortgeschrittenen Blätter fixiert hat, die das Sensationsgeschäft schon unter dem Vorwand freiheitlicher Kritik betreiben:

Gewiß, es war einer der niedrigsten Alpe, die ich jemals in meinem täglichen Nachtwerk durch das Wort von den Seelen der wenigen abzulösen hatte, denen dergleichen noch den Schlaf raubt. Doch ich mußte fürchten, daß es in der größeren Quantität, die ungestaltet bleibt, begraben würde, verschlungen von der Zeit, die nichts hat als Quantität, und daß mir nicht einmal der Abdruck vergönnt wäre, um für eine gequälte Zeugin mit einem Menschenton zu zeugen. Da hat sie sich selbst zum Wort gemeldet und ihre Bitte um Schutz schützt sie besser als die Abwehr der Niedertracht es vermöchte. Ich bekam eine Zuschrift, an deren Echtheit ich mit umso mehr Recht zweifeln konnte, als ich kurz vorher in einem »Schriftsatz« die Behauptung gefunden hatte, daß von tausend Menschen an der Spree kaum einer die Fackel kenne, und ich selbst dieser Behauptung als einer übertriebenen Aussage von der Verbreitung der Fackel in Berlin widersprochen habe, die gewiß nicht zwei bis dreitausend Menschen dort bekannt sei. Und wie sollte zu der geringeren Zahl gerade die arme Zeugin im Krantz-Prozeß zählen?

100

2

Berlin-Steglitz, den 20. II. 28
Albrechtstr. 72 c

Sehr geehrter Herr Kraus!

Durch die entstellten Prozeßberichte bin ich zu einer so traurigen »Berümtheit« geworden. Keine Zeitung findet sich, mich zu rechtfertigen. Alle fürchten den Rechtsanwalt Dr. Frey. So wende ich mich in meiner großen Not an Sie, den ich durch Lesen Ihrer »Fackel« als den einzigen Anwalt des Rechts erkannt habe.

Mit der Hoffnung auf Ihre Hilfe
verbleibe ich Ihre ergebene
Hildegard Scheller.

Unmittelbar darauf hieß es, Fräulein Scheller sei in ein Landpensionat gebracht worden, und ich ließ durch einen Berliner Bekannten bei den Eltern nachfragen, ob ihnen von der Absendung jenes Briefes etwas bekannt sei. Seine Echtheit wurde dem Nachfragenden bestätigt, der dann von einem juristischen Berater der Familie die folgende Zuschrift erhielt:

Im Anschluß an unser gestriges Ferngespräch beehre ich mich Ihnen wie folgt zu schreiben:

Fräulein Hildegard Scheller hatte mir als einem Freunde der Familie — ich bin kein Berufsjurist — gelegentlich ihrer Abreise in ein ausländisches Töchterpensionat anvertraut, daß sie sich während der letzten Tage des Krantz-Prozesses in ihrer Verzweiflung und Verlassenheit an Herrn K. K. gewendet und ihn um Ehrenschutz gebeten hätte, der ihr von Seiten der Presse nicht zuteil wurde. Ich hatte Fräulein Scheller versprechen müssen, für den Fall daß Herr K. K. sich für ihre Sache interessieren sollte, ihm an ihrer Stelle alle notwendigen Informationen zu erteilen und ihm vor allen Dingen diejenigen Dokumente auszufolgen, deren Veröffentlichung hier niemand wagen würde. Daß Herr K. K. sich überhaupt eventuell des Fräuleins Scheller annehmen würde, hätte ich nie erwartet, ich hatte s. Zt. den Brief des Fräuleins Scheller als »jugendliche Tollkühnheit« bezeichnet, freue mich aber umsomehr, daß ich hier im Unrecht war.

~~Der Brief~~ erzählt nun einiges von dem Zusammenwirken von Sensation und Autorität, »um ein junges Mädchen von wirklich beispiellos vornehmer Gesinnung und hervorragenden Geistesgaben seelisch zu martern und gesellschaftlich zu ruinieren«, und ~~endet~~ mit der Bitte um eine Unterredung in Gegenwart der Eltern. ~~Ehe~~ es zu dieser — nach Abschluß der Vorlesungen — kam, wurde mir in Berlin das folgende ~~Schreiben~~ übermittelt:

3

— — 28. III. 28

Sehr geehrter Herr Kraus!

Gern wollte ich Ihnen persönlich alles erzählen, doch ich bin für längere Zeit in diesem hiesigen Pensionat. Hier hoffte ich Ruhe zu finden, aber man hat erfahren, wer ich bin.

Ich will versuchen, Ihnen so gut es brieflich geht, zu schildern, wie alles war.

Vorausschicken muß ich, daß ich mich durchaus nicht reinwaschen will. Denn, wenn man überhaupt von Schuld sprechen kann, gebührt auch mir ein Anteil.

Aber wie ~~man~~ gegen mich und vor allen Dingen gegen meinen armen Bruder vorgegangen ist, das ist das Empörende. H J

Alle nur erdenklichen Sünden und Fehler wurden unserer Familie angedichtet.

Gab es wirklich etwas zu kritisieren, was bei jedem Menschen vorkommt, so wurde das riesenhaft vergrößert und entstellt.

Natürlich ist es die Pflicht eines Verteidigers, alles daran zu setzen, um seinen Klienten frei zu bekommen. Aber Herr Dr. Frey befand sich gar nicht in dieser Notwendigkeit mir gegenüber, da meine Aussage seinen Mandanten ja in keiner Weise in Gefahr brachte, und somit war die ganze Quälerei doch wirklich überflüssig.

Ich stand schutzlos ohne Rechtsbeistand einem gehässigen Verteidiger und einer sensationslüsternen Presse ausgeliefert.

Es wurde mir kein Schutz bewilligt, denn immer wieder wurde betont, ich sei nur Zeugin. Daß ich schlimmer als der Angeklagte selbst verhört wurde, beachtete niemand.

Ist es nicht ein Leichtes für einen Rechtsanwalt wie Dr. Frey, mir, die ich nichts von »Recht« und Gericht verstehe, die Worte im Munde umzudrehen?! Immer wieder konnte ich beteuern, es sei doch wirklich nicht so, wie er es sagt. Niemand hörte es. Und dann die Fragen der Kriminalrätin Wicking. Wie sollte ich sie verstehen, da ich doch vorher nie über dergleichen Dinge gesprochen hatte.

Wie ein abgekartetes Spiel kam mir die Zeugenvernehmung des Polizeipräsidenten Weiß und der Kriminalrätin Wicking vor. Ich weiß nicht, ob ich es beurteilen kann, aber Frage und Antwort waren so wunderbar auf einander abgestimmt, daß es auffallen mußte. Doch es wollte niemand merken, es war ja gegen mich und so schön sensationell.

Mit dem festen Vorsatz, die reine Wahrheit zu sagen und Krantz so viel als möglich zu schonen, bin ich hingegangen. Doch ehe ich schon den Mund auftat, wurde meine Glaubwürdigkeit von Herrn Dr. Frey bezweifelt. Und kein Mittel scheute er, meine Glaubwürdigkeit zu erschüttern.

Sie werden es sicher gelesen haben, wie er eine Unwahrheit nach andern vorbrachte, meine Schlechtigkeit, meinen Leichtsinn, und somit meine Unglaubwürdigkeit zu beweisen. Und wie sich dann herausstellte, daß alles, was er mir nachsagte, auf Unwahrheit beruhte. Die Widerlegung seiner Beschimpfungen hat die Presse natürlich nicht richtig gebracht, und ich bin nicht stark genug, mich gegen solche Angriffe und gegen solche Gegner zu wehren, habe auch vor allem hierzu nicht die Möglichkeit.

Aus diesem Grunde wagte ich es, Sie um Schutz zu bitten, und ich danke Ihnen herzlichst, daß Sie auf mein Schreiben eingegangen sind. — —

Ihre ergebene

Hildegard Scheller

Diesem Schreiben, dessen Wahrhaftigkeit die Apparate der Lügenmacht in Plunder verwandelt, ist noch ein Dank der den Fängen der »Fürsorge« Entrückten gefolgt für die Unterredung, die inzwischen stattgefunden hatte. Die Aufschlüsse, die diese an der Hand von Dokumenten brachte, betreffen das Walten der amtlichen Sittlichkeit und das Wüten der Sensations-~~kanaille~~, jener Mißbraucher der Tageszeiten, die des Morgens, des Mittags und des Abends die Menschenerde besudeln. Was die amtliche Sittlichkeit betrifft, so hat sie wie immer funktioniert, das heißt so, daß man, wenn man ihre Protokolle veröffentlichen wollte, von ihr wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften belangt werden müßte; und es wäre auch, solange es nicht unerläßlich ist, geradezu peinlich, das Bekenntnis eines beherzten Mädchens mit der Erinnerung an die ihm angetane Häßlichkeit zu konfrontieren. Was die Zutreiber der ~~Amts~~moral betrifft, so wäre festzustellen, daß sie Interviews erlogen und erpreßt, Photographien geraubt und sich unter allerlei Fiktionen wie der eines ausgebrochenen Brandes den Einlaß ins Familienzimmer erkämpft haben und daß, was immer da erschienen ist, aus den schmierigen Fingern gesogen war. Auch die Presse hat also funktioniert wie immer.

Da kommen wir mit vollem Trab,
Verzeiht! es ging nicht gütlich ab.
Wir klopften an, wir pochten an,
Und immer ward nicht aufgetan;
Wir rüttelten, wir pochten fort,
Da lag die morsche Türe dort. — —

Wo immer menschliches Glück zu zerstören ist, ob bei Philemon und Baucis oder wo Knaben und Mädchen wohnen, die drei Gewaltigen: die vom Morgen, vom Mittag und vom Abend leisten ganze Arbeit:

In wilden Kampfes kurzer Zeit
Von Kohlen, rings umher gestreut,
Entflammte Stroh. Nun lodert's frei,
Als Scheiterhaufen dieser drei.

Auch hier geschieht, was längst geschah. Den Lynkeus, der es nicht sieht und nur »Es sei wie es wolle, es war doch so schön!« ~~bekennt~~, löst den andern ab:

Sollt ihr Augen dies erkennen!
Muß ich so weitsichtig sein!

Für Hildegard Scheller

Wäre meine Vorstellung nicht an hundert Formen dieses Sündenerbrechens, das sich Bürgerwelt nennt, zugleich gebunden, wahrlich ich hätte, wie damals, als ich ihrer pharisäischesten Partie »Sittlichkeit und Kriminalität« abgewann, mich ganz und gar dem Fall zugewendet, wo sie ihre verdorbene Lust in der Hetzjagd auf ein junges Mädchen befriedigt hat. Auf eine Sechzehnjährige, die, entspräche sie dem Bilde, das die allierten Treibjäger in Staat und Presse von ihr der genießenden Kanaille Öffentlichkeit vermittelt haben, sittlich noch turmhoch über dem Babel stünde, dessen Honoratioren sich da des Sittenamts vermessen. So aber mußte es sich mein Blick, gebannt und ermüdet von allen Greueln der näheren Nachbarschaft, genügen lassen, die Gerichtsspalten zu durchfliegen, das tausendmal Erlebte als vorhanden zu erkennen und höchstens bei dem furchtbaren Frage- und Antwortspiel zu verweilen, das eines jener fortgeschrittenen Blätter fixiert hat, die das Sensationsgeschäft schon unter dem Vorwand freiheitlicher Kritik betreiben:

Ein peinliche Szene

— — Vors.: Haben Sie dann auch mehr gemacht, als sich geküßt?

Hilde schweigt.

Vors.: Wie, was, er, Sie, ihn, wie?

Schließlich sagt Hilde: Ich habe Paul nur geküßt. Zu mehr ist es nicht gekommen.

Vors.: Zu unsittlichen Berührungen mit der Hand?

Hilde schweigt.

Vors. (der das Schweigen als Zustimmung auffaßt): Also ja, sagen Sie mal, was für einen Eindruck hatten Sie denn von ihm? Hatte er Sie gerne?

Hilde: Ich glaube, er hatte mich gern.

Vors.: Sagen Sie mal, wer war denn der Tätigere von euch beiden? — —

Hilde schweigt hartnäckig, und was sich jetzt abspielt, ist eine sehr peinliche seelische Tortur.

Der Vorsitzende will Hilde unbedingt zwingen, im großen Gerichtssaal über ihre intimsten Erlebnisse auszusagen.

Vors.: Haben Sie Krantz Vorwürfe gemacht, weil er sich ihnen immer aufdrängte?

Hilde: Nein.

Vors.: — — Auf dem Rückweg haben Sie sich also geküßt. Haben Sie auch verabredet, daß Sie zusammen schlafen werden?

Hilde (entrüstet): Nein.

Vors.: Aber das war doch bei Ihnen beiden stiller Wunsch und unausgesprochene Vereinbarung.

Hilde: Nein. Er kam zu mir und sagte, er könne nicht ins Zimmer zu Günther hinein. Und ich bin dann zu ihm gegangen und dann haben wir uns geküßt.

Vors.: Ist es auch zu regulärem Verkehr gekommen?

Hilde: Nein.

Vors.: Oder zu etwas, was fast so war?

Hilde: Nein.

Vors.: Aber hat es auf seiner Seite eine solche Wirkung gehabt? Wissen Sie etwas darüber?

Hilde schweigt.

Vors.: Wie . . . was . . . nicht . . . ja . . .?

— — Da Hilde noch immer hartnäckig schweigt, fragt der Vorsitzende weiter: »Haben Sie sich erheblich sexuell eingelassen? Wie . . . was . . . wie . . . nicht?«

Hilde antwortet endlich: Nein! — —

Vorsitzender: Aber es war doch nahe daran, wie . . . nicht . . . wie?

Gewiß, es war einer der stärksten Alpe, die ich jemals in meinem täglichen Nachtwerk berufen war durch das Wort von den Herzen der wenigen abzulösen, denen dergleichen noch den Schlaf raubt. Doch ich mußte fürchten, daß es in der größeren Quantität, die ungestaltet bleibt, begraben würde, geboren und verschlungen von einer Zeit, die nichts hat als Quantität, und daß mir nicht einmal der Abdruck des Alps vergönnt wäre, um für eine gequälte Zeugin mit einem Menschenton zu zeugen. Da hat sie sich selbst zum Wort gemeldet, und ihre Bitte um Schutz schützt sie besser, als die Abwehr aller Unbill es vermöchte. Ich bekam eine Zuschrift, an deren Echtheit ich mit umso mehr Recht zweifeln konnte, als ich kurz vorher in einem »Schriftsatz« die Behauptung gefunden hatte, daß von tausend Menschen an der Spree kaum einer die Fackel kenne, und ich selbst dieser Behauptung als einer übertriebenen Aussage von der Verbreitung der Fackel in Berlin widersprochen habe, die doch gewiß nicht zwei- bis dreitausend Menschen dort bekannt sei. Und wie sollte zu der geringeren Zahl gerade die kleine Zeugin im Krantz-Prozeß zählen?

Berlin-Steglitz, den 20. II. 28
Albrechtstr. 72 c

Sehr geehrter Herr Kraus!

Durch die entstellten Prozeßberichte bin ich zu einer so traurigen »Berümtheit« geworden. Keine Zeitung findet sich, mich zu rechtfertigen. Alle fürchten den Rechtsanwalt Dr. Frey. So wende ich mich in meiner großen Not an Sie, den ich durch Lesen Ihrer »Fackel« als den einzigen Anwalt des Rechts erkannt habe.

Mit der Hoffnung auf Ihre Hilfe

verbleibe ich Ihre ergebene
Hildegard Scheller.

Unmittelbar darauf hieß es, Fräulein Scheller sei in ein Landpensionat gebracht worden, und ich ließ durch einen Berliner Bekannten bei den Eltern nachfragen, ob ihnen von der Absendung jenes Briefes etwas bekannt sei. Seine Echtheit wurde dem Nachfragenden bestätigt, der dann von einem juristischen Berater der Familie die folgende Zuschrift erhielt:

Im Anschluß an unser gestriges Ferngespräch beehre ich mich Ihnen wie folgt zu schreiben:

Fräulein Hildegard Scheller hatte mir als einem Freunde der Familie — ich bin kein Berufsjurist — gelegentlich ihrer Abreise in ein ausländisches Töchterpensionat anvertraut, daß sie sich während der letzten Tage des Krantz-Prozesses in ihrer Verzweiflung und Verlassenheit an Herrn K. K. gewendet und ihn um Ehrenschutz gebeten hätte, der ihr von Seiten der Presse nicht zuteil wurde. Ich hatte Fräulein Scheller versprechen müssen, für den Fall daß Herr K. K. sich für ihre Sache interessieren sollte, ihm an ihrer Stelle alle notwendigen Informationen zu erteilen und ihm vor allen Dingen diejenigen Dokumente auszufolgen, deren Veröffentlichung hier niemand wagen würde. Daß Herr K. K. sich überhaupt eventuell des Fräuleins Scheller annehmen würde, hätte ich nie erwartet, ich hatte s. Zt. den Brief des Fräuleins Scheller als »jugendliche Tollkühnheit« bezeichnet, freue mich aber umsomehr, daß ich hier im Unrecht war.

Das Schreiben erzählt nun einiges von dem Zusammenwirken von Sensation und Autorität, »um ein junges Mädchen von wirklich beispiellos vornehmer Gesinnung und hervorragenden Geistesgaben seelisch zu martern und gesellschaftlich zu ruinieren«, und schließt mit der Bitte um eine Unterredung in Gegenwart der Eltern. Bevor es zu dieser — nach Abschluß der Vorlesungen — kam, wurde mir in Berlin der folgende Brief übermittelt:

Sie werden es sicher gelesen haben, wie er eine Unwahrheit nach andern vorbrachte, meine Schlechtigkeit, meinen Leichtsinn, und somit meine Unglaubwürdigkeit zu beweisen. Und wie sich dann herausstellte, daß alles, was er mir nachsagte, auf Unwahrheit beruhte. Die Widerlegung seiner Beschimpfungen hat die Presse natürlich nicht richtig gebracht, und ich bin nicht stark genug, mich gegen solche Angriffe und gegen solche Gegner zu wehren, habe auch vor allem hierzu nicht die Möglichkeit.

Aus diesem Grunde wagte ich es, Sie um Schutz zu bitten, und ich danke Ihnen herzlichst, daß Sie auf mein Schreiben eingegangen sind. — —

Ihre ergebene

Hildegard Scheller

Diesem Schreiben, dessen Wahrhaftigkeit die Apparate der Lügenmacht in Plunder verwandelt, ist noch ein Dank der den Fängen der »Fürsorge« Entrückten gefolgt: für die Unterredung, die inzwischen stattgefunden hatte. Die Aufschlüsse, die diese an der Hand von Dokumenten brachte, betreffen das Walten der amtlichen Sittlichkeit und das Wüten der Sensationskanaille, jener Mißbraucher der Tageszeiten, die des Morgens, des Mittags und des Abends die Menschenerde besudeln. Was die amtliche Sittlichkeit betrifft, so hat sie wie immer funktioniert, das heißt so, daß man, wenn man ihre Protokolle veröffentlichen wollte, von ihr wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften belangt werden müßte; und es wäre auch, solange es nicht unerläßlich ist, geradezu peinlich, das Bekenntnis eines beherzten Mädchens mit der Erinnerung an die ihm angetane Häßlichkeit, soweit sie nicht schon durch die Gerichtssaalberichte belegt ist, zu konfrontieren. Was die Zutreiber der öffentlichen Moral betrifft, so wäre festzustellen, daß sie Interviews erlogen und erpreßt, Photographien geraubt und sich unter allerlei Fiktionen wie der eines ausgebrochenen Brandes den Einlaß ins Familienzimmer erkämpft haben und daß, was immer da erschienen ist, aus den schmierigen Fingern gesogen war. Auch die Presse hat also funktioniert wie immer.

Da kommen wir mit vollem Trab,
Verzeiht! es ging nicht gütlich ab.
Wir klopften an, wir pochten an,
Und immer ward nicht aufgetan;
Wir rüttelten, wir pochten fort,
Da lag die morsche Türe dort. — —

Wo immer menschliches Glück zu zerstören ist, ob bei Philemon und Baucis oder wo Knaben und Mädchen wohnen, die drei Gewaltigen: die vom Morgen, vom Mittag und vom Abend leisten ganze Arbeit:

— — In wilden Kampfes kurzer Zeit,
Von Kohlen, rings umher gestreut,
Entflammte Stroh. Nun lodert's frei,
Als Scheiterhaufen dieser drei.

Denn auch hier geschieht, was längst geschah. Den Lynkeus, der es nicht sieht und nur »Es sei wie es wolle, es war doch so schön!« behauptet, löst der andere ab:

Sollt ihr Augen dies erkennen!
Muß ich so weitsichtig sein!

Für Hildegard Scheller

Wäre meine Vorstellung nicht an hundert Formen dieses Sündenerbrechens, das sich Bürgerwelt nennt, zugleich gebunden, wahrlich ich hätte, wie damals, als ich ihrer pharisäischesten Partie »Sittlichkeit und Kriminalität« abgewann, mich ganz und gar dem Fall zugewendet, wo sie ihre verdorbene Lust in der Hetzjagd auf ein junges Mädchen befriedigt hat. Auf eine Sechzehnjährige, die, entspräche sie dem Bilde, das die allierten Treibjäger in Staat und Presse von ihr der genießenden Kanaille Öffentlichkeit vermittelt haben, sittlich noch turmhoch über dem Babel stünde, dessen Honoratioren sich da des Sittenamts vermessen. So aber mußte es sich mein Blick, gebannt und ermüdet von allen Greueln der näheren Nachbarschaft, genügen lassen, die Gerichtsspalten zu durchfliegen, das tausendmal Erlebte als vorhanden zu erkennen und höchstens bei dem furchtbaren Frage- und Antwortspiel zu verweilen, das eines jener fortgeschrittenen Blätter fixiert hat, die das Sensationsgeschäft schon unter dem Vorwand freiheitlicher Kritik betreiben:

Ein peinliche Szene

— — Vors.: Haben Sie dann auch mehr gemacht, als sich geküßt?

Hilde schweigt.

Vors.: Wie, was, er, Sie, ihn, wie?

Schließlich sagt Hilde: Ich habe Paul nur geküßt. Zu mehr ist es nicht gekommen.

Vors.: Zu unsittlichen Berührungen mit der Hand?

Hilde schweigt.

Vors. (der das Schweigen als Zustimmung auffaßt): Also ja, sagen Sie mal, was für einen Eindruck hatten Sie denn von ihm? Hatte er Sie gerne?

Hilde: Ich glaube, er hatte mich gern.

Vors.: Sagen Sie mal, wer war denn der Tätigere von euch beiden? — —

Hilde schweigt hartnäckig, und was sich jetzt abspielt, ist eine sehr peinliche seelische Tortur.

Der Vorsitzende will Hilde unbedingt zwingen, im großen Gerichtssaal über ihre intimsten Erlebnisse auszusagen. — —

Vors.: Haben Sie Krantz Vorwürfe gemacht, weil er sich Ihnen immer aufdrängte?

Hilde: Nein. — —

Vors.: — — Auf dem Rückweg haben Sie sich also geküßt. Haben Sie auch verabredet, daß Sie zusammen schlafen werden?

Hilde (entrüstet): Nein.

Vors.: Aber das war doch bei Ihnen beiden stiller Wunsch und unausgesprochene Vereinbarung.

Hilde: Nein. Er kam zu mir und sagte, er könne nicht ins Zimmer zu Günther hinein. Und ich bin dann zu ihm gegangen und dann haben wir uns geküßt.

Vors.: Ist es auch zu regulärem Verkehr gekommen?

Hilde: Nein.

Vors.: Oder zu etwas, was fast so war?

Hilde: Nein.

Vors.: Aber hat es auf seiner Seite eine solche Wirkung gehabt? Wissen Sie etwas darüber?

Hilde schweigt.

Vors.: Wie . . . was . . . nicht . . . ja . . .?

— — Da Hilde noch immer hartnäckig schweigt, fragt der Vorsitzende weiter: »Haben Sie sich erheblich sexuell eingelassen? Wie . . . was . . . wie . . . nicht?«

Hilde antwortet endlich: Nein. — —

Vorsitzender: Aber es war doch nahe daran, wie . . . nicht . . . wie?

Für Hildegard Scheller

Wäre meine Vorstellung nicht an hundert Formen dieses Sündenerbrechens, das sich Bürgerwelt nennt, zugleich gebunden, wahrlich ich hätte, wie damals, als ich ihrer pharisäischesten Partie »Sittlichkeit und Kriminalität« abgewann, mich ganz und gar dem Fall zugewendet, wo sie ihre verdorbene Lust in der Hetzjagd auf ein junges Mädchen befriedigt hat. Auf eine Sechzehnjährige, die, entspräche sie dem Bilde, das die allierten Treibjäger in Staat und Presse von ihr der genießenden Kanaille Öffentlichkeit vermittelt haben, sittlich noch turmhoch über dem Babel stünde, dessen Honoratioren sich da des Sittenamts vermessen. So aber mußte es sich mein Blick, gebannt und ermüdet von allen Greueln der näheren Nachbarschaft, genügen lassen, die Gerichtsspalten zu durchfliegen, das tausendmal Erlebte als vorhanden zu erkennen und höchstens bei dem furchtbaren Frage- und Antwortspiel zu verweilen, das eines jener fortgeschrittenen Blätter fixiert hat, die das Sensationsgeschäft schon unter dem Vorwand freiheitlicher Kritik betreiben:

Ein peinliche Szene

— — Vorsitzender: Haben Sie dann auch mehr gemacht, als sich geküßt?

Hilde schweigt.

Vors.: Wie, was, er, Sie, ihn, wie?

Schließlich sagt Hilde: Ich habe Paul nur geküßt. Zu mehr ist es nicht gekommen.

Vors.: Zu unsittlichen Berührungen mit der Hand?

Hilde schweigt.

Vors. (der das Schweigen als Zustimmung auffaßt): Also ja, sagen Sie mal, was für einen Eindruck hatten Sie denn von ihm? Hatte er Sie gerne?

Hilde: Ich glaube, er hatte mich gern.

Vors.: Sagen Sie mal, wer war denn der Tätigere von euch beiden? — —

Hilde schweigt hartnäckig, und was sich jetzt abspielt, ist eine sehr peinliche seelische Tortur.

Der Vorsitzende will Hilde unbedingt zwingen, im großen Gerichtssaal über ihre intimsten Erlebnisse auszusagen. — —

Vors.: Haben Sie Krantz Vorwürfe gemacht, weil er sich Ihnen immer aufdrängte?

Hilde: Nein. — —

Vors.: — — Auf dem Rückweg haben Sie sich also geküßt. Haben Sie auch verabredet, daß Sie zusammen schlafen werden?

Hilde (entrüstet): Nein.

Vors.: Aber das war doch bei Ihnen beiden stiller Wunsch und unausgesprochene Vereinbarung.

Hilde: Nein. Er kam zu mir und sagte, er könne nicht ins Zimmer zu Günther hinein. Und ich bin dann zu ihm gegangen und dann haben wir uns geküßt.

Vors.: Ist es auch zu regulärem Verkehr gekommen?

Hilde: Nein.

Vors.: Oder zu etwas, was fast so war?

Hilde: Nein.

Vors.: Aber hat es auf seiner Seite eine solche Wirkung gehabt? Wissen Sie etwas darüber?

Hilde schweigt.

Vors.: Wie . . . was . . . nicht . . . ja . . .?

— — Da Hilde noch immer hartnäckig schweigt, fragt der Vorsitzende weiter: »Haben Sie sich erheblich sexuell eingelassen? Wie . . . was . . . wie . . . nicht?«

Hilde antwortet endlich: Nein. — —

Vorsitzender: Aber es war doch nahe daran, wie . . . nicht . . , wie?

Berlin-Steglitz, den 20. II. 28
Albrechtstr. 72 c

Sehr geehrter Herr Kraus!

Durch die entstellten Prozeßberichte bin ich zu einer so traurigen »Berümtheit« geworden. Keine Zeitung findet sich, mich zu rechtfertigen. Alle fürchten den Rechtsanwalt Dr. Frey. So wende ich mich in meiner großen Not an Sie, den ich durch Lesen Ihrer »Fackel« als den einzigen Anwalt des Rechts erkannt habe.

Mit der Hoffnung auf Ihre Hilfe
verbleibe ich Ihre ergebene
Hildegard Scheller.

Unmittelbar darauf hieß es, Fräulein Scheller sei in ein Landpensionat gebracht worden, und ich ließ durch einen Berliner Bekannten bei den Eltern nachfragen, ob ihnen von der Absendung jenes Briefes etwas bekannt sei. Seine Echtheit wurde dem Nachfragenden bestätigt, der dann von einem juristischen Berater der Familie die folgende Zuschrift erhielt:

Im Anschluß an unser gestriges Ferngespräch beehre ich mich Ihnen wie folgt zu schreiben:

Fräulein Hildegard Scheller hatte mir als einem Freunde der Familie — ich bin kein Berufsjurist — gelegentlich ihrer Abreise in ein ausländisches Töchterpensionat anvertraut, daß sie sich während der letzten Tage des Krantz-Prozesses in ihrer Verzweiflung und Verlassenheit an Herrn K. K. gewendet und ihn um Ehrenschutz gebeten hätte, der ihr von Seiten der Presse nicht zuteil wurde. Ich hatte Fräulein Scheller versprechen müssen, für den Fall daß Herr K. K. sich für ihre Sache interessieren sollte, ihm an ihrer Stelle alle notwendigen Informationen zu erteilen und ihm vor allen Dingen diejenigen Dokumente auszufolgen, deren Veröffentlichung hier niemand wagen würde. Daß Herr K. K. sich überhaupt eventuell des Fräuleins Scheller annehmen würde, hätte ich nie erwartet, ich hatte s. Zt. den Brief des Fräuleins Scheller als »jugendliche Tollkühnheit« bezeichnet, freue mich aber umsomehr, daß ich hier im Unrecht war.

Die Zuschrift erzählt nun einiges von dem Zusammenwirken von Sensation und Autorität, »um ein junges Mädchen von wirklich beispiellos vornehmer Gesinnung und hervorragenden Geistesgaben seelisch zu martern und gesellschaftlich zu ruinieren«, und schließt mit der Bitte um eine Unterredung in Gegenwart der Eltern. Bevor es zu dieser — nach Abschluß der Vorlesungen — kam, wurde mir in Berlin der folgende Brief übermittelt:

— — 28. III. 28

Sehr geehrter Herr Kraus!

Gern wollte ich Ihnen persönlich alles erzählen, doch ich bin für längere Zeit in diesem hiesigen Pensionat. Hier hoffte ich Ruhe zu finden, aber man hat erfahren, wer ich bin.

Ich will versuchen, Ihnen so gut es brieflich geht, zu schildern, wie alles war.

Vorausschicken muß ich, daß ich mich durchaus nicht reinwaschen will. Denn, wenn man überhaupt von Schuld sprechen kann, gebührt auch mir ein Anteil.

Aber wie gegen mich und vor allen Dingen gegen meinen armen Bruder vorgegangen ist, das ist das Empörende.

Alle nur erdenklichen Sünden und Fehler wurden unserer Familie angedichtet.

Gab es wirklich etwas zu kritisieren, was bei jedem Menschen vorkommt, so wurde das riesenhaft vergrößert und entstellt.

Natürlich ist es die Pflicht eines Verteidigers, alles daran zu setzen, um seinen Klienten frei zu bekommen. Aber Herr Dr. Frey befand sich gar nicht in dieser Notwendigkeit mir gegenüber, da meine Aussage seinen Mandanten ja in keiner Weise in Gefahr brachte, und somit war die ganze Quälerei doch wirklich überflüssig.

Ich stand schutzlos ohne Rechtsbeistand einem gehässigen Verteidiger und einer sensationslüsternen Presse ausgeliefert.

Es wurde mir kein Schutz bewilligt, denn immer wieder wurde betont, ich sei nur Zeugin. Daß ich schlimmer als der Angeklagte selbst verhört wurde, beachtete niemand.

Ist es nicht ein Leichtes für einen Rechtsanwalt wie Dr. Frey, mir, die ich nichts von »Recht« und Gericht verstehe, die Worte im Munde umzudrehen?! Immer wieder konnte ich beteuern, es sei doch wirklich nicht so, wie er es sagt. Niemand hörte es. Und dann die Fragen der Kriminalrätin Wicking. Wie sollte ich sie verstehen, da ich doch vorher nie über dergleichen Dinge gesprochen hatte.

Wie ein abgekartetes Spiel kam mir die Zeugenvernehmung des Polizeipräsidenten Weiß und der Kriminalrätin Wicking vor. Ich weiß nicht, ob ich es beurteilen kann, aber Frage und Antwort waren so wunderbar auf einander abgestimmt, daß es auffallen mußte. Doch es wollte niemand merken, es war ja gegen mich und so schön sensationell.

Mit dem festen Vorsatz, die reine Wahrheit zu sagen und Krantz so viel als möglich zu schonen, bin ich hingegangen. Doch ehe ich schon den Mund auftat, wurde meine Glaubwürdigkeit von Herrn Dr. Frey bezweifelt. Und kein Mittel scheute er, meine Glaubwürdigkeit zu erschüttern.

Sie werden es sicher gelesen haben, wie er eine Unwahrheit nach andern vorbrachte, meine Schlechtigkeit, meinen Leichtsinn, und somit meine Unglaubwürdigkeit zu beweisen. Und wie sich dann herausstellte, daß alles, was er mir nachsagte, auf Unwahrheit beruhte. Die Widerlegung seiner Beschimpfungen hat die Presse natürlich nicht richtig gebracht, und ich bin nicht stark genug, mich gegen solche Angriffe und gegen solche Gegner zu wehren, habe auch vor allem hierzu nicht die Möglichkeit.

Aus diesem Grunde wagte ich es, Sie um Schutz zu bitten, und ich danke Ihnen herzlichst, daß Sie auf mein Schreiben eingegangen sind. — —

Ihre ergebene
Hildegard Scheller

Diesem Schreiben, dessen Wahrhaftigkeit die Apparate der Lügenmacht in Plunder verwandelt, ist noch ein Dank der den Fängen der »Fürsorge« Entrückten gefolgt für die Unterredung, die inzwischen stattgefunden hatte. Die Aufschlüsse, die diese an der Hand von Dokumenten brachte, betreffen das Walten der amtlichen Sittlichkeit und das Wüten der Sensationsbestie, jener Mißbraucher der Tageszeiten, die des Morgens, des Mittags und des Abends die Menschenerde besudeln. Was die amtliche Sittlichkeit betrifft, so hat sie wie immer funktioniert, das heißt so, daß man, wenn man ihre Protokolle veröffentlichen wollte, von ihr wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften belangt werden müßte; und es wäre auch, solange es nicht unerläßlich ist, geradezu peinlich, das Bekenntnis eines beherzten Mädchens mit der Erinnerung an die ihm angetane Häßlichkeit, soweit sie nicht schon durch die Gerichtssaalberichte belegt ist, zu konfrontieren. Was die Zutreiber der öffentlichen Moral betrifft, so wäre festzustellen, daß sie Interviews erlogen und erpreßt, Photographien geraubt und sich unter allerlei Fiktionen wie der eines ausgebrochenen Brandes den Einlaß ins Familienzimmer erkämpft haben und daß, was immer da erschienen ist, aus den schmierigen Fingern gesogen war. Auch die Presse hat also funktioniert wie immer.

Da kommen wir mit vollem Trab,
Verzeiht! es ging nicht gütlich ab.
Wir klopften an, wir pochten an,
Und immer ward nicht aufgetan;
Wir rüttelten, wir pochten fort,
Da lag die morsche Türe dort. — —

Wo immer menschliches Glück zu zerstören ist, ob bei Philemon und Baucis oder wo Knaben und Mädchen wohnen, die drei Gewaltigen: die vom Morgen, vom Mittag und vom Abend leisten ganze Arbeit:

— — In wilden Kampfes kurzer Zeit,
Von Kohlen, rings umher gestreut,
Entflammte Stroh. Nun lodert's frei,
Als Scheiterhaufen dieser drei.

Denn auch hier geschieht, was längst geschah. Den Lynkeus, der es nicht sieht, zu solchem Fall geschwiegen hat und nur »Es sei wie es wolle, es war doch so schön!« behauptet, löst der andere ab:

Sollt ihr Augen dies erkennen!
Muß ich so weitsichtig sein!

112
1

Aus Redaktion und Irrenhaus

Gesprochen am 9. Februar*)

Ich erfülle doppelte Dankespflicht, wenn ich meiner Öffentlichkeit, die mit mir die furchtbare Notwehr gegen den sieghaften Ungeist mitmacht, Kunde gebe von dem seit Jahren einzigen positiven Erlebnis, das ich einem Zeitungsblatt verdanke. Es handelt von der dichterischen Produktion eines Irren, und um sie zu würdigen, ist es unerläßlich, vorher von vielerlei geistigen Eindrücken zu sprechen, die man der Welt außerhalb des Irrenhauses verdankt, welches gut tut, sich gegen sie durch eine Mauer abzusperren.

Wir müssen es hinnehmen, daß wir in diese Zeit Verbannten lebenslänglich verurteilt sind, die Usurpierung der sprachlichen Machtmittel durch Schurkerei und Idiotismus zu ertragen; ohnmächtig müssen wir zusehen, wie, nach völliger Abtötung aller schöpferischen Möglichkeit durch eine selbsttätige Technik, die entleerten Formen des Geistes zum Ornament des Schwachsinns, zum Aufputz der Niedertracht taugen. Wir erleben im täglichen Umgang und in dem Abdruck eines geschändeten Lebens, der womöglich noch dessen Niveau unterbietet, im Rotwelsch der Lebensbetriebe und im Kauderwelsch jeder gedruckten Zeile, einen Triumph der Erbärmlichkeit, der uns bis zu dem Zweifel deprimiert, ob nicht alles das in Ordnung sei und nur der eigene Sinn versehrt, der die Dinge so betrachtet. Wenn mein Blick ein Zeitungsblatt durchfliegt — und nie noch hat er darin lustwandelt —, so ergreift er, ohne mehr an der selbstverständlichen moralischen Verworfenheit zu haften, eine solche Fülle von Beispielen gedanklicher und sprachlicher Mißform, daß mir für die Zukunft einer Nation, die diesen Unflat als geistige Nahrung zu sich nimmt, nur die Hoffnung bleibt, sie werde bei fortschreitender Verblödung schließlich nicht mehr imstande sein, zu lesen — was dann den Ruin der Presse, und in weiterer Folge die geistige Erholung der Menschheit herbeiführen wird. Immer wieder versuche ich, der nicht unter Leute kommt, mir vorzustellen, daß sie, so beklemmend ihre Sprechart im Vorbeigehn auf mich einwirkt, doch geistig hoch über den Personen stünden, von denen sie sich die Zeitung liefern lassen, weil es doch unmöglich ist, sich vorzustellen, daß sie noch unter ihnen stehen. Immer wieder glaube ich ja, mit einem unzerstörbaren Glauben an die Naturkräfte im Menschen, daß etwa der Abendblatt-Leitartikel der Neuen Freien Presse, von ihrem letzten Leser geschrieben, doch menschenmöglicher wäre als das imbezille Wirrsal, das er schlucken muß, dieses schreiend komische Sammelsurium rein privater Ausrufe, die sich durch die unmöglichsten Spationierungen den Weg zum Ohr der Öffentlichkeit erzwingen wollen, ungeachtet der Erfahrung, daß sich da durch Gewalt so

*) Ohne den Absatz »Aber wir wollen ....« bis ».... erhalten blieb« (S. ⊐), der erst später entstanden ist.

wenig richten läßt wie beim Beten. Es ist undenkbar, glaube ich immer wieder, daß ein beliebiger Provinzabonnent, und selbst einer, dem diese Sprache Respekt einflößt, die miserable Gesinnung, die sich ihrer bedient, nicht sachgemäßer und wortsauberer, also publizistischer auszudrücken vermöchte. Oder betrachten wir diese inveterierte Landplage des Sonntagsglossators: welcher Leser würde, wenn er den Gedanken zu verarbeiten hat, daß zwei völkische Abgeordnete wegen der bekannten Negerschmach zum Bundeskanzler gehen, und wenn ihm dazu die Krawalle im Parlament einfallen, die Assoziation nicht logisch etwa so vollziehen, daß die Parlamentarier nicht nur im Hause, sondern auch außerhalb des Hauses Krawall machen. Nur dem Berufsschäker kann es passieren, daß er da schreibt, es hätten sich Parlamentarier gefunden, »die zur Abwechslung statt gegeneinander, gegen die schwarze Tänzerin wüteten«. Doch die völkischen Parlamentarier haben nie gegeneinander gewütet und die sozialistischen nicht gegen Josephine Baker. Aber ist die Banalität, die einem da täglich um die Ohren geschlagen wird, nicht an sich noch schmerzhafter als alle Unlogik, die der Journalist braucht, um keinen Humor zu haben? Wäre es denn denkbar, daß der Leser nicht schamrot wird bei dem Gedanken, er selbst wäre gezwungen, die ausgekotzten Redensarten in den Mund zu nehmen, die er, wie alljährlich so auch heuer, als »Ansprachen auf dem Concordiaball« serviert bekommt? Dieses ewige Geschäker erwachsener Würdenträger bei der Vergewisserung, daß »die Jugend und die Freude das Zepter führen«; diesen Einfall eines Unterrichtsministers, den versammelten Schapseln das Vorbild Schuberts zu empfehlen, der es »doch auch« verstanden habe, »mit guten Freunden einmal einen klingenden Feierabend bei einem guten Tropfen Wein zu begehen«! Darf sich die Phrase wirklich schon jedes Attentat auf die fünf Sinne erlauben? Muß man den Ausspruch über sich ergehen lassen, mit dem der kostbare Advokat des Herrn Ahrer dessen Verteidigung führt, die vor Gericht zu führen ihm durch den Zwang der Umstände verwehrt ist, den Ausspruch, wonach der Geschäftsfreund des Herrn Bosel und Tischkumpan des Herrn Bekessy makellos dastehe: »hierüber« werde sich »jeder objektiv denkende Mensch« sein Urteil selbst bilden können, »da« der Herr Ahrer, seinem Rate folgend, »in absehbarer Zeit seine Memoiren der Öffentlichkeit übergeben wird«. Kein Zweifel, sagt man sich, der Memoahrer hat den einzig richtigen Weg zur endgültigen Feststellung der Wahrheit betreten. Man ist jedoch neugierig, wann denn das Ziel aller Publizistik, die Öffentlichkeit dumm zu machen, endlich so zufriedenstellend erreicht sein wird, daß die weitere tägliche Bemühung überflüssig wäre. Aber vielleicht ist der Zustand schon eingetreten und die Zeitungen wissen es nur nicht und strapazieren sich noch mit jeder gedruckten Zeile. Denn wenn es doch so ist, daß gerade die unzulänglichsten Köpfe berufen sind, öffentliche Meinung zu machen, und das Publikum sie dergestalt hinnimmt; wenn es sogar Menschen geben soll, die sich an den Einfällen dieses unbezahlten Jobs erquicken und nicht wie unsereins wissend, sondern mit echtem Behagen an dem Reichtum dieser bildnerischen Phantasie und an der baroken Fülle von Metaphern, die diesem unversicherten Geiste einfallen wie die Brücke

Zwischen dem Nichterlebten und dem Nichtgedachten; wenn wirklich solches Druckwesen seine Genießer findet — so frage ich mich schließlich, ob nicht das Publikum vielleicht doch noch dümmer ist als die Presse, die es sich hält, wiewohl mir für diesen Grad schon jedes Maß einer Vorstellung fehlen würde.

Wenn ich freilich die Druckwelt betrachte, in der sich schlichte Arier hoffnungslos abquälen, den jüdischen Kollegen die Petites nachzumachen, das Anreißertum und die Brillanz der Schmucknotiz, den Hautgout der Sensation (den sie wahrscheinlich Hugo nennen), diese armen Teufel, die das Pech haben, nicht von Miskolcz eingewandert, sondern bodenständig zu sein und wohl auf Lebensdauer zu bleiben, und die für den Journaldienst nichts mitbringen als das Analphabetentum, ohne die Fähigkeit es zu gebrauchen — dann freilich werde ich eher des Zusammenhanges gewahr zwischen dem Zeitungswesen und einer Volksart, die auf dem Weg der Rückbildung zum Neandertalertum rapide Fortschritte macht, während es mir immer ein Problem sein wird, wie Juden nicht finden sollen, daß ihnen die Neue Freie Presse zu blöd ist. Da haben wir also die Wiener Neuesten Nachrichten, eine Zeitung, der ich öfter schon nachgewiesen habe, daß sie in großdeutscher Sprache geschrieben ist. Sie und die Reichspost sind in diesen Tagen etwa der Ausdruck der Gedanken, die ich einmal in der Beschreibung des Wiener Straßenlebens, durch das ein Neger chauffiert, festzuhalten versucht habe: »A Nääga a —!«, »Geh hörst'rr schau drr den schwoazen Murl an!«, »Hörst Murl, wosch di o!«, »Geh ham, Schwoazer, verschandelst uns jo die gonze Stodt!«, »Do fohr oba, zur Daunau und wosch dii —!« Während die vorkämpfende Deutschösterreichische Tageszeitung, als der eigentliche Schutz- und Trutzgoj auch »Dötz« genannt, diesen Rat nebstbei noch bezüglich der bodenständigen Schweißfüße erteilt und im ärztlichen Briefkasten die schlichte, aber unwiderstehliche Auskunft gibt:

Fußreinigung. Laues Wasser mit Seife.

Denn offenbar hatte einer der Mannen, die die schwarze Schande nicht mehr ertragen können, sich die Sache weit komplizierter vorgestellt, als sie im Grunde ist, und angefragt, wie man das eigentlich mache. Vielleicht einer von den Unentwegten, die viel auf dem Trottoir vor der Oper herumgehen müssen, wenn Jonny aufspielt. Also laues Wasser mit Seife — das Ei des Columbus ist nichts dagegen! Was aber die Josephine Baker

betrifft, die vielleicht mehr Zusammenhang mit der Gottesschöpfung erkennen läßt als ein ganzes flaches Land, auf dem Bodenständige wohnen, so hat sie es sich schließlich selbst zuzuschreiben, daß sie Bekanntschaft mit dem dunkelsten Zentraleuropa gemacht hat. Daselbst erscheint nun die Reichspost, die ihrem Verdruß in dem schlichten, aber treffenden Titel Luft macht:

Die Schwarze . . .

mit drei ganz idiotischen Punkten und nicht ohne der Mißdeutung wehren zu können, daß sie von sich selbst spreche. Man erfährt jedoch gleich, daß es sich um die Baker handelt, von der erzählt wird, daß sie »Nacht für Nacht«, man denke nur, in den Folies Bergères tanzt, »um schließlich zuletzt ganz privatim in ihrem eigenen Etablissement am Montmartre noch Sondervorstellungen zu besonderen Preisen zu geben«. Nach dieser Hundsordinärtheit, die ihre Peitsche verdient hat und mit der der arme Preßgoj leuchtenden Auges seine Dankesschuld an die jüdische Sensationspresse abträgt, beginnt er diese, wie er sagt, zu »kennzeichnen«. Da kommt nun der tiefe Schmerz zur Geltung, daß Nackttänze von Kerzelweibern noch nicht begehrt sind. Es folgt die Bitte, der Menschheit Würde, die in eure Hand gegeben ist, zu bewahren. Noch gebe es Gott sei dank

Tausende und aber Tausende, denen die Kultur unserer Heimat Atem reinster Lebensfreude bedeutet . . . .

Sie müßten sich zu einem flammenden Protest sammeln und »die in Oberflächlichkeit Eingelullten« aufrütteln. »Lange reicht hiezu die Zeit nicht mehr«, mahnt der Reichspostler mit einem Blick auf die Uhr des Stefansturmes, und schließt mit dem Memento (von Schriftleitern auch Momento genannt): Josephine Baker in der Stadt Schuberts »mit dem Bananenschurz tanzend«

ist es nicht ein letztes Haltesignal vor der Fahrt ins Weite, Unermeßliche des Abgrundes?

Aber wenn die Baker das letzte Haltesignal ist vor dem Abgrund, vor dem wir immer stehn tun, anstatt endlich herzhaft unterzutauchen, so hätte ja der Wiener etwas zum Anhalten und der Fremdenverkehr brauchte nicht alleweil um den Justizpalast zu branden. So denken und schreiben also diese Schriftleiter, die nicht wissen, wohin sie die Schrift leiten sollen, welche es ihrerseits schon gar nicht weiß. Vollends als blinde Kuh fühlt sie sich in

4a

den Wiener Neuesten Nachrichten. Da wird der praktische Vorschlag gemacht, Schubert, der dieses Jahr doch ausersehen ist, die Schlappe Beethovens bezüglich des Fremdenverkehrs wettzumachen — also ihn dafür, daß die zeitgenössischen Wiener ihn »fast verhungern« ließen, heute wenigstens durch Austreibung der Baker zu entschädigen. Die Bevölkerung ist schon sehr erregt. Denn es ist doch, heißt es, unerträglich, daß jener, dem es bei Lebzeiten so schlecht ging und der später bekanntlich von Hoteliers und Librettisten ausgewurzt ward — also daß er »auch jetzt sich mit einer tanzenden Negerin zu 50 Prozent ausgleichen soll«; sagt das Organ der Großdeutschen. Es bleibe dahingestellt, ob Schubert das Plus, das ihm da angeboten wird, nicht mit dem Hinweis darauf ablehnen würde, daß er die tanzende Negerin für eine musischere Gestalt erachte als geschäftstüchtige Troglodyten, die um Fremdenzuzug betteln und dabei die Frechheit haben, dem europäischen Geschmack ihre Unappetittlichkeit aufzudrängen. Aber so wahr die deutschvölkischen Belange keine Sehenswürdigkeit sind, so wahr ist die deutsche Sprache, die von ihren Vertretern gesprochen wird, eine Hörenswürdigkeit. Denn während man von den Negern überzeugt sein kann, daß sie die Sprache, in der sie sich untereinander verständigen, auch beherrschen, widerfährt den Wiener Neuesten Nachrichten in dem Eifer, das Deutschtum gegen die ihm drohende Schmach zu schützen, im Hinblick auf Schubert der folgende Satz:

Wie wenig ist dieses eine Jahr der Freude und Begeisterung dagegen gehalten, was ihm, so lange er unter uns wandelte, schuldig geblieben wurde.

Man möchte ja glauben, daß ein Volkscharakter, der um Bewahrung seiner Eigenart ringt, deren Existenzwürdigkeit vor allem darin zum Ausdruck bringen müßte, daß er sich selbst die Sprache bewahrt hat, die ihm die Außenfeinde beeinträchtigen. Aber wie viel wird da schuldig geblieben von unsern armen Schriftleitungschristen, welche die Redaktionsjuden noch um die Fähigkeit beneiden, sich zur Not auszuquetschen, von diesen wahren Gojim in den Gauen der Sprache, in der sie bodenständig sind!

5

Ach, hüben wie drüben täglich eine Fülle der Probleme, wie dieses elende Gehudel von Kneipe und Comptoir, dieser privateste Mißbrauch von Sprachehre und Verstand nur überhaupt publik werden kann und daß die Hand des Setzers, ja die Maschine selbst sich nicht gesträubt hat, den Dreck wie er ist in bleibende Gestalt zu verwandeln! Meine Ohnmacht der ganzen Erscheinung gegenüber drückt sich vielleicht am stärksten in dem tragischen Konflikt aus, den ich durchmache, wenn ich jedem einzelnen dieser Beispiele geistiger Minderwertigkeit gegenüberstehe, die sich mir aufdrängen, da ich im Blätterwald so für mich hingehe, um nichts zu suchen und weiß Gott mit der inbrünstigsten Sehnsucht, nichts zu finden. Von jedem einzelnen wäre ich imstande, das Gesicht der Zeit, der Nation, der Stadt abzuzeichnen, immer glaube ich, dies eine sei das geeignetste, das mir für alle Zeit die Befassung mit den übrigen ersparen wird, und ich sammle sie doch alle und komme in Kämpfen stofflichster Art nicht dazu, unter ihnen die Wahl zu treffen, geschweige denn sie alle auszustellen zur Heerschau über die Macht, die den Geist mit Krieg überzog und demgemäß mit Läusen.

Wie schwer wird es da erst, sich dem Dank für das positive Erlebnis zu widmen, das man einmal in unheiligen Zeiten aus einem Zeitungsblatt empfangen hat! Aber um die Umgebung zu schaffen, in der es auch andere empfangen können, müßte ich besonders auf die eigentliche Welt der Normen weisen, die uns beklemmend umgibt. Denn der Strahl des Geistes, den ich auffing, drang aus der Nacht des Irrendaseins. Und man versuche sich vorzustellen, daß es just an dem Tage geschah, an dem ich die Weihnachtsbotschaft las jenes unschuldigsten Fibelgemütes, welches angesichts des neunzigsten Toten unterm Christbaum Kindern das Treugelöbnis für die Polizeidirektion abgenommen hat und den Gedanken aussprach, daß die Treue kein leerer Wahn sei, was ich doch längst nicht mehr geglaubt hätte. So setzt einem die Welt der Normen zu und verlangt noch, daß man seine Sinne beisammen halte! Das ist nicht leicht, sage ich mir, und wiewohl ich nach Rückert weiß, daß nicht so sehr erfüllte Wünsche das wahre Glück bedeuten als vielmehr erfüllte Pflichten, so deprimiert mich doch die Erfahrung, daß hier, wie man sich auch plage, nichts vom Fleck kommt. Aber Kopf hoch, sage ich mir, zumal wenn ich das traurige Los meines erfolgreicheren Rivalen, des Goldfüllfederkönigs, bedenke. Er, der die Aufforderung plakatiert hat, daß der Polizeipräsident nicht abtrete, sitzt im Irrenhaus! Er hat, was er verlangte, doch unstreitig durchgesetzt, und befindet sich nunmehr auf der psychiatrischen Klinik. Und da er dort über eine Schreibmaschine verfügt, beklagt er sich in einem Schreiben an mich über krassen Undank. Jetzt kommt er drauf, daß ich recht hatte. Hört, hört:

... Im September vorigen Jahres habe ich mich noch hinreißen lassen, den Behörden resp. der Polizeidirektion auf Verlangen von oben mit großen Versprechungen einen großen unvergeßlichen Dienst zu erweisen und den Polizeipräsidenten durch meine unvergängliche »Aufforderung« zu rehabilitieren.

Nun, diese Produktion eines Irren, die noch in der Welt der Normen wurzelt, meine ich nicht, wenn ich von einem Strahl des Geistes spreche. Vielmehr erblicke ich den äußersten Kontrast zu allem vorschriftsmäßigen und diesbezüglichen Denken in einem andern Dokument, welches mir am Weihnachtstag und zwar aus Rumänien zukam. Und da sei vorweg, auf die Gefahr hin, daß man meinem eigenen Wort den Ursprung in der Irrsinnssphäre suchen wollte, der Glaube ausgesprochen, den ich dieser Botschaft verdanke: Der größte heute in deutscher Sprache denkende, vielleicht der einzige große Dichter, und einer der größten, die je gelebt haben, ist ein Schlosser, der in der Irrenanstalt von Czernowitz lebt.

Aber wir wollen uns das Wunder, das uns bevorsteht, verdienen, indem wir uns erst nach der Lyrik umsehen, die der Welt der Normen entsprießt. Freilich böte das Talentierteste, das da nur zu finden ist, Kontrast genug, um ein für allemal jegliche Produktion der Normalgehirne als bedenklich erscheinen zu lassen, die sich ja der Sphäre des produktiven Irrsinns höchstens durch Hysterie anschmarotzt. Doch sei hier nicht die Leistung eines Literatentums betrachtet, das mit der Geschicklichkeit, einen Naturzwang vorzutäuschen, immerhin den Geschmack und die Mode der heutigen Lyrik angibt. Wir wollen vielmehr in jenes abgründige Gebiet eintreten, wo das beglaubigte Normalgehirn sich in der Befugnis austobt, die dagewesensten und unerlebtesten Empfindungen in das Käsepapier von Vershüllen zu kleiden, die kein Abfallbehälter behalten würde. Was da in deutschchristlichen Sonntagsbeilagen zwischen Graz und Linz, also namentlich in Wien, andauernd geboten wird, davor scheint es noch immer mehr der Sau zu grausen als den Bauern, die darauf abonniert sind. Wunderbar wird erst aller Fortschritt der Technik, wenn man ihn, aus dem Gesichtspunkt der Gleichzeitigkeit, mit der Zurückgebliebenheit der geistigen Einrichtungen zusammenhält. Man versuche einmal ohne Furcht für das Gleichgewicht des Verstandes, sich vorzustellen, daß ein und derselbe Tag die Nachricht bringt, man werde demnächst von New-York nach Wien blicken können, und den Inhalt der »Damenspende des Deutschösterreichischen Schriftstellerballes«. Der ehrwürdige Kernstock etwa, der im Weltkrieg seinen Dilettantismus der Hebung des Blutdurstes zur Verfügung gestellt hat, widmet »Einer Wienerin« das zarteste Gedenken:

Denn lebensfrisch, echt wienerisch
Wallt immerdar dein Blut
Wie edler Wein: ein Prachtgemisch
Aus Sonnenkraft und Glut.

Während andern der geringste Anlaß Herzenspein schaffe, ihr »kostet's nur ein Seufzerlein«, denn in ihrer Brust »verhohlen quillt der Jungborn Poesie«, welcher bei Kernstock offen ausfließt. Und man kann überzeugt sein, daß hunderttausend deutsche Leser, die es in den christlichen Blättern zitiert finden, sich daran als dem Inbegriff aller Lyrik erquicken. Solche, die mehr heimischen Urlauten zugeneigt sind, wieder an dem Folgenden:

Is nea r oaner in Ort ...

Von Karl Bacher

Is nea r oaner in Ort,
Daß i schau auf und o',
Und um den tats mer load,
Wonn der Bui mi nit mo'.

Was »r« bedeutet, ist rätselhaft, das später vorkommende »ollwi« ist offenbar »alleweil«, die Angelegenheit spielt nämlich im Znaimer Kreis und dürfte schon in Oberhollabrunn auf Schwierigkeiten stoßen:

Und war ah der Znoamer Kroas
So groß, als i moan,
Mocht mer koaner mehr hoaß
Ols wia r er nea r alloan.

Man versuche sich vorzustellen, daß Damen, ohne zu stolpern, unter dem Eindruck dieser Spende getanzt haben. Zum Schluß ergibt sich ein gewisser Anhalt:

Is nea r oaner in Ort —
Und wonn i 'n nit kria',
Aft gschacht mer so load —
Und i möcht, daß i stir(w) ...

Beim letzten Wörtlein pflegt in solchen Fällen immer nachgeholfen zu werden. Die Heimatdichter unterlassen es nimmer, zum Beispiel das »bi« für alle Fälle mit einem (n) zu versehen, wiewohl eine solche Anweisung gerade hier überflüssig erscheint; »stir« also bedeutet soviel wie »sterbe«, das sich auf »kriege« reimt, nämlich (w) bedeutet eigentlich (b). Das sind nun so die schalkischen Erlaubnisse der Dialektpoesie, von der man ja zugeben mag, daß ihr Sprachboden, wenngleich nur in Znoamer Grenzen, noch immer zeugungsfähiger ist als das Papier, aus dem hochdeutsche Dilettanten schöpfen. Und da ist es freilich ein Problem für sich, daß man der Angehörige einer Republik sein muß, zu deren hervorstechendsten Freiheiten die ihres Präsidenten zählt, schlechte Verse zu machen. In der sich aufdrängenden Parallele zwischen der Produktion des Oberprimaners Krantz und der unseres Staatsoberhauptes dürfte die Untersuchung wohl jener als dem Ausdruck komplizierteren Denkens den Vorrang zuerkennen. Und ohne den Verdacht legitimistischer Gesinnung auf sich zu lenken, muß man doch sagen, daß einem Versuche des Monarchen, Verse zu produzieren oder gar zu veröffentlichen, wie sie da wieder unserm Hainisch eingefallen sind, sich wohl alle Mächte des Zeremoniells, wenn nicht die Besinnung der eigenen Würde, entgegengestemmt hätten. Herr Hainisch hat es sich nicht versagen können, uns in die Stimmung eines »Sonntags im August« wie folgt zu versetzen:

Wer kann, hat längst die Stadt verlassen
Und viele Fenster sind verhängt,
Die Bahnen führen fort die Massen,
Bevor die Sonne sie versengt.

Ich habe schon mit dieser einen Zeile einen Saal alarmiert, da ich nämlich wieder mir es nicht versagen konnte, den König Bobèche — in der Szene, wo der reine Froh- und Schwachsinn als ländliche Idylle musikalisch verklärt wird — die Verse seines Kollegen Hainisch aufsagen zu lassen.

66

Und wer in Wien zurückgehalten,
Der fliegt am Sonnntag gern hinaus,
Um sich im Wald zu unterhalten,
Doch ich blieb oft ganz still zu Haus.

Ganz still, nämlich nicht dem Schreiben, sondern dem Lesen hingegeben.

Wo sonst die Räder Staub entfachen
Und jeder strebt nach seinem Ziel,
Da hört man heute Kinder lachen,
Sie spielen irgendwo ihr Spiel.

Hainisch jedoch, der »gar oft bei offnen Scheiben saß«, ließ sich durch »sonntägliches Treiben« in seiner Arbeit nicht stören. Ich hinwiederum ließ den Prinzen Saphir, der entzückt vernimmt, wie auch das Stadtleben seine Reize hat, ausrufen: »Is das aber schön!« »Was, da staunen S'?« »Sagn S', das hat er ganz allein g'macht?« »Ganz allein! Sind S' so gut — so was wird er doch schon treffen, er is doch nicht mehr so jung! Das kommt alles aus dem eigenen Staatsoberhaupt«; und zum Beweise zitierte der König Bobèche noch die folgende Strophe, die er der Damenspende des arischen Schriftstellerballes entnommen hatte:

Gar nie in meinem ganzen Leben
War mir so leicht der Arbeit Last,
Die Stimmung, die mich rings umgeben,
Die hat mich machtvoll auch erfaßt.

Nun, unser Präsident hat leicht schaffen und der Hörer leicht lachen. Aber ich muß schon bekennen, daß zu den Problemen dieser Republik, die mir immer wieder den Austritt nahelegen, nebst der Treue und Beharrlichkeit ihres Hortes die unerschütterliche Produktivität ihres kreuzbraven Präsidenten gehört, der zwischen Murmeltierjagd, Dekorierung schießender Polizisten und Begnadigung von Erpressern solchen Unfug mit der Sprache treibt. Doch da man gleichfalls ausharren muß, bleibt nichts übrig, als sich aus dieser täglich vorhandenen und dennoch unvorstellbaren Welt der Normen, aus der Region beispielgebender Banalität, aus der Untiefe des Voll- und Ganzsinnes, dorthin entrücken zu lassen, wo das Absurde von Offenbachs Klängen weggespült wird. Oder sich hinzudenken in ein Reich des Wahnsinns, wo das sprachliche Urbild der Natur erhalten blieb.

6c 124

Ein Schreiben also, an den Verlag der Fackel gerichtet, hat den Wortlaut:

> Den beifolgenden Zeitungsausschnitt bitte ich Herrn K. K. mit meinen . . Grüßen zu übermitteln. Vielleicht werden die darin enthaltenen Proben von Dichtungen Irrsinniger Herrn K., dem der Nachklang dessen, was sich heutzutage als deutsche Dichtung ausgibt, so wehe im Ohre liegt, eine kleine Freude bereiten. — —

Der Ausschnitt aus einem Czernowitzer Blatt, der beilag, ist beiweitem das Anständigste, was ich seit langem, beiweitem das Wichtigste, was ich je in einer Tageszeitung gefunden habe. Der Autor selbst ist der Einsender, er nennt sich mit einem Pseudonym Uliu. Er erzählt davon, daß ein ihm befreundeter Arzt (wie er mir späterhin mitteilt, der Sekundararzt der Czernowitzer Landesirrenanstalt Dr. Walter Kipper) Beweise für die Theorie sammle, daß der Irrsinn »bei vorher ganz unschöpferisch konstituierten Menschen die geistigen und seelischen Fähigkeiten in einem derart außerordentlichen Maße steigere, daß diese Menschen erst im Irrenhause zu Dichtern und Künstlern werden.« Ihm liege nunmehr die Sammlung vor, in welcher »das Typischeste und Schönste aus der großen Menge von Briefen, Zetteln, Zeichnungen, Tagebüchern und Dichtungen von Geisteskranken« vereinigt sei. Zunächst zitiert er die Stelle eines Briefes, den ein Mann geschrieben hat, der wegen zweier Mordtaten ins Gefängnis kam, dort tobsüchtig wurde und »von dem es sich später herausstellte, daß er auch seine Tat in geistiger Umnachtung verübt hatte«. Der Brief sei im Gefängnis geschrieben; die in der zitierten Stelle enthaltenen Angaben entbehrten jeder tatsächlichen Grundlage und seien Gebilde freier Phantasie. Man vernehme nun dieses Wunder einer Prosa, das der Berichterstatter mit Recht »ein überströmendes und erschütterndes dichterisches Gleichnis des Schmerzes und der Hoffnungslosigkeit« nennt:

. . . und mein Schmerz ist so groß, daß alles Gute und Teuerste der Welt meine wehbrennenden Wunden nicht mehr heilen kann. Die Sonne weint, der Wind ist traurig; der Schnee ist ganz blau geworden und die Au still. Der Mond ist vertieft; denn alle leiden meinen Schmerz. Von meinen Tränen zerspringt der Beton der Kerkerzelle. Das schwere Eisen frißt sich langsam zu meinen Knochen durch. Alles, alles fühlt, alles sieht mein Leid und mein unverschuldetes Unglück, Totes und Lebendiges, nur ein menschliches Wesen nicht. Unglücklich bin ich, ja der Unglücklichste unter Unglücklichen. — Nach meiner Gefangennahme in tiefster Trauer, ist mein Jagdhund gestorben; gleich darauf alle Hühner; gleich darauf meine Kuh. Mein Kind wurde geboren und die Sonne hat ihm weinend durchs Fenster mein unverschuldetes Unglück verkündet und nach ein paar Tagen wurde es traurig nach dem Vater und ein paar Tage später verließ es die verhaßte Welt — und gerade heute wird es zu Grabe getragen, ohne Vater und Mutter, nur von Fremden begleitet; denn der Vater wird gemartert und die Mutter hat fast ganz die Welt vergessen, und das Kind und den Vater, liegt aber still im Bette, die Kerze in der Hand haltend und sieht gen Himmel. Ich habe nichts mehr, nichts auf Erden.

Nach Bruchstücken aus zwei Reimgeschichten eines Irren — die eine von rührendem Humor, die andere von tragischem Hohn, diese begleitet von Zeichnungen, von denen der Berichterstatter sagt, daß sie »des Pinsels eines Van Gogh oder Goya würdig wären« — folgt nun das Ungeheure. Drei lyrische Gedichte eines geisteskranken Schlossers, dessen Handschrift und Orthographie so dürftig seien, »daß sie von jedem Volksschüler übertroffen werden«. Der Berichterstatter gibt ihnen — und solange er selbst spricht, mag man noch zweifeln — das Vorwort:

Aber dafür die Gedichte! Man steht förmlich vor den rätselhaften Offenbarungen eines aus anderen Sphären schwingenden lyischen Geistes, der durch das Medium dieses zerbrochenen Mundes spricht. Welcher Brunnen der Worte, welches Atmen der Erde! Seit den Tagen Christian Günthers und der anderen edlen Barocklyriker ist solche Stimme nicht mehr gehört worden. Ich übertreibe? Hier die Beweise.

Und er übertreibt wirklich nicht, er sagt noch viel zu wenig; nichts Gesagtes aber könnte einen Begriff von dem geben, was dieser Dichter zu sagen hat, und um das Wunderbare zu ermessen, bedarf es eines ungeheuren Antriebs im Leser und im Hörer, die Seelenkräfte zusammenzufassen und aus der Sprachwüste, in der man lebt, zurückzufinden zu dem Anfang, wo das Wort war. Man höre, wenn man kann:

Einen Trunk der Liebe

Laß uns in den Silberglanz,
den die Birken grün umhüllen,
unsrer Herzen Krüge ganz
mit der tiefen Stille füllen!

Laß uns mit dem letzten Atemhauch,
mit des Blutes letzter Welle
so hinübermünden in den Strauch,
wie ins Wurzelwerk die Quelle!

Alles Irdische muß wesenlos
ohne Trauer von uns fallen;
kindgeworden in des Waldes Schoß
sind um uns nur Nachtigallen.

Dies ist das erste der drei Gedichte. Nur auf den höchsten Gipfeln deutscher Lyrik, dort, wo Ruh ist; in wenigen Strophen von Claudius, Hölderlin oder Mörike, heute in Zeilen Trakls oder der Lasker-Schüler, ist, im erhabenen Einklang von Gesicht und Gehör, so Gestalt geworden, was ein Herz und die Natur einander zu sagen haben. Verse wie »unsrer Herzen Krüge ganz mit der tiefen Stille füllen«; wie dieser heilige Gedanke der Nachtigallen um uns »kindgeworden in des Waldes Schoß« — wiegen ganze Bibliotheken von Lyrik auf. Das eigentliche Wunder ist, daß die Naturgewalt des Irrsinns, der man die Entbindung der Vision ohneweiters zutraut, auch diese unglaubliche Gesetzmäßigkeit bewirkt oder zugelassen hat: über die Symmetrie im Wechsel der kurzen und der längeren Verse und die ihr entstammte psychische Wirkung ließe sich ein Essay schreiben: über das große Pathos etwa, das die überzähligen zwei Silben diesem »letzten« Atemhauch vorbehalten. Die gleiche Erscheinung im Elementaren und zugleich Kunstvollen, in der höchsten Formmeisterschaft, mit der das Geschaute und Gefühlte zur Gestalt gebracht ist, erstmalig und unvergänglich dastehend, in dem Gedicht

Frühling

Ohne Ende sind
Wege, die zum Frühling führen:
und der laue Wind
öffnet rings geheime Türen.

Wenn die Sonne lacht,
möchtest du zum Himmel wallen,
und in tiefer Nacht
hörst du warme Tropfen fallen.

Alles Schwere sinkt
von den Dingen, die sich weiten,
und die Erde trinkt
Wunder der Entbundenheiten.

Du hörst wahrhaftig in tiefer Nacht warme Tropfen fallen, und es sind wahrlich Wunder der Entbundenheiten, diese Worte, die der arme Schlosser im rumänischen Irrenhaus geschrieben hat. Was soll man nun aber zu der folgenden erotischen Vision sagen, vor der noch das Lebendigste, das deutsche Lyriker dem Frauenleib abgesehen und abgesungen haben, zu Papier wird:

Junge Tänzerin

Eine große Glockenblume
wehte fort vom Frühlingsbaum:
lichtem Frühlingstag zum Ruhme
tanzt sie sich in sanften Traum.

Eine Wolke weißer Seide
spiegelt rauschend jeden Schritt;
mystisch wandeln unterm Kleide
Blut und Haut und Atem mit.

An des Körpers Blüten-Stengel
schwingt des Rockes Glocke sie,
und der Beine Doppel-Schwengel
läutet leise Melodie.

Eine große Glockenblume
wehte fort vom Frühlingsbaum:
lichtem Frühlingstag zum Ruhme
tanzt sie sich in sanften Traum.

Schon die Anschauung der Tänzerin als einer fortgewehten großen Glockenblume ist einzigartig. Wann aber ist je ein Rock so gestalthaft zur Glocke geworden, daß man ihn läuten hörte; wann haben Rock und Glocke je einen derart zauberhaften Akkord entdecken lassen; wann ward je das Geschaute so zugleich gehört! Und die unübertreffliche Herrlichkeit von Blut und Haut und Atem, die unterm Kleide mystisch mitwandeln, noch mit dem Rauschen der Wolke rauschend zur Melodie des Doppel-Schwengels. Mystisch, unerforschlich der Weg, auf dem solches Element der Anschauung durch ein wundes Hirn zu solcher Kunstvollendung gelangt ist! Der Berichterstatter darf mit rührender Überzeugtheit sagen, diese Proben die einem einzigen Irrenhause entstammen, möchten einen Schluß darauf erlauben, »wieviele verschüttete Beweise des Lichtes, das in der Finsternis scheint, noch in den trüben Verliesen der geistigen Umnachtung, die es gibt, zu finden« wären.

Meine Erkundigung hat ergeben, daß der größte deutsche Dichter, also der im Czernowitzer Irrenhaus lebende Schlosser Karl Piehowicz heißt. Wenn auch seine irdische Person, Gott seis geklagt, hiefür nicht in Betracht kommen kann — seinem Genius, der ihre Stelle vertritt, seiner Dichtung gebühren sämtliche Dichterpreise, die Deutschland zu vergeben hat. Denn sie entschädigt für alle Lyrik, die aus Normalhirnen über uns hereinbricht, und sie wiegt alles auf, was eine deutsche Dichterakademie in diesem Fache beherbergt. Ich würde ihm insbesondere den Schillerpreis der Herren Werfel und Unruh verleihen, meinetwegen ohne den Aufschlag durch die Linger-Werke, deren großmütiges Angebot den Weg weist, den die Kultur vom Idol zum Odol des deutschen Volkes genommen hat, und symbolisch ausdrückt, daß dessen Sprache heute dazu gut sei, sich den Mund auszuspülen! Und demgemäß weiß ich, daß keine der Zeitschriften, die in deutscher Sprache zu erscheinen scheinen, die Gedichte des armen Schlossers nachdrucken wird. Auch von seiner Selbstbiographie, die er, wie ich erfahre, zu schreiben begonnen hat, und auf die ich doch weit gespannter bin als auf die Memoiren eines Bundesfinanzministers, wird kein Aufheben gemacht werden. Aber ich weiß dafür auch, daß, wollte man dieser deutschen Jugend nichts anderes als solche Lyrik zu lesen geben, ein korruptionsfreieres Geschlecht aufwüchse. Denn zwischen dem verdorbenen Wort und der verdorbenen Seele gibt es Belange, von denen sich weder die Schulweisheit noch die Politik etwas träumt. Nun, von der Schmach der Sprache, mit der wir umgeben sind und aus der es keinen Lichtblick gibt als die Hoffnung auf die Negerschmach — vom Tagwerk der Redaktionen zu der Vorstellung zu gelangen, daß in Irrenhäusern solche Andacht verrichtet wird, grenzt an Blasphemie. Und man könnte den Verstand verlieren bei dem Gedanken, daß eben diese der Trost ist: die Schöpfung lebt, da sie sich in die Irrenzelle geflüchtet hat. Wenn Gloster in Lear ihr »zertrümmert Meisterstück« erkennt — hier wahrlich schuf sie aus Trümmern ihr Meisterstück!

11

* * *

Nachschrift

Der Aufsatz mußte, wie er gesprochen wurde, wiedergegeben werden trotz der Möglichkeit, daß durch die folgenden Mitteilungen eine Grundlage scheinbar ins Wanken geraten und die Urheberschaft der entdeckten Herrlichkeit problematisch geworden ist. Diese selbst und der Wert ihrer Entdeckung bleiben von dem Zweifel daran unberührt, daß der Geisteskranke ihr Schöpfer sei. Wäre er wirklich nur der Finder und Bewahrer dieser lyrischen Schätze, das geistige Wunder wäre groß genug und der Kontrast, in dem sich die gebrandmarkte Welt der Normen zu den Interessen eines internierten Schlossers befände, wahrlich nicht geringer. Karl P., der diese Gedichte in der Fremdenlegion nur gesammelt und in seinem Gedächtnis bewahrt hätte, wäre noch immer ein größerer Lyriker als Hainisch und Kernstock, ja selbst als Werfel, der uns zu Ostern das Gedicht vom Gaul geschenkt hat. (Dem man nicht ins Maul schauen soll.) Nicht weniger wunderbar als die erste Version ist also die zweite, mit ihrer Zugabe weiterer Kostbarkeiten, und was mir da mit geteilt wurde, sei der Reihe nach wiedergegeben.

Cernăuti, 20. II. 28

An den Verlag der Fackel, Wien

. . . Als ich Herrn Sperber (Uliu) vor einiger Zeit mehrere Gedichte aus unserer Irrenanstalt übergab, tat ich es mit dem Bemerken, daß ein Kranker ihr Verfasser sei. Herr Sp. war somit im guten Glauben, als er sie Ihnen als Werke eines Irrsinnigen einsandte. Schon nach kurzer Zeit haben sich die Zweifel, die ich gleich anfänglich an der Dichterschaft des Patienten hatte, so sehr verstärkt, daß mir heute eine andere Entstehungsquelle viel wahrscheinlicher dünkt. Der unbekannte geniale Sänger des »Friedhof im Süden« (Anm.: Erst später zugesandt) dürfte ein Soldat der Fremdenlegion in Marokko sein und ist möglicher Weise dort auffindbar. Wenn Sie sich an den Nachforschungen, die wir beginnen wollen, zu beteiligen wünschen, könnten wir hoffen, einen noch ungehobenen und vielleicht der Vergessenheit schon geweihten Schatz noch zu heben und auch einem Dichter einen Teil unserer Dankesschuld zu begleichen.

In diesem Falle werde ich Ihnen gerne das Resultat unserer bisherigen Untersuchungen mitteilen sowie die wundersame Geschichte des Wiedererstehens der Dichtungen.

Dr. Walter Kipper

12

Storozynetz, 29. Februar 1928

An den Verlag die »Fackel«, Wien

. . . Karl P., den ich erst vor ungefähr vier Wochen zum ersten Male sah und sprach, macht allerdings den Eindruck eines Menschen, dem solche Gedichte, wie die anfänglich von mir kennengelernten, nur schwer zuzutrauen wären. Er ist vollständig ungebildet und sein intellektueller Habitus entspricht ungefähr demjenigen eines durchschnittlichen Wiener Schlossers. Mangelhafter als bei einem solchen ist seine Fähigkeit, sich in der deutschen Sprache auszudrücken, weil diese bei ihm stark von Bukowinaer Dialektismen und landesüblichen groben Verstößen gegen die Grammatik behaftet ist.

Ich sah Karl P. zum ersten Male anläßlich eines Besuches, den ein Herr Dr. Zaloziecki mit mir Herrn Dr. Kipper in der Irrenanstalt abstattete. Dieser Herr hatte, gleich als er meinen Artikel in der Zeitung las, grundsätzlich und von Haus aus die Möglichkeit bestritten, ein Geisteskranker könnte der Verfasser solcher Gedichte, wie der von mir veröffentlichten, sein. In der Zwischenzeit aber hatte P. wieder eine Anzahl von Gedichten niedergeschrieben, darunter auch die beiden unter den Titeln »Friedhof im Süden« und »Mittag«, die in Abschrift diesem Brief beiliegen. Wenn das zweite noch ganz in der Manier der ersten drei Gedichte, welche Herr K. kennt, gehalten ist, die gleiche keusche Einfachheit und naturnahe Sprachtrunkenheit atmet, also ganz gut einem primitiven Dichter zugeschrieben werden könnte, so setzt die Autorschaft des Gedichtes »Friedhof im Süden« schon unbedingt eine höchst kultivierte Persönlichkeit von erlesenem Sprach- und Formsinn voraus.

So wenigstens für die Herren Dr. Z. und Dr. K. Für mich aber — und hier möge mir verstattet sein, mit einer eigenen Meinung hervorzutreten — für mich ist es ganz unwesentlich, ob Karl P. wirklich der Autor der von ihm frei aus dem Gedächtnisse oder vielmehr inspirativ niedergeschriebenen Gedichte ist oder nicht. Daß er, der in einer Irrenanstalt internierte ungebildete Schlosser aus Radautz, der die deutsche Sprache nur mangelhaft beherrscht, und die Gedichte in einer Orthographie aufsetzt, die buchstäblich ihre mühselige Entzifferung notwendig macht, uns diese Gedichte als Vermächtnis eines unbekannten genialen Dichters gerettet und übermittelt haben könnte, diese Annahme müßte nur den Glauben an ein noch größeres Wunder in sich schließen in einer Zeit, in der alle zünftigen Wächter und Verweser des deutschen Schrifttums diesen Dichter unentdeckt ließen. Nicht so aber für die erwähnten Herren Ärzte. Bei unserem Besuche wurde Karl P. von Herrn Dr. Z. einem Kreuzverhöre unterzogen, welches folgendes Ergebnis zeitigte: Karl P. ist nicht imstande, einzelne Worte seiner Gedichte, wie z. B. das Wort »Sarkophag« genau zu definieren. Bei der Wiederholung gewisser Angaben über seinen Lebenslauf begeht er Ungenauigkeiten und verwickelt sich in Widersprüche. Auf vielfaches Fragen und Drängen gibt er zu, szt. in Marokko in der Fremdenlegion sich in Gesellschaft einiger Deutscher befunden zu haben, die »mit ihm zusammen Gedichte schrieben«, u. zw. schildert er das Zustandekommen dieser Gedichte

auf eine höchst merkwürdige und nicht leicht verständliche Art. Die besagten Fremdenlegionäre hätten ihre freien Stunden damit verbracht, mit einander um die Wette zu dichten, die Gedichte zu feilen und zu verbessern u. s. w. Er könne nun nicht mit Bestimmtheit die Autoren der einzelnen Gedichte identifizieren, nur von einem Gedichte wisse er, daß er es selber verfaßt hätte u. zw. vom Gedichte »Brot«. (Beilage.) Das Gedicht »Junge Tänzerin« schreibt er auf vielfaches Befragen einem gewissen Otto Borger zu, der aus Stuttgart oder Straßburg stamme und dessen letzte Adresse in Marokko er anzugeben weiß. Auch die Adressen der anderen Freunde kann er mitteilen. (Ich habe gleich nach dem Besuch in der Irrenanstalt an die verschiedenen von P. genannten Personen Briefe gerichtet, in denen ich um aufklärende Details sowie um etwa vorhandene Manuskripte bat). P. behauptet, in Radautz ein Heft mit ungefähr 1500! Gedichten zu besitzen . . . .

Als charakteristisch für die Art, in der P. seine Gedichte niederschreibt, sei hier mitgeteilt, daß er nicht jederzeit imstande ist, sich ihrer zu entsinnen, sondern sozusagen einer Eingebung bedarf. Bei der Rezitation der Gedichte (er konnte, als wir ihn besuchten, einzig das Gedicht »Junge Tänzerin« aus dem Gedächtnisse hersagen) verfährt P. so mechanisch und leiernd, daß man den Eindruck gewinnt, einen Schüler der ersten Volksschulklasse vor sich zu haben.

Aus allen diesen Umständen haben die Herren Dr. Z. und Dr. K. nunmehr den Schluß gezogen, P. habe einfach die Gedichte szt., weil er sie oft vordeklamieren hörte, auswendig behalten und sei selber überhaupt kein Dichter. Und es gibt gewiß auch andere Details, die ihn sehr wenig vertrauenerweckend erscheinen lassen. Als erste Strophe eines Gedichtes über eine südliche Landschaft steht die Mignon-Strophe »Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n«. Ein anderes Gedicht, betitelt »Das Leben eines Fremdenlegionärs« schließt mit der Strophe: »Auf ferner, fremder Aue« etc., ein drittes mit der ersten Strophe des Valentin-Liedes »Da streiten sich die Leut' herum« u. s. w. Eine Strophe aus einer Gruppe italienischer Gedichte ist von Schiller (»Prächtiger als wir in unserm Norden«). Kurz, aller Schein spricht für die von den Herren Dr. Z. und Dr. K. gefaßte Meinung. Ich habe alles versucht, um die möglichen Urheber der von P. aufgezeichneten Gedichte zu eruieren. Aber die Gewißheit, daß diese Gedichte, die vielleicht nicht von ihm sind, hundertfach alle jene Erzeugnisse aufwiegen, die in der Apachendämmerung des zeitgenössischen Literaturbetriebes gedeihen, und die ganz bestimmt von jenen Dichtern stammen, unter deren Namen und Marke sie auf den Markt gesetzt werden, hat meinen Standpunkt ganz eindeutig fixiert: Solange sich kein anderer Urheber feststellen läßt, ist Karl Piehowicz für mich die Quelle der wunderbaren Lyrik, die er uns schenkt, und sozusagen der Autor selbst. Dies ist gewiß eine ziemlich naive und allem Scheine nach unhaltbare Ansicht, aber mir erscheint es unglaubhafter, daß ein Mensch wie P. an diesen Gedichten jemals Interesse gefunden haben und sie sich wortgetreu gemerkt haben könnte, als daß er ihr Autor wäre. — —

Alfred Sperber.

Diese und eine weitere Zuschrift vom 14. März teilen Gedichte mit, die, von Zitaten aus Volksliedern und Skurrilitäten (wie »bei Gelegenheit der Omnibustariferhöhung«) unterbrochen, von ungleichem Werte sind und von denen hier vorläufig die wunderbaren Verse eines der »Römischen Gedichte« wiedergegeben seien:

Die Zypresse, die Olive,
Pinienwald und Berg und Au
tauchen in das himmlisch-tiefe
fleckenlose duft'ge Blau.

Um die Wasser, um die Lande,
Näh' und Ferne, weit und breit,
legt der Himmel weitgespannte
Arme der Unendlichkeit.

Und zwei Strophen als Nachtrag. Denn überraschenderweise stellt sich heraus, daß dem Gedicht »Einen Trunk der Liebe«, welches mit dem Abschluß des Verses von den Nachtigallen ein geschlossenes Kunstwerk war, es überhöhend noch die folgende Pracht angegliedert ist:

. . . . . Nachtigallen,
die uns über Raum und Zeit
über uns hinaus zu den Gefilden
Gottes wiegen in die Ewigkeit
wo die Engel mit den milden

Mutterhänden unsren Liebesbund
heiligsprechen und in Harfenchören
und von Mund zu Mund
jubeln, daß wir wieder Gott gehören.

Man weiß freilich nicht, ob man mehr den Verlust des tiefen Ruhepunktes nach dem Nachtigallen-Vers beklagen oder für das großartige Auferstehen danken soll in diesem durch zwei Strophen geschlungenen, bis zu Gott emporgeführten Relativsatz. Was immer die Untersuchung der Autorschaft ergeben wird — und ergäbe sie, daß Liebhaber geistiger Werte einen durch Jahrhunderte unbekannten Dichter gefunden und memoriert haben —, ein größeres Wunder als das Werk selbst kann sie nicht offenbaren, und die Welt der Redaktionen wird beschämt bleiben durch die Tatsache, daß das Irrenhaus wenn nicht Ursprung, so doch Zuflucht und Hort dieser Schöpfung war.

Schober im Liede

Im Schubertjahr, welches uns unter tausend aparten und nur hier zuständigen Erscheinungen die Form eines Schubert-Roulard gebracht hat — eine Spezialität, die schon den Fremdenstrom den Kaffeehäusern zulenkt, wo sie dargeboten wird —; in diesem geweihten Jahr muß noch vor dem unsäglichen Sommer (rette sich wer kann) jeder Wiener sein Scherflein beitragen. So habe ich, außerstande, Sängerleute bei mir zu beherbergen, mich entschlossen, zwar nicht so sehr den Manen des erlauchten Schöpfers zu Ehren, dessen Andenken auf immer mit den Bestrebungen des Wirtsgeschäfts verbunden bleiben wird, aber zum Ruhme einer noch unter uns wirkenden volkstümlichen Gestalt der Devise des Jahres zu huldigen und eine Art Schober-Liederkranz herauszugeben. Das kam so. Der Welt Offenbachs verbunden, fühlte ich mich längst außerstande, dem oft geäußerten Wunsche nach Nestroy-Vorträgen zu entsprechen. Bis eines Tages sämtliche Refrains von Nestroy-Couplets mahnend vor mir aufstanden und jeder einer Beißzange gleich den unmittelbar erlebten Zeitinhalt zu fassen schien. »Sich so zu verstellen, na da ghört was dazu« oder »Dieses G'fühl, ja, da glaubt man, man sinkt in die Erd'« — war es nicht der unüberwindliche Schober, der mich da ansprach, nicht alles mit ihm Erlebte, was da verlangte, zur Strophe zu werden? Und wie die Strophe das Stück nach sich zog, war auch schon der ganze Zyklus da und es war mir eine rechte Erholung im Kampf, wie ich in diesen Nestroy und Offenbach sich einmischen sah. Gegen eine Gestalt, die fortwirkend und fortredend alle satirische Gestaltung übertrifft, vor dem österreichischen Phänomen des Schwächlings, den kein geistiger Hohn und keine politische Macht überwindet, gibt es keine Hilfe als die Musik. Die Wirkung dieses musikalischen Hochgerichts, des Spießrutenlaufs durch diese Refrains war nicht nur in Wien ungeheuer und in einem Staatswesen, das nicht durch seinen Gestank immunisiert ist, hätte sie hingereicht, ein Schock Polizeipräsidenten zur Strecke zu bringen. Hierzulande kann man halt nichts machen, als im Schubertjahr Schobers Liederkranz herauszugeben.

Einst wird man von meinen Siegen sagen
Denn das ist ~~id~~ mein Programm:
Energisch und maßvoll in Julitagen
Hau ich alles zsamm.
Ich geh los auf die Wiener mit Karabiner
und rette den Staat
Und nacher gebrauch ich, Korschamerdiener,
Ein Rückertzitat.
Und nacher gebrauch ich, Korschamerdiener,
Ein Rückertzitat.
[: Ha Rückert euch, zur Monarchie zurück
Ich bin der Hort der Republik! :]

Chor

[: Ha Rückert ~~euch~~, zur Monarchie zurück
Er ist der Hort der Republik! :]
Hoch die Monarchie! Hoch der Hort der Republik!

Einst wird man von meinen Siegen sagen,
Denn das ist mein Programm:
Energisch und maßvoll in Julitagen
Hau ich alles zsamm.
Ich geh los auf die Wiener mit Karabiner
und rette den Staat
Und nacher gebrauch ich, korschamerdiener,
Ein Rückertzitat.
Und nacher gebrauch ich, korschamerdiener,
Ein Rückertzitat.
[: Ha Rückert euch, zur Monarchie zurück
Ich bin der Hort der Republik! :]
[: Ha Rückert marsch, zur Monarchie zurück
Er ist der Hort der Republik! :]
Hoch die Monarchie! Hoch der Hort der Republik!

Alles eher als ein Lober,
Hab' ich manches Wort gewagt.
Wie Sie wissen, hat Herr Schober
Mich bis heute nicht geklagt.
Wenn der Schuh ihn [[: noch so drückert :]]
Schiebt er lieber [[: vor den Rückert :]]
Mich jedoch zitiert er nicht:
Nämlich vors Bezirksgericht!

Chor

Wenn der Schuh ihn [[: noch so drückert :]]
Schiebt der Schober [[: vor den Rückert :]]
Doch bekanntlich sagt auch Rückert:
Klagen wär' die erste Pflicht,
Wenn man sich nicht lieber drückert
Vorm Bezirksgericht!

Alles eher als ein Lober,
Hab' ich manches Wort gewagt.
Wie Sie wissen, hat Herr Schober
Mich bis heute nicht geklagt.
Man zwingt ihn diesbezüglich nicht!
Wenn der Schuh ihn [[: noch so drückert :]]
Schiebt er lieber [[: vor den Rückert :]]
Mich jedoch zitiert er nicht:
Nämlich vors Bezirksgericht.

Chor

Wenn der Schuh ihn [[: noch so drückert :]]
Schiebt der Schober [[: vor den Rückert :]]
Doch bekanntlich sagt auch Rückert:
Klagen wär' die erste Pflicht,
Wenn man sich nicht lieber drückert
Vorm Bezirksgericht.

Ein Original — da geb' ich mein Ehrenwort
Und sag' nix als Vater Radetzky schau ober —
Ist unser republikanischer Hort,
Man weiß schon, der diesbezügliche Schober.
Er ist nicht von der Stelle zu bringen,
Wo er die Ordnung stets muß verteidigen,
Und es wird zwar der Polizei gelingen,
Aber mir nicht, ihn zu beleidigen.
Er klagt mich vor dem Gewerbeverein,
Und da beschleicht mich fürwahr kein Bangen.
Ich hab's mit den Autodieben gemein,
Daß man mich bis heute noch nicht gefangen.
Original, Original, Original, Original, ah . . .
[: Original, Original,
Was ist er doch für ein Original,
Ein jedes Wort von ihm ist banal,
Doch der Hort (als ganzer) ein Original! :]

Gondremark
Ist es denn wahr, man hat gesagt,
Der Chef der Sicherheit von Wien
Hat einen Autor nicht geklagt,
Der ihn der Felonie geziehn.

Joseph
Die Polizei, sie hat verziehn
Und ließ verziehn den Klagstermin.

Gondremark
Ist's möglich, daß der Chef dann bleibt?

Joseph
Weil schön von ihm die Zeitung schreibt.

Baronin
Ich möchte gern zum Schober gehn,
Der mir schon manch Zitat geschenkt,
Mit eignen Augen möcht' ich sehn,
Wie er die Autodiebe fängt.

Joseph
Es heißt, daß er von denen hat
Schon einen Knopf und ein Zitat.

Baronin
Wie lautet das Zitat denn nur?

Joseph
Errötend folgt er ihrer Spur.

8

Ich kenne eine Ordnungsstütze,
Man rühmt ihm nach ~~so manche Tat~~
~~Und daß er diesen Staat~~ beschütze
~~Ob früh ob spät~~ durch ein Zitat.
Er glänzt als Hort, der uns verteidigt,
Im täglich selbstgeschaffnen Schein.
Allein, wenn man ihn hat beleidigt,
Geht er vor den Gewerbsverein.
Vor einem andern Forum — bitte nein,
Da läßt er diesbezüglich sich nicht ein.
Denn da hätt' er ja doch nur Schererein,
Nein, in den Strudel stürzt er sich nicht 'nein!

Vor einem andern Forum — bitte nein,
Da läßt er diesbezüglich sich nicht ein.
Denn da hätt' er ja doch nur schwere Schererein,
Nein, in den Strudel stürzt er sich nicht 'nein!

Gabriele
(Tirolienne)

Vater Radetzky, schau ober,
Jetzt machst erst dein Glück:
In deinem Lager ist Schober
~~Der~~ Hort der Republik.

Angriffe von allen Seiten — wann ist man endlich gewillt,
Zuzugeben, daß er immer nur seine Pflicht hat erfüllt.
Man darf doch, was da g'schehn ist, nicht übertreiben
Und wer am Ring spazieren ging, hat sich's selbst zuzuschreiben.
Und bezüglich der Begünstigung ist er ein reiner Tor;
Konkrete amtliche Anzeigen lagen nicht vor.
Was will ich denn haben? Er erfüllt seine Pflicht,
No und zur Klage zwingen kann ich ihn nicht.
[: Die Polizei is gar gscheidt
Sie sorgt für Sicherheit,
Hat aufs Bezirksg'richt ka Schneid' :]

13 8

Doch auch heut' gibt's noch Wunder, mein Glaube ist stark,
Und speziell ein Erlebnis ging mir bis ans Mark.
Also bezüglich des Bekessy — und wer er denn sei
Das war hieramts bekannt bei der Staatspolizei.
Sie gab ein Attest,
Daß er erpreßt.
Doch es gibt ein Zitat: heute rot, morgen tot,
Die Polizei wurde selbst vom Erpresser bedroht.
Er klopft etwas ungestüm an das Tor —
So attestiert sie ihm halt: 's liegt nix gegen ihn vor.
Also das nenn' ich ein Wunder, da verlier' ich die Sprach' —
[: Aber krieg' sie gleich wieder und ich krähe danach! :]

14

In der biblischen Geschichte, das weiß jedes Kind,
Kommt's oft vor, daß ein Stummer die Sprache gewinnt.
Da holt er alles nach und er redt wie zu Fleiß,
Und alle zerspringen, auf die er was weiß.
Das hat man unerhört
Für ein Wunder erklärt.
Heutzutag is' verkehrt, da könnt' ich viel drüber sagen.
Denn ich hab' manchem Schwätzer die Rede verschlagen.
Mit Schmuß, mit Zitaten, mit ein'm Kommunique
War er g'schwind bei der Hand, was dran wahr is, wissen S' eh.
Jetzt verstummt er — und man wundert sich schon allgemein:
[: Wenn er schweigt — da muß doch etwas Wahres dran sein! :]

15

Einst kam mir der Einfall / na ich fiel halt herein:
Es könnt' einer helfen, Wien von der Pest zu befrein.
Ich ging zu ihm hinauf, nicht ohne Zweifel und Bangen;
Doch ich wurde mit offenen Armen empfangen.
Alles wollte er machen, ~~nur~~ hat er gebeten —
Sie verstehen doch — also persönlich hervor nicht zu treten.
Und er machte auch alles, nur gerade verkehrt —
[: Dieses G'fühl — ja da glaubt man, man sinkt in die Erd'! :]

Es geht wie am Schnürl, 's folgt Einspirrn auf Mord,
Denn die Republik, die hat halt ihren Hort.
Ehrenzeichen, Zitate, und dann Lug und Trug /
Doch bezüglich der Pflichten war's noch lang' nicht genug.
Jetzt wollte man zeigen, wie auch das Gericht
Erfüllt gegenüber der Ordnung die Pflicht.
Aber die Geschworenen, die haben sich anders bewährt +
[: Dieses G'fühl — ja da glaubt man, man sinkt in die Erd'! :]

Wir haben jetzt die Freiheit. Und das ist das Wort
Für die weitere Willkür von Raub und von Mord.
Nie herrschte frecher die herrschende Kaste,
Nie gab's einen grimmigeren Hohn der Kontraste.
Wie die Wahrheit sie schänden, wie die Lüge sie schminken,
Da möchte vor Scham in die Erde man sinken.
Ich hab' mich als Feind dieser Ordnung erklärt —
[: Sie hat's g'hört, und hat sich mit Kuschen gewehrt! :]

77 45

Sooft der Briefträger ins Haus kommt, mach' ich ein langs G'sicht:
Noch immer nicht — noch immer keine Vorladung zu G'richt!
Ich glaub's alleweil nicht, was is das für eine G'schicht',
Dort wo man nur Pflicht kennt, wär' das doch eine Pflicht/
Man legt doch G'wicht auf die Ehre und aufs richtige Licht —
Ja es hat zwar den Anschein, aber nein, ~~mir~~ scheint nicht.
Am End' bin ich der Blamierte und die G'schicht' is verjährt —
[: Dieses G'fühl — ja da sink ich bestimmt in die Erd'! :]

7'

18

Laut hab' ich von Lüge geredet und auch
Von Felonie und von Fälschung und auch Amtsmißbrauch.
Da werd' ich wohl beweisen müssen, was ich gesagt,
Und zu diesem Behufe werd' ich bald angeklagt.
Ja da gibts doch kein Zweifel, das leuchtet doch ein,
Da diesbezüglich sonst dran etwas Wahres könnt' sein.
Und ich wart', daß was g'schieht seitens des Staatsanwalts —
[: Das ist wohl nur Chimäre, aber mich unterhalt's! :]

19

Es gibt einen Träger der Würde im Staat,
Läßt er Blut fließen, hat er ein Rückertzitat.
Ich hab' nie in ein Aug g'schaut, das so blau und so treu —
Geht man von ihm weg, geht er zur Gegenpartei.
Konnivent schlichtet alles er diesbezüglich.
Der Schein wär' schon schön/aber er reimt sich auf trüglich.
Ich hab mit ihm lang wegen eines Schuftes unterhandelt,
Aber heimlich hat er halt mit ihm angebandelt.
Er versprach alles und machte das Gegenteil im Nu —
Sich so zu verstell'n, na da g'hört was dazu!

Es gibt einen Träger der Würde im Staat,
Läßt er Blut fließen, hat er ein Rückertzitat.
Ich hab' nie in ein Aug g'schaut, das so blau und so treu —
Geht man von ihm weg, geht er zur Gegenpartei.
Konnivent schlichtet alles er diesbezüglich.
Der Schein wär' schon schön, aber er reimt sich auf trüglich.
Ich hab mit ihm lang wegen eines Schufts unterhandelt,
Aber heimlich hat er halt mit ihm angebandelt.
Er versprach alles und machte das Gegenteil im Nu —
Sich so zu verstell'n, na da g'hört was dazu!

20

Kopramm noch nicht gerecht

»So gibt es halt allerhand Leut auf der Welt«

Zu vier Originalstrophen die neuen (die letzte wiederholt):

Am 15. Juli ist in Wien Blut geflossen
Und zwischen Geschossen sind Autos vorbeigeschossen.
Da hat mancher aus Mitleid kurzeu Prozeß halt gemacht
Und mit'n Auto ins Spital ~~ein~~ Verwundeten 'bracht.
Als Erpresser wandert er in den Arrest,
Aus dem grad den Sandor Weiß man entläßt,
Denn statt ihn allweil zum Zahnarzt zu führen,
Is's g'scheiter, man tut ihn gleich ganz amnestieren.
Keine Milde für den, der ein Auto anhält!
So gibt es halt allerhand Erpresser auf der Welt.

(19 noch nicht gesetzt) 2R

Als ich bei Herrn Schober im Amte erschien,
War daneben beim Pollak schon der Bekessy drin.
Wir waren beide Parteien und ich sag' heute offen,
Auf ein Haar wär'n wir nachher zusammengetroffen.
Man hat dort oft unerwartet die Ehr'/
Kein Wunder, sehr stark ist der Parteienverkehr,
Und die Polizei steht bekanntlich über den Parteien,
Da darf man nicht fragen, was sonst sie noch seien.
Einmal hat sich der Bosel mir dort vorgestellt . . .
So gibt es halt allerhand Partei'n auf der Welt.

23

Am 15. Juli, da die Ordnung sie schufen,
Fiel's vielen Elementen ein, ein Pfui! auszurufen.
Sie haben sich in der Erregung verschnappt,
Doch das nutzt nix, man hat auf frischer Tat sie ertappt.
Was jene in der Hitze des Juli gesagt,
Hab' im eiskalten Jänner ich planvoll gewagt.
Und nun wart' ich und warte, daß etwas geschicht,
Doch die Hand der Gerechtigkeit rührt sich halt nicht.
Und jetzt sind sechs Wochen doch bald schon vorbei.
Ja ich bin halt kein Element für die Polizei!

Zu den zwei Originalstrophen die neuen (die letzte wiederholt):

Da neulich am Abend, da traf es sich gut,
Ich hab zug'schaut beim Zuschaun bei der Opernredout'.
Das war ein Gedränge, das war ein Geschrei,
Denn Fremde, so hieß es, sind heute dabei.
Und das Ecrucremecrepesouplekleid der Frau Fanto zu sehn,
Ja das steht doch dafür, dafür tun s' draußen stehn,
Und da — mit Begeisterung wird uns berichtet —
Man hat unter andern den Castiglioni gesichtet!
Bei der Pracht in der Nacht hab' ich an den Staatsanwalt 'dacht,
[: Wie er so den stillen Beobachter macht. :]

Man braucht jetzt bei der Oper vorbeizugehn bloß,
Da merkt man schon draußen, was drinnen ist los.
Spielt Jonny drin auf, so wer'n unsere Leut —
Aber draußen hingegen die andern zerstreut.
Ich hab 'glaubt, der liegt bloß dem alten Korngold im Magen,
Doch es tun sich auch junge Arier beklagen.
Denn es kommt drin ein Neger vor und am deutschen Wesen
Wird die Welt durch Stinkbomben schleunig genesen.
Und draußen braust ein Ruf, an der Wien steht die Wacht —
[: Der Korngold hat sich ins Fäustchen gelacht. :]

Wie ich im Juli, ich denk's noch, spazieren so ging,
Geh' ich, ohne gewarnt zu sein, über den Ring.
Da hör' ich — das Herz steht mir heute noch still —
Ein wildes Gewehrfeuer und Schlachtengebrüll.
Wer lebend nachhauskam, ja der hatte halt Glück,
Und er dankt es dem Horte der Republik.
Denn der sorgt für uns alle, ob früh oder spat,
Mit Waffen und Worten, mit Tat und Zitat
Energisch, doch maßvoll, daß nur alles so kracht.
[: Diese stille Beobachtung hab' ich gemacht. :]

Wo Milde am Platz, wird sie gern zugebilligt:
Dem Weiß hab'n sie Strafaufschub dreimal bewilligt.
Wie er drinnen war, hat sich die Aussicht gelichtet,
Die leichteste Schreibarbeit hat er verrichtet.
Dann ließ man ihn den Arrest auch noch schwänzen,
Denn er hatte doch Redaktionskonferenzen.
Es ist ferner auch eing'führt bei den Erpressern,
Sie lass'n in der Zeit sich ~~die Zähne~~ verbessern.
Und wie s' den Weiß da zum Zahnarzt spazieren führ'n —
[: Kommt der Hainisch daher und tut ihn amnestier'n. :]

Da hat einer, so hör' ich, von einer Behörde gesagt:
Sie hat gefälscht und gelogen — aber sie hat nicht geklagt.
Auch bezüglich des Amtsmißbrauchs, den sie getrieben,
Ist bis heute die Antwort sie schuldig geblieben.
Denn energisch, man weiß ja, vollzog sich der Mord,
Aber man ist halt zu maßvoll für ein Sterbenswort.
Der Chef hat zwar g'sagt, er läßt manchmal sich ein,
Daß man nicht glaubt, 's könnt' diesbezüglich was Wahres dran sein.
Also was is denn? — Er redt nix! — Ja, ich hab's gleich mir gedacht,
Daß er lieber den stillen Beobachter macht!

Zu den zwei Originalstrophen die neuen (die letzte wiederholt):

Da neulich am Abend, da traf es sich gut,
Ich hab zug'schaut beim Zuschaun bei der Opernredout'.
Das war ein Gedränge, das war ein Geschrei,
Denn Fremde, so hieß es, sind heute dabei.
Und das Ecrcremecrepesouplekleid der Frau Fanto zu sehn,
Ja das steht doch dafür, dafür tun's draußen stehn,
Und da — mit Begeisterung wird uns berichtet —
Man hat unter andern den Castiglioni gesichtet/
Bei der Pracht in der Nacht hab' ich an den Staatsanwalt 'dacht,
[: Wie er so den stillen Beobachter macht. :]

Man braucht jetzt bei der Oper vorbeizugehn bloß,
Da merkt man schon draußen, was drinnen ist los.
Spielt Jonny drin auf, so wer'n unsere Leut —
Aber draußen hingegen die andern zerstreut.
Ich hab' glaubt, der liegt bloß dem alten Korngold im Magen,
Doch es tun sich auch junge Arier beklagen.
Denn es kommt drin ein Neger vor und am deutschen Wesen
Wird die Welt durch Stinkbomben schleunig genesen.
Und draußen braust ein Ruf, an der Wien steht die Wacht —
[: Der Korngold hat sich ins Fäustchen gelacht. :]

Wie ich im Juli, ich denk's noch, spazieren so ging,
Geh' ich, ohne gewarnt zu sein, über den Ring.
Da hör' ich — das Herz steht mir heute noch still —
Ein wildes Gewehrfeuer und Schlachtengebrüll.
Wer lebend nachhauskam, ja der hatte halt Glück,
Und er dankt es dem Horte der Republik.
Denn der sorgt für uns alle, ob früh oder spat,
Mit Waffen und Worten, mit Tat und Zitat
Energisch, doch maßvoll, daß nur alles so kracht.
[: Diese stille Beobachtung hab' ich gemacht. :]

Da hat einer, so hör' ich, von einer Behörde gesagt:
Sie hat gefälscht und gelogen — aber sie hat nicht geklagt.
Auch bezüglich des Amtsmißbrauchs, den sie getrieben,
Ist bis heute die Antwort sie schuldig geblieben.
Denn energisch, man weiß ja, vollzog sich der Mord,
Aber man ist halt zu maßvoll für ein Sterbenswort.
Der Chef hat zwar g'sagt, er läßt manchmal sich ein,
Daß man nicht glaubt, 's könnt' diesbezüglich was Wahres dran sein.
Also was is denn? — Er redt nix! — Ja, ich hab's gleich mir gedacht,
Daß er lieber den stillen Beobachter macht!

Wie ich im Juli, ich denk's noch, spazieren so ging,
Geh' ich, ohne gewarnt zu sein, über den Ring.
Da hör' ich — das Herz steht mir heute noch still —
Ein wildes Gewehrfeuer und Schlachtengebrüll.
Wer lebend nachhauskam, ja der hatte halt Glück,
Und er dankt es dem Horte der Republik.
Denn der sorgt für uns alle, ob früh oder spat,
Mit Waffen und Worten, mit Tat und Zitat
Energisch, doch maßvoll, daß nur alles so kracht.
|: Diese stille Beobachtung hab' ich gemacht. :|

26 ; 27

Zu zwei Originalstrophen und zwei früheren Zusatzstrophen die neuen (die letzte wiederholt):

In Wien, da wird halt viel geschwätzt und viel geschwiegen,
Und die, die nicht belogen wer'n, die leben halt vom Lügen/
Die einen reißen 's Maul auf, während die andern nicht mucken,
Und was die einen schmieren, kriegen die andern halt zu schlucken.
Gegen Schmierer, Schwätzer, Lügner tät ich schon manches wagen —
No und was das Schweigen betrifft, da hätt' ich was zu sagen!

Die Leute, die ich umgebracht hab, leben frisch und munter/
Da kann man halt nix machen, denn der Wiener geht nicht unter/
's schnupft einem in der Nasen was, helf Gott, man hat den Strauchen,
Und was die Ehre anbelangt, wer'n wir kein'n Richter brauchen.
Man geht bald wieder aus und man wird halt die Ehre sagen
Und fragt man einen, wie's ihm geht, sagt er:
(danke,) kann nicht klagen!

Zu einer Originalstrophe und einer früheren Zusatzstrophe die neuen (die ~~erste~~ wiederholt):

Auf zehn gehts — wie bein Ausziehn die Zeit ein'm vergeht —
Und ich hab doch noch gar nichts vom Mieterschutz gredt.
Man hat es erwartet, doch das ist mir gleich
Ich schau, daß ich schnell meine Wohnung erreich.
Zwar bin ich Partei nur, doch wie dem auch sei —
Jedenfalls bin ich nicht von der Hausherrenpartei.

Zu zwei Originalstrophen und zwei früheren Zusatzstrophen die neuen (die letzte wiederholt):

In Wien, da wird halt viel geschwätzt und viel geschwiegen,
Und die, die nicht belogen wer'n, die leben halt vom Lügen,
Die einen reißen 's Maul auf, während die andern halt nicht mucken,
Und was die einen schmieren, kriegen die andern halt zu schlucken.
Gegen Schmierer, Schwätzer, Lügner tät ich schon manches wagen —
No und was das Schweigen betrifft, da hätt' ich was zu sagen!

Die Leute, die ich umgebracht hab', leben frisch und munter,
Da kann man halt nix machen, denn der Wiener geht nicht unter.
's schnupft einem in der Nasen was, helf Gott, man hat den Strauchen,
Und was die Ehre anbelangt, wer'n wir kein'n Richter brauchen.
Man geht bald wieder aus und man wird Habe die Ehre sagen
Und fragt man einen, wie's ihm geht, sagt er: danke, kann nicht klagen!

Zu einer Originalstrophe und einer früheren Zusatzstrophe die neuen (die letzte wiederholt):

Auf zehn gehts — wie beim Ausziehn die Zeit ein'm vergeht —
Und ich hab' doch noch gar nichts vom Mieterschutz g'redt.
Man hat es erwartet, doch das ist mir gleich —
Ich schau', daß ich schnell meine Wohnung erreich'.
Zwar bin ich Partei nur, doch wie dem auch sei —
Jedenfalls bin ich nicht von der Hausherrnpartei!

Wenn ich der Hausherr vom Schottenring wär',
Dächt' ich nicht diesbezüglich: viel Feinde, viel Ehr.
Ich trieb mit der Wahrheit nicht weiter mein Spiel,
Welche keiner bekanntlich beherbergen will.
Ich ging zu Gericht, nähm' für meine Ehre Partei —
Oder ich zög' ohne Zögern aus der Polizei!

Wenn ich der Hausherr vom Schottenring wär',
Dächt' ich nicht diesbezüglich: viel Feinde, viel Ehr.
Ich trieb mit der Wahrheit nicht weiter mein Spiel,
welche keiner bekanntlich beherbergen will.
Ich ging' zu Gericht, nähm' für meine Ehre Partei —
[: Oder ich zög' ohne Zögern aus der Polizei! :]

Zwischen Juli und Jänner hab' ich ein Pfui! ausgerufen,
Das war hörbar und drang zur der Gerichtsbarkeit Stufen.
Doch bis heute is diesbezüglich nix g'schehn:
Die Zeit, die viel ändert, ließ den Tatbestand stehn.
Nicht viel Zeit is jetzt mehr, nur noch wenige Tage
Sind Zeit zu der unerläßlichen Klage
Gegen das, was dort droben der Schober gehört.
Nachher is es verjährt.

Zwischen Juli und Jänner hab' ich ein Pfui! ausgerufen,
Das war hörbar und drang zur der Gerichtsbarkeit Stufen.
Doch bis heute ist diesbezüglich nix g'schehn:
Die Zeit, die viel ändert, ließ den Tatbestand stehn.
Nicht viel Zeit ist jetzt mehr, nur noch wenige Tage
Sind Zeit zu der unerläßlichen Klage
Gegen das, was dort droben der Schober gehört.
Nachher ist es verjährt.

29.

Zwischen Juli und Jänner hab' ich ein Pfui! ausgerufen,
Das war hörbar und drang zur der Gerichtsbarkeit Stufen.
Doch bis heute is diesbezüglich nix g'schehn:
Die Zeit, die viel ändert, ließ den Tatbestand stehn.
Nicht viel Zeit is jetzt mehr, nur noch wenige Tage
Sind Zeit zu der unerläßlichen Klage
Gegen das, was dort droben der Schober gehört.
Nachher is es verjährt.

27g

Ich bin halt ein Nörgler, denn ich bin halt kein Lober:
Nicht besser als der Bekessy g'fallt mir der Schober.
Denn dieser hat jenem die Mauer gemacht
Und die ist dennoch zusammengekracht.
Hinaus aus Wien mit dem Schuft! rief ich in einer Tour.
Und hab' no net g'nur!

— — Herunt' is was, was mir noch Hoffnung macht.
Ich kann mich diesbezüglich nicht fassen vor Glück,
Denn wir haben ja und wir behalten den Hort der Republik.
Wir leben in Ruhe und in Ordnung seit den Julitagen,
Ich bin es zufrieden, und auch er kann nicht klagen.
Manchen Pfuirufer zu fassen ihm gelang —
Nur bezüglich der Autodiebe warten wir noch auf den Fang, Fang, Fang,
Ja da warten wir noch auf den Fang, Fang, Fang, Fang.

Schober im Liede

Im Schubertjahr, welches uns unter tausend aparten und nur hier zuständigen Erscheinungen die Form eines »Schubert-Roulard« gebracht hat, eine Spezialität, die schon den Fremdenstrom den Kaffeehäusern zulenkt, wo sie dargeboten wird, in diesem geweihten Jahr muß noch vor dem unsäglichen Sommer (rette sich wer kann) jeder Wiener sein Scherflein beitragen. So habe ich außerstande, Sängersleute bei mir zu beherbergen, mich entschlossen, zwar nicht so sehr den Manen des erlauchten Schöpfers zu Ehren, dessen Andenken auf immer mit den Bestrebungen des Wirtsgeschäfts verbunden bleiben wird, aber zum Ruhme einer noch unter uns wirkenden volkstümlichen Gestalt, der Devise des Jahres zu huldigen und einen Schober-Liederkranz herauszugeben. Das kam so. Der Welt Offenbachs verbunden, fühlte ich mich längst außerstande, dem oft geäußerten Wunsche nach Nestroy-Vorträgen zu entsprechen. Bis eines Tages sämtliche Refrains von Nestroy-Couplets mahnend vor mir aufstanden und jeder einer Beißzange gleich den unmittelbar erlebten Zeitinhalt zu fassen schien. »Sich so zu verstellen, na da ghört was dazu«, »Man findt's ganz natürlich und kein Hahn kräht danach« und »Dieses G'fühl, ja, da glaubt man, man sinkt in die Erd'« — war es nicht der unüberwindliche Schober, der mich da ansprach, nicht alles mit ihm Erlebte, was da verlangte, zur Strophe zu werden? Und wie die Strophe das Stück nach sich zog, war auch schon der ganze Zyklus da und es war mir eine rechte Erholung im Kampf, wie ich in diesen sich Nestroy und Offenbach einmischen sah. Gegen eine Gestalt, die fortwirkend und fortredend alle satirische Gestaltung übertrifft, vor dem österreichischen Phänomen des Schwächlings, den kein geistiger Hohn und keine politische Macht überwindet, gibt es keine Hilfe als die Musik. Die Wirkung dieses musikalischen Hochgerichts, des Spießrutenlaufs durch diese Refrains war nicht nur in Wien ungeheuer, und in einem Staatswesen, das nicht durch seinen Gestank immunisiert ist, hätte sie hingereicht, ein Schock Polizeipräsidenten zur Strecke zu bringen. Hierzulande kann man halt nichts machen — als im Schubertjahr Schobers Liederkranz herauszugeben.

»Blaubart«:

Graf Oskar

Alles eher als ein Lober,
Hab' ich manches Wort gewagt.
Wie Sie wissen, hat Herr Schober
Mich bis heute nicht geklagt.
Man zwingt ihn diesbezüglich nicht!
Wenn der Schuh ihn [[: noch so drückert :]]
Schiebt er lieber [[: vor den Rückert :]]
Mich jedoch zitiert er nicht:
Nämlich vors Bezirksgericht.

Chor

Wenn der Schuh ihn [[: noch so drückert :]]
Schiebt der Schober [[: vor den Rückert :]]
Doch bekanntlich sagt auch Rückert:
Klagen wär' die erste Pflicht,
Wenn man sich nicht lieber drückert
Vorm Bezirksgericht.

»Die Herzogin von Gerolstein«:

Bumbum

(Ha piff paff puff tarapapapum
Ich bin der Held General Bumbum)

Einst wird man von meinen Siegen sagen,
Denn das ist mein Programm:
Energisch und maßvoll in Julitagen
Hau ich alles z'samm.
Ich geh los auf die Wiener mit Karabiner
und rette den Staat
Und nacher gebrauch ich, korschamerdiener,
Ein Rückertzitat.
Und nacher gebrauch ich, korschamerdiener,
Ein Rückertzitat.
[: Ha Rückert euch, zur Monarchie zurück
Ich bin der Hort der Republik! :]

Chor

[: Ha Rückert marsch, zur Monarchie zurück
Er ist der Hort der Republik! :]
Hoch die Monarchie! Hoch der Hort der Republik!

»Madame l'Archiduc«:

Erzherzog und Chor

Ein Original — da geb' ich mein Ehrenwort
Und sag' nix als Vater Radetzky schau ober —
Ist unser republikanischer Hort,
Man weiß schon, der diesbezügliche Schober.
Er ist nicht von der Stelle zu bringen,
Wo er die Ordnung stets muß verteidigen,
Und es wird zwar der Polizei gelingen,
Aber mir nicht, ihn zu beleidigen.
Er klagt mich vor dem Gewerbeverein,
Und da beschleicht mich fürwahr kein Bangen.
Ich hab's mit den Autodieben gemein,
Daß man mich bis heute noch nicht gefangen.
Original, Original, Original, Original, ah . . .
|: Original, Original,
Was ist er doch für ein Original,
Ein jedes Wort von ihm ist banal,
Doch der Hort (als ganzer) ein Original! :|

7

»Pariser Leben«:

Gondremark

Ist es denn wahr, man hat gesagt,
Der Chef der Sicherheit von Wien
Hat einen Autor nicht geklagt,
Der ihn der Felonie geziehn.

Joseph

Die Polizei, sie hat verziehn
Und ließ verziehn den Klagstermin.

Gondremark

Ist's möglich, daß der Chef dann bleibt?

Joseph

Weil schön von ihm die Zeitung schreibt.

Baronin

Ich möchte gern zum Schober gehn,
Der mir schon manch Zitat geschenkt.
Mit eignen Augen möcht' ich sehn,
Wie er die Autodiebe fängt.

Joseph

Es heißt, daß er von denen hat
Schon einen Knopf und ein Zitat.

Baronin

Wie lautet das Zitat denn nur?

Joseph

Errötend folgt er ihrer Spur.

Gondremark

(Ich stürz mich in den Strudel, Strudel 'nein«)

Ich kenne eine Ordnungsstütze,
Man rühmt ihm nach, daß er den Staat
Sowohl durch manche Tat beschütze
Als früh und spat durch ein Zitat.
Er glänzt als Hort, der uns verteidigt,
Im täglich selbstgeschaffnen Schein.
Allein, wenn man ihn hat beleidigt,
Geht er vor den Gewerbsverein.
Vor einem andern Forum — bitte nein,
Da läßt er diesbezüglich sich nicht ein.
Denn da hätt' er ja doch nur Schererein,
Nein, in den Strudel stürzt er sich nicht 'nein!

Chor

Vor einem andern Forum — bitte nein,
Da läßt er diesbezüglich sich nicht ein.
Denn da hätt' er ja doch nur schwere Schererein,
Nein, in den Strudel stürzt er sich nicht 'nein!

Gabriele
(Tirolienne)

Vater Radetzky, schau ober,
Jetzt machst erst dein Glück:
In deinem Lager ist Schober
Hort der Republik.

12

»Judith und Holofernes«:

Joab

(Unsre Leut' sind gar gscheidt)

Angriffe von allen Seiten — wann ist man endlich gewillt,
Zuzugeben, daß er immer nur seine Pflicht hat erfüllt.
Man darf doch, was da g'schehn ist, nicht übertreiben
Und wer am Ring spazieren ging, hat sich's selbst zuzuschreiben.
Und bezüglich der Begünstigung ist er ein reiner Tor;
Konkrete amtliche Anzeigen lagen nicht vor.
Was will ich denn haben? Er erfüllt seine Pflicht,
No und zur Klage zwingen kann ich ihn nicht.

[: Die Polizei is gar gscheidt
Sie sorgt für Sicherheit,
Hat aufs Bezirksg'richt ka Schneid' :]

13

Doch auch heut' gibt's noch Wunder, mein Glaube ist stark,
Und speziell ein Erlebnis ging mir bis ans Mark.
Also bezüglich des Bekessy — und wer er denn sei
Das war hieramts bekannt bei der Staatspolizei.
Sie gab ein Attest,
Daß er erpreßt.
Doch es gibt ein Zitat: heute rot, morgen tot,
Die Polizei wurde selbst vom Erpresser bedroht.
Er klopft etwas ungestüm an das Tor —
So attestiert sie ihm halt: 's liegt nix gegen ihn vor.
Also das nenn' ich ein Wunder, da verlier' ich die Sprach' —
[: Aber ich krieg' sie gleich wieder und ich krähe danach! :]

15

Einst kam mir der Einfall — na ich fiel halt herein —:
Es könnt' einer helfen, Wien von der Pest zu befrein.
Ich ging zu ihm hinauf, nicht ohne Zweifel und Bangen;
Doch ich wurde mit offenen Armen empfangen.
Alles wolle er machen, bloß hat er gebeten —
Sie verstehn doch — also persönlich hervor nicht zu treten.
Und er machte auch alles, nur grade verkehrt —
[: Dieses G'fühl — ja da glaubt man, man sinkt in die Erd'! :]

18.

»Das Notwendige und das Überflüssige« (Einlage):
Laut hab' ich von Lüge geredet und auch
Von Felonie und von Fälschung und auch Amtsmißbrauch.
Da werd' ich wohl beweisen müssen, was ich gesagt,
Und zu diesem Behufe werd' ich bald angeklagt.
Ja da gibts doch kein Zweifel, das leuchtet doch ein,
Da diesbezüglich sonst dran etwas Wahres könnt' sein.
Und ich wart', daß was g'schieht seitens des Staatsanwalts —
[: Das ist wohl nur Chimäre, aber mich unterhalt's! :]

19

Hr. v. Lips

Es gibt einen Träger der Würde im Staat,
Läßt er Blut fließen, hat er ein Rückertzitat.
Ich hab' nie in ein Aug g'schaut, das so blau und so treu —
Geht man von ihm weg, geht er zur Gegenpartei.
Konnivent schlichtet alles er diesbezüglich.
Der Schein wär' schon schön, aber er reimt sich auf trüglich.
Ich hab mit ihm lang wegen eines Schufts unterhandelt,
Aber heimlich hat er halt mit ihm angebandelt.
Er versprach alles und machte das Gegenteil im Nu —
Sich so zu verstell'n, na da g'hört was dazu!

(„So gibt es halt allerhand Leut auf der Welt“)

~~Zu vier Originalstrophen die neuen (die letzte wiederholt):~~

Am 15. Juli ist in Wien Blut geflossen
Und zwischen Geschossen sind Autos vorbeigeschossen.
Da hat mancher aus Mitleid kurzen Prozeß halt gemacht
Und mit'n Auto ins Spital die Verwundeten 'bracht.
Als Erpresser wandert er in den Arrest,
Aus dem grad den Sandor Weiß man entläßt,
Denn statt ihn allweil zum Zahnarzt zu führen,
Is's g'scheiter, man tut ihn gleich ganz amnestieren.
Keine Milde für den, der ein Auto anhält!
So gibt es halt allerhand Erpresser auf der Welt.

Schober im Liede

Wir stehen mitten im Schubertjahr, welches uns unter tausend aparten und nur hier zuständigen Erscheinungen die Form eines »Schubert-Roulard« gebracht hat. Mit dieser Roulade ist aber nicht ein Tonlauf gemeint, auch nicht ein Rollfleisch, sondern eine Chokoladerolle, kurz das, was der Wiener eben ein Roulade nennt. Es ist eine Spezialität, die schon den Fremdenstrom den Kaffeehäusern zulenkt, wo sie dargeboten wird, und auch jede Einheimische kann sie sich leisten, denn sie ist billiger als die Schubert-Locke, welche zum Preise von 350 Schilling im Dorotheum liegen bleibt. In diesem geweihten Jahr muß noch vor dem unsäglichen Sommer (rette sich wer kann) jeder Wiener sein Scherflein beitragen. So bin auch ich bereit, ein Roulard zu bieten. Außerstande, Sängersleute bei mir zu beherbergen, habe ich mich entschlossen, zwar nicht so sehr den Manen des erlauchten Schöpfers zu Ehren, dessen Andenken auf immer mit den Bestrebungen des Wirtsgeschäfts verbunden bleiben wird, aber zum Ruhme einer noch unter uns wirkenden volkstümlichen Gestalt, der Devise des Jahres zu huldigen und einen Schober-Liederkranz herauszugeben. Das kam so. Der Welt Offenbachs verbunden, fühlte ich mich längst außerstande, dem oft geäußerten Wunsche nach Nestroy-Vorträgen zu entsprechen. Bis eines Tages sämtliche Refrains von Nestroy-Couplets mahnend vor mir aufstanden und jeder einer Beißzange gleich den unmittelbar erlebten Zeitinhalt zu fassen schien. »Sich so zu verstellen, na da ghört was dazu«, »Man findt's ganz natürlich und kein Hahn kräht danach« und »Dieses G'fühl, ja, da glaubt man, man sinkt in die Erd'« — war es nicht der unüberwindliche Schober, der mich da ansprach, nicht alles mit ihm Erlebte, was da verlangte, zur Strophe zu werden? Und wie die Strophe das Stück nach sich zog, war auch schon der ganze Zyklus da und es war mir eine rechte Erholung im Kampf, wie ich in diesen sich Nestroy und Offenbach einmischen sah. Gegen eine Gestalt, die fortwirkend und fortredend alle satirische Gestaltung übertrifft, vor dem österreichischen Phänomen des Schwächlings, den kein geistiger Hohn und keine politische Macht überwindet, gibt es keine Hilfe als die Musik. Die Wirkung dieses musikalischen Hochgerichts, des Spießrutenlaufs durch diese Refrains war nicht nur in Wien ungeheuer, und in einem Staatswesen, das nicht durch seinen Gestank immunisiert ist, hätte sie hingereicht, ein Schock Polizeipräsidenten zur Strecke zu bringen. Hierzulande kann man halt nichts machen — als im Schubertjahr Schobers Liederkranz herauszugeben.

»Die Großherzogin von Gerolstein«:

Bumbum

(Ha piff paff puff tarapapapum
Ich bin der Held General Bumbum)

Einst wird man von meinen Siegen sagen,
Denn das ist mein Programm:
Energisch und maßvoll in Julitagen
Hau ich alles z'samm.
Ich geh los auf die Wiener mit Karabiner
und rette den Staat
Und nacher gebrauch ich, korschamerdiener,
Ein Rückertzitat.
Und nacher gebrauch ich, korschamerdiener,
Ein Rückertzitat.
[: Ha Rückert euch, zur Monarchie zurück
Ich bin der Hort der Republik! :]

Chor

[: Ha Rückert marsch, zur Monarchie zurück
Er ist der Hort der Republik! :]
Hoch die Monarchie! Hoch der Hort der Republik!

»Blaubart«:

Graf Oskar

Alles eher als ein Lober,
Hab' ich manches Wort gewagt.
Wie Sie wissen, hat Herr Schober
Mich bis heute nicht geklagt.
Man zwingt ihn diesbezüglich nicht!
Wenn der Schuh ihn [[: noch so drückert :]]
Schiebt er lieber [[: vor den Rückert :]]
Mich jedoch zitiert er nicht:
Nämlich vors Bezirksgericht.

Chor

Wenn der Schuh ihn [[: noch so drückert :]]
Schiebt der Schober [[: vor den Rückert :]]
Doch bekanntlich sagt auch Rückert:
Klagen wär' die erste Pflicht,
Wenn man sich nicht lieber drückert
Vorm Bezirksgericht.

»Madame l'Archiduc«:

Erzherzog und Chor

Ein Original — da geb' ich mein Ehrenwort
Und sag' nix als Vater Radetzky schau ober —
Ist unser republikanischer Hort,
Man weiß schon, der diesbezügliche Schober.
Er ist nicht von der Stelle zu bringen,
Wo er die Ordnung stets muß verteidigen,
Und es wird zwar der Polizei gelingen,
Aber mir nicht, ihn zu beleidigen.
Er klagt mich vor dem Gewerbeverein,
Und da beschleicht mich fürwahr kein Bangen.
Ich hab's mit den Autodieben gemein,
Daß man mich bis heute noch nicht gefangen.
Original, Original, Original, Original, ah . . .
[: Original, Original,
Was ist er doch für ein Original,
Ein jedes Wort von ihm ist banal,
Doch der Hort (als ganzer) ein Original! :]

»Pariser Leben«:

Gondremark

Ist es denn wahr, man hat gesagt,
Der Chef der Sicherheit von Wien
Hat einen Autor nicht geklagt,
Der ihn der Felonie geziehn.

Joseph

Die Polizei, sie hat verziehn
Und ließ verziehn den Klagstermin.

Gondremark

Ist's möglich, daß der Chef dann bleibt?

Joseph

Weil schön von ihm die Zeitung schreibt.

Baronin

Ich möchte gern zum Schober gehn,
Der mir schon manch Zitat geschenkt.
Mit eignen Augen möcht' ich sehn,
Wie er die Autodiebe fängt.

Joseph

Es heißt, daß er von denen hat
Schon einen Knopf und ein Zitat.

Baronin

Wie lautet das Zitat denn nur?

Joseph

Errötend folgt er ihrer Spur.

Gondremark

(Ich stürz mich in den Strudel, Strudel 'nein!)
Ich kenne eine Ordnungsstütze,
Man rühmt ihm nach, daß er den Staat
Sowohl durch manche Tat beschütze
Als früh und spat durch ein Zitat.
Er glänzt als Hort, der uns verteidigt,
Im täglich selbstgeschaffnen Schein.
Allein, wenn man ihn hat beleidigt,
Geht er vor den Gewerbsverein.
Vor einem andern Forum — bitte nein,
Da läßt er diesbezüglich sich nicht ein.
Denn da hätt' er ja doch nur Schererein,
Nein, in den Strudel stürzt er sich nicht 'nein!

Chor

Vor einem andern Forum — bitte nein,
Da läßt er diesbezüglich sich nicht ein.
Denn da hätt' er ja doch nur schwere Schererein,
Nein, in den Strudel stürzt er sich nicht 'nein!

9

Gabriele

(Tirolienne)

Vater Radetzky, schau ober,
Jetzt machst erst dein Glück:
In deinem Lager ist Schober
Hort der Republik.

10, 10a, 11

Die Sehnsucht nach jenem angestammten
Herrscherhaus macht mir die Sinne vergehn.
Dazu seh' ich die Konzeptsbeamten
Voll und ganz hinter Schober stehn.
Die diesbezüglichen Musterknaben,
Sie protestieren brav gegen mich,
Beziehungsweise hieramts sie haben
Gezogen einen Trennungsstrich.
[: Denn wir Elemente sind täglich frecher,
Drum kein Milde für Juliverbrecher,
Betreffend jedoch gute Sitten und Fleiß
Tunlichst Gnade für Sandor Weiß! :]

Ich sprech's einmal aus in kurzen Sätzen,
Ich sag' es einmal mit einem Wort:
Monarchist könnt' ich werden, hätt' ich zu schätzen
Die Republik hier nach ihrem Hort.
Was sich in jenem Juli begeben,
Energisch und doch maßvoll fürwahr,
Das konnte man niemals zuvor doch erleben
Unter dem glorreichen Doppelaar.
[: Kaum aber war das Blut versickert,
Da ging einer hin und zitierte Rückert.
Ich kenn' ihn persönlich, ich hatte das Glück
Und vertraute dem Horte der Republik! :]

Die Freiheit lebt nur von ihrem Scheine
In dieser umgewendeten Welt
Ich habe die Freiheit, die ich meine,
Mir wesentlich anders vorgestellt.
Die Kritik zu verhindern, ist jene wie diese
Gewalt vorhanden, ob Staat, ob Partei;
Unterdrückung ist ihre Devise,
Geblieben nur ist uns die Polizei.
[: Heute spielt jeder Büttel den König,
Es lohnte sich wenig, es lohnte sich wenig,
Daß man die alte Herrschaft vertrieb,
Wenn die Polizei uns erhalten blieb! :]

»Judith und Holofernes«:

Joab

(Unsre Leut' sind gar gscheidt)
Angriffe von allen Seiten — wann ist man endlich gewillt,
Zuzugeben, daß er immer nur seine Pflicht hat erfüllt.
Man darf doch, was da g'schehn ist, nicht übertreiben
Und wer am Ring spazieren ging, hat sich's selbst zuzuschreiben.
Und bezüglich der Begünstigung ist er ein reiner Tor;
Konkrete amtliche Anzeigen lagen nicht vor.
Was will ich denn haben? Er erfüllt seine Pflicht,
No und zur Klage zwingen kann ich ihn nicht.
[: Die Polizei is gar gscheidt
Sie sorgt für Sicherheit,
Hat aufs Bezirksg'richt ka Schneid' :]

13

(Man findt's ganz natürlich und kein Hahn kräht danach!)
Doch auch heut' gibt's noch Wunder, mein Glaube ist stark,
Und speziell ein Erlebnis ging mir bis ans Mark.
Also bezüglich des Bekessy — und wer er denn sei
Das war hieramts bekannt bei der Staatspolizei.
Sie gab ein Attest,
Daß er erpreßt.
Doch es gibt ein Zitat: heute rot, morgen tot,
Die Polizei wurde selbst vom Erpresser bedroht.
Er klopft etwas ungestüm an das Tor —
So attestiert sie ihm halt: 's liegt nix gegen ihn vor.
Also das nenn' ich ein Wunder, da verlier' ich die Sprach' —
[: Aber ich krieg' sie gleich wieder und ich krähe danach! :]

15

»Tritschtratsch« (Einlage):

Einst kam mir der Einfall -- na ich fiel halt herein —:
Es könnt' einer helfen, Wien von der Pest zu befrein.
Ich ging zu ihm hinauf, nicht ohne Zweifel und Bangen;
Doch ich wurde mit offenen Armen empfangen.
Alles wolle er machen, bloß hat er gebeten —
Sie verstehn doch — also persönlich hervor nicht zu treten.
Und er machte auch alles, nur grade verkehrt —
[: Dieses G'fühl — ja da glaubt man, man sinkt in die Erd'! :]

15

»Tritschtratsch« (Einlage):

Einst kam mir der Einfall — na ich fiel halt herein —:
Es könnt' einer helfen, Wien von der Pest zu befrein.
Ich ging zu ihm hinauf, nicht ohne Zweifel und Bangen;
Doch ich wurde mit offenen Armen empfangen.
Alles wolle er machen, bloß hat er gebeten —
Sie verstehn doch — also persönlich hervor nicht zu treten.
Und er machte auch alles, nur grade verkehrt —
[: Dieses G'fühl — ja da glaubt man, man sinkt in die Erd'! :]

»Das Notwendige und das Überflüssige« (Einlage):
Laut hab' ich von Lüge geredet und auch
Von Felonie und von Fälschung und auch Amtsmißbrauch.
Da werd' ich wohl beweisen müssen, was ich gesagt,
Und zu diesem Behufe werd' ich bald angeklagt.
Ja da gibts doch kein Zweifel, das leuchtet doch ein,
Da diesbezüglich sonst dran etwas Wahres könnt' sein.
Und ich wart', daß was g'schieht seitens des Staatsanwalts —
[: Das ist wohl nur Chimäre, aber mich unterhalt's! :]

»Der Zerrissene«:

Hr. v. Lips

(Sich so zu verstell'n, na da g'hört was dazu!)

Es gibt einen Träger der Würde im Staat,
Läßt er Blut fließen, hat er ein Rückertzitat.
Ich hab' nie in ein Aug g'schaut, das so blau und so treu —
Geht man von ihm weg, geht er zur Gegenpartei.
Konnivent schlichtet alles er diesbezüglich.
Der Schein wär' schon schön, aber er reimt sich auf trüglich.
Ich hab mit ihm lang wegen eines Schufts unterhandelt,
Aber heimlich hat er halt mit ihm angebandelt.
Er versprach alles und machte das Gegenteil im Nu —
Sich so zu verstell'n, na da g'hört was dazu!

(Rand of 15)

28

H.D

~~»Der Zerrissene«~~

~~Hr. v. Lips~~

(»So gibt es halt allerhand Leut auf der Welt«)

Am 15. Juli ist in Wien Blut geflossen
Und zwischen Geschossen sind Autos vorbeigeschossen.
Da hat mancher aus Mitleid kurzen Prozeß halt gemacht
Und mit'n Auto ins Spital die Verwundeten 'bracht.
Als Erpresser wandert er in den Arrest,
Aus dem grad den Sandor Weiß man entläßt,
Denn statt ihn allweil zum Zahnarzt zu führen,
Is's g'scheiter, man tut ihn gleich ganz amnestieren.
Keine Milde für den, der ein Auto anhält!
So gibt es halt allerhand Erpresser auf der Welt.

(So gibt es halt allerhand Leut auf der Welt.)

Am 15. Juli ist in Wien Blut geflossen
Und zwischen Geschossen sind Autos vorbeigeschossen.
Da hat mancher aus Mitleid kurzen Prozeß halt gemacht
Und mit'n Auto ins Spital die Verwundeten 'bracht.
Als Erpresser wandert er in den Arrest,
Aus dem grad den Sandor Weiß man entläßt,
Denn statt ihn allweil zum Zahnarzt zu führen,
Is's g'scheiter, man tut ihn gleich ganz amnestieren.
Keine Milde für den, der ein Auto anhält!
So gibt es halt allerhand Erpresser auf der Welt.

24

»Eine Wohnung zu vermieten«:

Gundelhuber

(»Wenn man so den stillen Beobachter macht«)

Wie ich im Juli, ich denk's noch, spazieren so ging,
Geh' ich, ohne gewarnt zu sein, über den Ring.
Da hör' ich — das Herz steht mir heute noch still —
Ein wildes Gewehrfeuer und Schlachtengebrüll.
Wer lebend nachhauskam, ja der hatte halt Glück,
Und er dankt es dem Horte der Republik.
Denn der sorgt für uns alle, ob früh oder spat,
Mit Waffen und Worten, mit Tat und Zitat
Energisch, doch maßvoll, daß nur alles so kracht.
[: Diese stille Beobachtung hab' ich gemacht. :]

»Eine Wohnung zu vermieten«:

Gundelhuber

(Wenn man so den stillen Beobachter macht)

Wie ich im Juli, ich denk's noch, spazieren so ging,
Geh' ich, ohne gewarnt zu sein, über den Ring.
Da hör' ich — das Herz steht mir heute noch still —
Ein wildes Gewehrfeuer und Schlachtengebrüll.
Wer lebend nachhauskam, ja der hatte halt Glück,
Und er dankt es dem Horte der Republik.
Denn der sorgt für uns alle, ob früh oder spat,
Mit Waffen und Worten, mit Tat und Zitat
Energisch, doch maßvoll, daß nur alles so kracht.
[: Diese stille Beobachtung hab' ich gemacht. :]

»Da ließ' sich viel sagen«

Zu zwei Originalstrophen und zwei früheren Zusatzstrophen die neuen (die letzte wiederholt):

In Wien, da wird halt viel geschwätzt und viel geschwiegen,
Und die, die nicht belogen wer'n, die leben halt vom Lügen,
Die einen reißen 's Maul auf, während die andern halt nicht mucken,
Und was die einen schmieren, kriegen die andern halt zu schlucken.
Gegen Schmierer, Schwätzer, Lügner tät ich schon manches wagen —
[: No und was das Schweigen betrifft, da hätt' ich was zu sagen! :]

Die Leute, die ich umgebracht hab', leben frisch und munter,
Da kann man halt nix machen, denn der Wiener geht nicht unter.
's schnupft einem in der Nasen was, helf Gott, man hat den Strauchen,
Und was die Ehre anbelangt, wer'n wir kein'n Richter brauchen.
Man geht bald wieder aus und man wird Habe die Ehre sagen
[: Und fragt man einen, wie's ihm geht, sagt er: danke, kann nicht klagen! :]

»Da ließ' sich viel sagen«

Zu zwei Originalstrophen und zwei früheren Zusatzstrophen die neuen (die letzte wiederholt):

In Wien, da wird halt viel geschwätzt und viel geschwiegen,
Und die, die nicht belogen wer'n, die leben halt vom Lügen,
Die einen reißen 's Maul auf, während die andern halt nicht mucken,
Und was die einen schmieren, kriegen die andern halt zu schlucken.
Gegen Schmierer, Schwätzer, Lügner tät ich schon manches wagen —
No und was das Schweigen betrifft, da hätt' ich was zu sagen!

Die Leute, die ich umgebracht hab', leben frisch und munter,
Da kann man halt nix machen, denn der Wiener geht nicht unter.
's schnupft einem in der Nasen was, helf Gott, man hat den Strauchen,
Und was die Ehre anbelangt, wer'n wir kein'n Richter brauchen.
Man geht bald wieder aus und man wird Habe die Ehre sagen
Und fragt man einen, wie's ihm geht, sagt er: danke,
kann nicht klagen!

26

(»Da ließ' sich viel sagen«)

~~Zu zwei Originalstrophen und zwei früheren Zusatzstrophen die neuen (die letzte wiederholt):~~

In Wien, da wird halt viel geschwätzt und viel geschwiegen,
Und die, die nicht belogen wer'n, die leben halt vom Lügen,
Die einen reißen 's Maul auf, während die andern halt nicht mucken,
Und was die einen schmieren, kriegen die andern halt zu schlucken.
Gegen Schmierer, Schwätzer, Lügner tät ich schon manches wagen —
[: No und was das Schweigen betrifft, da hätt' ich was zu sagen! :]

26

(Da ließ' sich viel sagen!)

In Wien, da wird halt viel geschwätzt und viel geschwiegen,
Und die, die nicht belogen wer'n, die leben halt vom Lügen,
Die einen reißen 's Maul auf, während die andern halt nicht mucken,
Und was die einen schmieren, kriegen die andern halt zu schlucken.
Gegen Schmierer, Schwätzer, Lügner tät ich schon manches wagen —
[: No und was das Schweigen betrifft, da hätt' ich was zu sagen! :]

28

~~Lied~~ von den Parteien

Wenn ich der Hausherr vom Schottenring wär',
Dächt' ich nicht diesbezüglich: viel Feinde, viel Ehr.
Ich trieb mit der Wahrheit nicht weiter mein Spiel,
welche keiner bekanntlich beherbergen will.
Ich ging' zu Gericht, nähm' für meine Ehre Partei —
[: Oder ich zög' ohne Zögern aus der Polizei! :]

»Der Talisman«:

Titus Feuerfuchs

(»Die Zeit ändert viel«)

Zwischen Juli und Jänner hab' ich ein Pfui! ausgerufen,
Das war hörbar und drang zur der Gerichtsbarkeit Stufen.
Doch bis heute is diesbezüglich nix g'schehn:
Die Zeit, die viel ändert, ließ den Tatbestand stehn.
Nicht viel Zeit is jetzt mehr, nur noch wenige Tage
Sind Zeit zu der unerläßlichen Klage
Gegen das, was dort droben der Schober gehört.
Nachher is es verjährt.

29

»Der Talisman«:

~~Titus~~ Feuerfuchs

(Die Zeit ändert viel.)

Zwischen Juli und Jänner hab' ich ein Pfui! ausgerufen,
Das war hörbar und drang zur der Gerichtsbarkeit Stufen.
Doch bis heute is diesbezüglich nix g'schehn:
Die Zeit, die viel ändert, ließ den Tatbestand stehn.
Nicht viel Zeit is jetzt mehr, nur noch wenige Tage
Sind Zeit zu der unerläßlichen Klage
Gegen das, was dort droben der Schober gehört.
Nachher is es verjährt.

30

(/Da hab' ich schon g'nur/)

Ich bin halt ein Nörgler, denn ich bin halt kein Lober:
Nicht besser als der Bekessy g'fallt mir der Schober.
Denn dieser hat jenem die Mauer gemacht
Und die ist dennoch zusammengekracht.
Hinaus aus Wien mit dem Schuft! rief ich in einer Tour.
Und hab' no net g'nur!

»Lumpazivagabundus«:

Knieriem

(»Die Welt steht auf kein' Fall mehr lang, lang, lang«)

— — Herunt' is was, was mir noch Hoffnung macht.
Ich kann mich diesbezüglich nicht fassen vor Glück,
Denn wir haben ja und wir behalten den Hort der Republik.
Wir leben in Ruhe und in Ordnung seit den Julitagen,
Ich bin es zufrieden, und auch er kann nicht klagen.
Manchen Pfuirufer zu fassen ihm gelang —
Nur bezüglich der Autodiebe warten wir noch auf den Fang, Fang, Fang,
Ja da warten wir noch auf den Fang, Fang, Fang, Fang.

»Lumpazivagabundus«:
Knieriem

(Die Welt steht auf ‚kein' Fall mehr lang, lang, lang')
Herunt' is was, was mir noch Hoffnung macht.
Ich kann mich diesbezüglich nicht fassen vor Glück,
Denn wir haben ja und wir behalten den Hort der Republik.
Wir leben in Ruhe und in Ordnung seit den Julitagen,
Ich bin es zufrieden, und auch er kann nicht klagen.
Manchen Pfuirufer zu fassen ihm gelang —
Nur bezüglich der Autodiebe warten wir noch auf den Fang, Fang, Fang,
Ja da warten wir noch auf den Fang, Fang, Fang, Fang.

Schober im Liede

Wir stehen mitten im Schubertjahr, welches uns unter tausend aparten und nur hier zuständigen Erscheinungen die Form eines »Schubert-Roulard« gebracht hat. Mit dieser Roulade ist aber nicht etwa ein Tonlauf gemeint, auch nicht ein Rollfleisch, sondern eine Chokoladerolle, kurz das, was der Wiener, mit jenem Analphabetismus, der die Fremdwörter wurzt, eben ein »Roulard« nennt. Es ist eine Spezialität, die schon den Fremdenstrom den Kaffeehäusern zulenkt, wo sie dargeboten wird, und auch jeder Einheimische kann sie sich leisten, denn sie ist billiger als die Schubert-Locke, welche zum Preise von 350 Schilling im Dorotheum liegen bleibt. In diesem geweihten Jahr muß noch vor dem unsäglichen Sommer (rette sich wer kann) jeder Wiener sein Scherflein beitragen. So bin auch ich bereit, ein Roulard zu bieten. Außerstande, Sängersleute bei mir zu beherbergen, habe ich mich entschlossen, zwar nicht so sehr den Manen des erlauchten Schöpfers zu Ehren, dessen Andenken auf immer mit den Bestrebungen des Wirtsgeschäfts verbunden bleiben wird, aber zum Ruhme einer noch unter uns wirkenden volkstümlichen Gestalt, der Devise des Jahres zu huldigen und einen Schober-Liederkranz herauszugeben. Das kam so. Der Welt Offenbachs verbunden, fühlte ich mich längst außerstande, dem oft geäußerten Wunsche nach Nestroy-Vorträgen zu entsprechen. Bis eines Tages sämtliche Refrains von Nestroy-Couplets mahnend vor mir aufstanden und jeder wie eine Beißzange den unmittelbar erlebten Zeitinhalt zu fassen schien. »Sich so zu verstellen, na da ghört was dazu«, »Man findt's ganz natürlich und kein Hahn kräht danach« und »Dieses G'fühl, ja, da glaubt man, man sinkt in die Erd'« — war es nicht der unüberwindliche Schober, der mich da ansprach, nicht alles mit ihm Erlebte, was da verlangte, zur Strophe zu werden? Und wie die Strophe das Stück nach sich zog, war auch schon der ganze Zyklus da und es war mir eine rechte Erholung im Kampf, wie ich in diesen den Nestroy, aber auch Offenbach sich einmischen sah. Gegen eine Gestalt, die fortwirkend und fortredend alle satirische Gestaltung übertrifft, vor dem österreichischen Phänomen des Schwächlings, den kein geistiger Hohn und keine politische Macht überwindet, gibt es keine Hilfe als die Musik. Die Wirkung dieses musikalischen Hochgerichts, des Spießrutenlaufs durch diese Refrains war nicht nur in Wien ungeheuer, und in einem Staatswesen, das nicht durch seinen Gestank immunisiert ist, hätte sie hingereicht, ein Schock Polizeipräsidenten zur Strecke zu bringen. Hierzulande kann man halt nichts machen — als im Schubertjahr Schobers Liederkranz herauszugeben.

»Blaubart«:

(Höfling muß mit krummem Rücken
Immer sich noch tiefer bücken.)

Graf Oskar

Alles eher als ein Lober,
Hab' ich manches Wort gewagt.
Wie Sie wissen, hat Herr Schober
Mich bis heute nicht geklagt.
Man zwingt ihn diesbezüglich nicht!
Wenn der Schuh ihn [[: noch so drückert :]]
Schiebt er lieber [[: vor den Rückert :]]
Mich jedoch zitiert er nicht:
Nämlich vors Bezirksgericht.

Chor

Wenn der Schuh ihn [[: noch so drückert :]]
Schiebt der Schober [[: vor den Rückert :]]
Doch bekanntlich sagt auch Rückert:
Klagen wär' die erste Pflicht,
Wenn man sich nicht lieber drückert
Vorm Bezirksgericht.

»Die Großherzogin von Gerolstein«:
(Ha piff paff puff tarapapapum
Ich bin der Held General Bumbum)

Bumbum

Einst wird man von meinen Siegen sagen,
Denn das ist mein Programm:
Energisch und maßvoll in Julitagen
Hau ich alles z'samm.
Ich geh los auf die Wiener mit Karabiner
und rette den Staat
Und nacher gebrauch ich, korschamerdiener,
Ein Rückertzitat.
Und nacher gebrauch ich, korschamerdiener,
Ein Rückertzitat.
[: Ha Rückert euch, zur Monarchie zurück
Ich bin der Hort der Republik! :]

Chor

[: Ha Rückert marsch, zur Monarchie zurück
Er ist der Hort der Republik! :]
Hoch die Monarchie! Hoch der Hort der Republik!

»Madame l'Archiduc«:

(Original-Entree)

Erzherzog und Chor

Ein Original — da geb' ich mein Ehrenwort
Und sag' nix als Vater Radetzky schau ober —
Ist unser republikanischer Hort,
Man weiß schon, der diesbezügliche Schober.
Er ist nicht von der Stelle zu bringen,
Wo er die Ordnung stets muß verteidigen,
Und es wird zwar der Polizei gelingen,
Aber mir nicht, ihn zu beleidigen.
Er klagt mich ~~vor dem~~ Gewerbeverein,
Und da beschleicht mich fürwahr kein Bangen.
Ich hab's mit den Autodieben gemein,
Daß man mich bis heute noch nicht gefangen.
Original, Original, Original, Original, ah . . .
[: Original, Original,
Was ist er doch für ein Original,
Ein jedes Wort von ihm ist banal,
Doch der Hort (als ganzer) ein Original! :]

»Pariser Leben«:

(Ich möchte ins Theater gehn)

Gondremark

Ist es denn wahr, man hat gesagt,
Der Chef der Sicherheit von Wien
Hat einen Autor nicht geklagt,
Der ihn der Felonie geziehn.

Joseph

Die Polizei, sie hat verziehn
Und ließ verziehn den Klagstermin.

Gondremark

Ist's möglich, daß der Chef dann bleibt?

Joseph

Weil schön von ihm die Zeitung schreibt.

Baronin

Ich möchte gern zum Schober gehn,
Der mir schon manch Zitat geschenkt.
Mit eignen Augen möcht' ich sehn,
Wie er die Autodiebe fängt.

Joseph

Es heißt, daß er von denen hat
Schon einen Knopf und ein Zitat.

Baronin

Wie lautet das Zitat denn nur?

Joseph

Errötend folgt er ihrer Spur.

6 8

(Ich stürz mich in den Strudel, Strudel 'nein)

Gondremark

Ich kenne eine Ordnungsstütze,
Man rühmt ihm nach, daß er den Staat
Sowohl durch manche Tat beschütze
Als früh und spat durch ein Zitat.
Er glänzt als Hort, der uns verteidigt,
Im täglich selbstgeschaffnen Schein.
Allein, wenn man ihn hat beleidigt,
Geht er vor den Gewerbsverein.
Vor einem andern Forum — bitte nein,
Da läßt er diesbezüglich sich nicht ein.
Denn da hätt' er ja doch nur Schererein,
Nein, in den Strudel stürzt er sich nicht 'nein!

Chor

Vor einem andern Forum — bitte nein,
Da läßt er diesbezüglich sich nicht ein.
Denn da hätt' er ja doch nur schwere Schererein,
Nein, in den Strudel stürzt er sich nicht 'nein!

(Tirolienne)
Gabriele

Vater Radetzky, schau ober,
Jetzt machst erst dein Glück;
In deinem Lager ist Schober
Hort der Republik.

8

10

Es soll Mittel jetzt geben,
Zu hohem Alter zu gelangen.
Am End wird man's erleben,
Daß s' die Autodieb' fangen,

X

~~10~~ 11 9

Ich und der Schober — nichts störe,
Wie wir uns vertragen.
Mir gehts gut und auf Ehre
Auch er kann nicht klagen.

10

„Angot"
[illegible]

Die Sehnsucht nach jenem angestammten
Herrscherhaus macht mir die Sinne vergehn.
Dazu seh' ich die Konzeptsbeamten
Voll und ganz hinter Schober stehn.
Die diesbezüglichen Musterknaben,
Sie protestierten brav gegen mich,
Beziehungsweise hieramts sie haben
Gezogen einen Trennungsstrich.
[: Denn wir Elemente sind täglich frecher,
Drum kein Milde für Juliverbrecher,
Betreffend jedoch gute Sitten und Fleiß
Tunlichst Gnade für Sandor Weiß! :]

Ich sprech's einmal aus in kurzen Sätzen,
Ich sag' es einmal mit einem Wort:
Monarchist könnt' ich werden, hätt' ich zu schätzen
Die Republik hier nach ihrem Hort.
Was sich in jenem Juli begeben,
Energisch und doch maßvoll fürwahr,
Das konnte man niemals zuvor doch erleben
Unter dem glorreichen Doppelaar.
[: Kaum aber war das Blut versickert,
Da ging einer hin und zitierte Rückert.
Ich kenn' ihn persönlich, ich hatte das Glück
Und vertraute dem Horte der Republik! :]

Die Freiheit lebt nur von ihrem Scheine
In dieser umgewendeten Welt
Ich habe die Freiheit, die ich meine,
Mir wesentlich anders vorgestellt.
Die Kritik zu verhindern, ist jene wie diese
Gewalt vorhanden, ob Staat, ob Partei;
Unterdrückung ist ihre Devise,
Geblieben ist uns nur die Polizei.
[: Heute spielt jeder Büttel den König,
Es lohnte sich wenig, es lohnte sich wenig,
Daß man die alte Herrschaft vertrieb,
Wenn die Polizei uns erhalten blieb! :]

»Judith und Holoferne«:

(Unsre Leut' sind gar gscheidt)

Joab

Angriffe von allen Seiten — wann ist man endlich gewillt,
Zuzugeben, daß er immer nur seine Pflicht hat erfüllt.
Man darf doch, was da g'schehn ist, nicht übertreiben
Und wer am Ring spazieren ging, hat sich's selbst zuzuschreiben.
Und bezüglich der Begünstigung ist er ein reiner Tor;
Konkrete amtliche Anzeigen lagen nicht vor.
Was will ich denn haben? Er erfüllt seine Pflicht,
No und zur Klage zwingen kann ich ihn nicht.

[: Die Polizei is gar gscheidt
Sie sorgt für Sicherheit,
Hat aufs Bezirksg'richt ka Schneid' :]

13

12

(Man findt's ganz natürlich und kein Hahn kräht danach)
Doch auch heut' gibt's noch Wunder, mein Glaube ist stark,
Und speziell ein Erlebnis ging mir bis ans Mark.
Also bezüglich des Bekessy — und wer er denn sei
Das war hieramts bekannt bei der Staatspolizei.
Sie gab ein Attest,
Daß er erpreßt.
Doch es gibt ein Zitat: heute rot, morgen tot,
Die Polizei wurde selbst vom Erpresser bedroht.
Er klopft etwas ungestüm an das Tor —
So attestiert sie ihm halt: 's liegt nix gegen ihn vor.
Also das nenn' ich ein Wunder, da verlier' ich die Sprach' —
[: Aber ich krieg' sie gleich wieder und ich krähe danach! :]

14 13

In der biblischen Geschichte, das weiß jedes Kind,
Kommt's oft vor, daß ein Stummer die Sprache gewinnt.
Da holt er alles nach und er redt wie zu Fleiß,
Und alle zerspringen, auf die er was weiß.
Das hat man unerhört
Für ein Wunder erklärt.
Heutzutag is' verkehrt, da könnt' ich viel drüber sagen.
Denn ich hab' manchem Schwätzer die Rede verschlagen.
Mit Schmus, mit Zitaten, mit ein'm Kommunique
War er g'schwind bei der Hand, was dran wahr is, wissen S' eh.
Jetzt verstummt er — und man wundert sich schon allgemein:
[: Wenn er schweigt — da muß doch etwas Wahres dran sein! :]

14

»Tritschtratsch« (Einlage aus »Die Papiere des Teufels«):
(Dieses G'fühl — ja da glaubt man, man sinkt in die Erd')

Tratschmiedl

Einst kam mir der Einfall — na ich fiel halt herein —:
Es könnt' einer helfen, Wien von der Pest zu befrein.
Ich ging zu ihm hinauf, nicht ohne Zweifel und Bangen;
Doch ich wurde mit offenen Armen empfangen.
Alles wolle er machen, bloß hat er gebeten —
Sie verstehn doch — also persönlich hervor nicht zu treten.
Und er machte auch alles, nur grade verkehrt —
[: Dieses G'fühl — ja da glaubt man, man sinkt in die Erd'! :]

Es geht wie am Schnürl, 's folgt Einspirrn auf Mord,
Denn die Republik, die hat halt ihren Hort.
Ehrenzeichen, Zitate, und dann Lug und Trug,
Doch bezüglich der Pflichten war's noch lang' nicht genug.
Jetzt wollte man zeigen, wie auch das Gericht
Erfüllt gegenüber der Ordnung die Pflicht.
Aber die Geschwornen, die haben sich anders bewährt!
[: Dieses G'fühl — ja da glaubt man, man sinkt in die Erd'... :]

Sooft der Briefträger ins Haus kommt, mach' ich ein lang's G'sicht:
Noch immer nicht — noch immer keine Vorladung zu G'richt!
Ich glaub's alleweil nicht, was is das für eine G'schicht',
Dort wo man nur Pflicht kennt, wär' das doch eine Pflicht!
Man legt doch G'wicht auf die Ehre und aufs richtige Licht —
Ja es hat zwar den Anschein, aber nein, es scheint nicht.
Am End' bin ich der Blamierte und die G'schicht' is verjährt —
[: Dieses G'fühl — ja da sink ich bestimmt in die Erd'! :]

»Das Notwendige und das Überflüssige« (Einlage aus »Die Papiere des Teufels«):

(Das ist wohl nur Chimäre, aber mich unterhalt's)

Faden

Laut hab' ich von Lüge geredet und auch
Von Felonie und von Fälschung und auch Amtsmißbrauch.
Da werd' ich wohl beweisen müssen, was ich gesagt,
Und zu diesem Behufe werd' ich bald angeklagt.
Ja da gibts doch kein Zweifel, das leuchtet doch ein,
Da diesbezüglich sonst dran etwas Wahres könnt' sein.
Und ich wart', daß was g'schieht seitens des Staatsanwalts —
[: Das ist wohl nur Chimäre, aber mich unterhalt's! :]

»Der Zerrissene«:

(Sich so zu verstell'n, na da g'hört was dazu)

Hr. v. Lips

Es gibt einen Träger der Würde im Staat,
Läßt er Blut fließen, hat er ein Rückertzitat.
Ich hab' nie in ein Aug g'schaut, das so blau und so treu —
Geht man von ihm weg, geht er zur Gegenpartei.
Konnivent schlichtet alles er diesbezüglich.
Der Schein wär' schon schön, aber er reimt sich auf trüglich.
Ich hab mit ihm lang wegen eines Schufts unterhandelt,
Aber heimlich hat er halt mit ihm angebandelt.
Er versprach alles und machte das Gegenteil im Nu —
Sich so zu verstell'n, na da g'hört was dazu!

20

19

(So gibt es halt allerhand Leut auf der Welt)

Am 15. Juli ist in Wien Blut geflossen
Und zwischen Geschossen sind Autos vorbeigeschossen.
Da hat mancher aus Mitleid kurzen Prozeß halt gemacht
Und mit'n Auto ins Spital die Verwundeten 'bracht.
Als Erpresser wandert er in den Arrest,
Aus dem grad den Sandor Weiß man entläßt,
Denn statt ihn allweil zum Zahnarzt zu führen,
Is's g'scheiter, man tut ihn gleich ganz amnestieren.
Keine Milde für den, der ein Auto anhält!
So gibt es halt allerhand Erpresser auf der Welt.

Wenn der Castiglioni zurückkehrt, da gibts eine Hetz
Mit der Autorität von Recht und Gesetz.
Selbst als Zeuge zu erscheinen er niemals geruht.
Ja, er kommt schon nach Wien, aber auf die Opernredoute.
Ein armer Teufel kehrt' kürzlich zurück in sein Haus,
Er versteckt sich, die Polizei gräbt aus'm Erdloch ihn aus.
Sein Sohn lag im Sterben, er wollt' ihn sehn noch als Toten —
Ja aber die Rückkehr, die war ihm verboten.
Der eine hat a Vorstraf', der andere noch nicht.
So gibt es halt allerhand Heimkehrer fürs G'richt.

Als ich bei Herrn Schober im Amte erschien,
War daneben beim Pollak schon der Bekessy drin.
Wir waren beide Partei'n und ich sag' heute offen,
Auf ein Haar wär'n wir nachher zusammengetroffen.
Man hat dort oft unerwartet die Ehr' —
Kein Wunder, sehr stark ist der Parteienverkehr,
Und die Polizei steht bekanntlich über den Parteien,
Da darf man nicht fragen, was sonst sie noch seien.
Einmal hat sich der Bosel mir dort vorgestellt . . .
So gibt es halt allerhand Partei'n auf der Welt.

Am 15. Juli, da die Ordnung sie schufen,
Fiel's vielen Elementen ein, ein Pfui! auszurufen.
Sie haben sich in der Erregung verschnappt,
Doch das nutzt nix, man hat auf frischer Tat sie ertappt.
Was jene in der Hitze des Juli gesagt,
Hab' im eiskalten Jänner ich planvoll gewagt.
Und nun wart' ich und warte, daß etwas geschicht,
Doch die Hand der Gerechtigkeit rührt sich halt nicht.
Und jetzt sind sechs Wochen doch bald schon vorbei
Ja ich bin halt kein Element für die Polizei!

»Eine Wohnung zu vermieten«:
(Ja Spaziergäng' zu machen, das is eine Pracht,
Wenn man so den stillen Beobachter macht)
Gundelhuber

Wie ich im Juli, ich denk's noch, spazieren so ging,
Geh' ich, ohne gewarnt zu sein, über den Ring.
Da hör' ich — das Herz steht mir heute noch still —
Ein wildes Gewehrfeuer und Schlachtengebrüll.
Wer lebend nachhauskam, ja der hatte halt Glück,
Und er dankt es dem Horte der Republik.
Denn der sorgt für uns alle, ob früh oder spat,
Mit Waffen und Worten, mit Tat und Zitat
Energisch, doch maßvoll, daß nur alles so kracht.
[: Diese stille Beobachtung hab' ich gemacht. :]

Da hat einer, so hör' ich, von einer Behörde gesagt:
Sie hat gefälscht und gelogen — aber sie hat nicht geklagt.
Auch bezüglich des Amtsmißbrauchs, den sie getrieben,
Ist bis heute die Antwort sie schuldig geblieben.
Denn energisch, man weiß ja, vollzog sich der Mord,
Aber man ist halt zu maßvoll für ein Sterbenswort.
Der Chef hat zwar g'sagt, er läßt manchmal sich ein,
Daß man nicht glaubt, 's könnt' diesbezüglich was Wahres dran sein.
Also was is denn? — Er redt nix! — Ja, ich hab's gleich mir gedacht,
|: Daß er lieber den stillen Beobachter macht! :|

~~26~~

25

(Da ließ' sich viel sagen)

In Wien, da wird halt viel geschwätzt und viel geschwiegen,
Und die, die nicht belogen wer'n, die leben halt vom Lügen,
Die einen reißen 's Maul auf, während die andern halt nicht mucken,
Und was die einen schmieren, kriegen die andern halt zu schlucken.
Gegen Schmierer, Schwätzer, Lügner tät ich schon manches wagen —
[: No und was das Schweigen betrifft, da hätt' ich was zu sagen! :]

Die Leute, die ich umgebracht hab', leben frisch und munter,
Da kann man halt nix machen, denn der Wiener geht nicht unter.
's schnupft einem in der Nasen was, helf Gott, man hat den Strauchen,
Und was die Ehre anbelangt, wer'n wir kein'n Richter brauchen.
Man geht bald wieder aus und man wird Habe die Ehre sagen
|: Und fragt man einen, wie's ihm geht, sagt er: danke, kann nicht klagen! :|

(Schlußgesang von den Parteien)

Wenn ich der Hausherr vom Schottenring wär',
Dächt' ich nicht diesbezüglich: viel Feinde, viel Ehr.
Ich trieb mit der Wahrheit nicht weiter mein Spiel,
Welche keiner bekanntlich beherbergen will.
Ich ging' zu Gericht, nähm' für meine Ehre Partei —
[: Oder ich zög' ohne Zögern aus der Polizei! :]

28 29

»Der Talisman«:

(Die Zeit ändert viel)

Titus Feuerfuchs

Zwischen Juli und Jänner hab' ich ein Pfui! ausgerufen,
Das war hörbar und drang zur der Gerichtsbarkeit Stufen.
Doch bis heute is diesbezüglich nix g'schehn:
Die Zeit, die viel ändert, ließ den Tatbestand stehn.
Nicht viel Zeit is jetzt mehr, nur noch wenige Tage
Sind Zeit zu der unerläßlichen Klage
Gegen das, was dort droben der Schober gehört.
Nachher is es verjährt.

29

(Da hab' ich schon g'nur)

Ich bin halt ein Nörgler, denn ich bin halt kein Lober:
Nicht besser als der Bekessy g'fallt mir der Schober.
Denn dieser hat jenem die Mauer gemacht
Und die ist dennoch zusammengekracht.
Hinaus aus Wien mit dem Schuft! rief ich in einer Tour.
Und hab' no net g'nur!

»Lumpazivagabundus«:

(Die Welt steht auf kein' Fall mehr lang, lang, lang)

Knieriem

Die Fixstern', sag'n s', sind allweil auf ei'm Fleck,
'S is erlog'n, beim Tag sind s' alle weg;
'S bringt jetzt der allerbeste Astronom
Kein' saubre Sonnenfinsternis mehr z'samm';
Die Venus kriegt auch ganz eine andre G'stalt,
Wer kann davor, sie wird halt a schon alt.
Aber wenn auch ob'n schon alles kracht,
Herunt' is was, was mir noch Hoffnung macht.

Ich kann mich diesbezüglich nicht fassen vor Glück,
Denn wir haben ja und wir behalten den Hort der Republik.
Wir leben in Ruhe und in Ordnung seit den Julitagen,
Ich bin es zufrieden, und auch er kann nicht klagen.
Manchen Pfuirufer zu fassen ihm gelang —
Nur bezüglich der Autodiebe warten wir noch auf den Fang, Fang, Fang,
Ja da warten wir noch auf den Fang, Fang, Fang, Fang.

32

31

Die Astronomen tun den Schober oben
Als einen Fixstern erster Größe loben.
Daß er befestigt sei, ich grad vernahm.
Wie Kastor hängt er mit dem Pollak z'samm.
Er schickt zwar Demissionsg'such' eins nach'm andern weg,
Aber es nutzt halt nix und er kommt nicht vom Fleck.
Ich glaub, ich muß am End' noch selber beten.
Daß er mich nicht auffordert, abzutreten.

Doch ich hab' stark den Eindruck, daß er mir verzieh
Den Vorwurf der Fälschung und der Felonie.
Ja, da kann man nix machen, er erfüllt seine Pflicht,
Er macht alles, nur bitte, zu Gericht geht er nicht.
Ich hab' mir's ein'bildt, jedoch auf den Gang
Da wart' ich noch lang lang lang lang lang lang lang lang lang
Da wart' ich noch lang lang lang lang lang lang lang.

Das Land, dem anzugehören man die Ehre hat

Landesgerichtsrat Schedy (Strafbezirksgericht I): Wenn man sich jemanden aufzwickt auf der Kärntnerstraße, so was kommt ja vor, so muß man doch auch bezahlen. — Edi: Mein Freund hat gesagt, es wird nichts kosten. — Richter: Haben Sie geglaubt, es wird ganz umsonst sein? Das Mädchen wird sich damit begnügen, daß Sie das Hotelzimmer zahlen? — Edi: Ich hab' auf neun Schilling gerechnet. — Richter: Sie sagt, Sie haben ihr nur vier Schilling gegeben, das war ihr zu wenig, deswegen ist sie weggegangen und Sie haben sie aus Zorn angezeigt, daß sie Ihnen neun Schilling weggenommen habe. — Edi: Das ist nicht wahr. Zwanzig Schilling hab' ich bei mir gehabt, elf Schilling hab' ich fürs Zimmer gezahlt, und die restlichen neun hat sie genommen und hat sich nicht ausziehn wollen. Richter (zur Angeklagten): Wiederholen Sie Ihre Angaben. — Angekl. (ein hübsches junges Mädchen): Der Herr hat mir vier Schilling gegeben, darauf hab' ich mich nicht eingelassen. Da hat er gesagt, ich soll bis in der Früh' bleiben, dann gibt er mir die restlichen fünf Schilling, mehr Geld hat er nicht. Ich hab' ihm gesagt, wenn er kein Geld hat, soll er nicht gerade die Kärntnerstraße aussuchen. Darauf ist er rabiat geworden und hat die vier Schilling zurückverlangt. Weil ich ihm das Geld nicht zurückgegeben hab', ist er zur Polizei gerannt und hat angegeben, ich hab' ihm die fünf Schilling aus der Westentasche genommen. (Weinend:) Herr Richter, ich hab' noch nie einen Diebstahl begangen und hab' doch so oft Gelegenheit dazu. Bei der Polizei haben sie nur mich visitiert und dem Herrn neun Schilling zurückgegeben, so daß ich noch fünf Schilling von meinem eigenen Geld daraufgezahlt hab'. Wenn s' den Herrn visitiert hätten, wie ich's verlangt hab', hätte man die fünf Schilling bei ihm gefunden, aber uns Mädeln glaubt man überhaupt nichts. — Staatsanwaltschaftlicher Funktionär (zum Zeugen Edi): Sagen Sie mir, warum ist es zu nichts gekommen, Sie waren doch schon ausgezogen? — Edi: Weil ich gesagt habe, ich hab' nur mehr neun Schilling bei mir, und sie hat gesagt, dafür macht sie's nicht. — Staatsanwaltschaftlicher Funktionär: Wenn Sie in ein Hotel geben und das Mädchen hätte Ihnen die neun Schilling wirklich genommen, so hätte es Ihnen auch die Gegenleistung geboten, ich trete von der Anklage zurück.

Die wegen Diebstahls angeklagte 20jährige Prostituierte Erna O. wurde hierauf freigesprochen.

*

Verteidiger: Sind Ihnen unter der Menge auch viele Frauen aufgefallen? — Zeuge Oberkommissär ~~Max~~ Schuster: Es waren schon einige Dämchen von Hernals unter ihnen, aber mit denen war überhaupt nicht zu reden, die haben sich wie rasend gebärdet. — — Zeuge Oberkommissär Franz Grill: Wir haben tüchtig in die Demonstranten hineingefeuert.

*

»Zehn Gebote für Opernredoutenbesucher« veröffentlicht von den Wiener Neueste Nachrichten:

1. Die Opernredoute ist ein künstlerisches und gesellschaftliches Ereignis, das die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich ziehen soll, dazu muß jeder Besucher beitragen.
2. Jeder einzelne repräsentiert Wien!
3. Jeder Herr erscheint deshalb nur in Frack und weißer Kravatte, weil dies selbstverständlich ist.
4. Jede Dame in Balltoilette mit Gesichtsmaske, die letztere darf vor ein Uhr nicht abgelegt werden.
5. Jeder Besucher, sowohl Herr als auch Dame, muß eine Eintrittskarte haben.
6. Der Maskenzwang gilt auch für Logen- und Galerieplätze.
7. Die Logen- und Galeriekarten berechtigen nicht zum Besuch der Redoute, dazu berechtigt einzig und allein die Eintrittskarte.
8. Getanzt darf nur dort werden, wo eine Kapelle Tanzmusik spielt.
9. Vor der Abwicklung des Festprogrammes soll nicht getanzt werden, damit die Zirkulation nicht gestört wird und alle die besonderen Sehenswürdigkeiten der Veranstaltung genießen können.
10. Dem festlichen Einzug, den die Künstler des Burg- und Operntheaters eröffnen, sollen sich alle Gäste anschließen, aber sich nicht in die Kostümgruppen eindrängen.

*

— — Bei der »Tragößer Quadrill« stehen sich die Paare gegenüber, die Blechmusik spielt und man singt dazu das Lied:

Mit dem Kopf z'samm,
Mit dem Arsch z'samm.

Nebeneinander im »Neuen Wiener Journal«:

(Weihnachten bei der Polizeidirektion.) In Gegenwart des Bundeskanzlers Dr. Seipel, des Vicekanzlers Hartleb und vieler anderer hervorragender Persönlichkeiten wurde gestern nachmittag vom Polizeipräsidenten Bundeskanzler a. D. Schober und seiner Gemahlin die Weihnachtsbeteilung an die erste Hälfte der rund tausend Kinder vorgenommen, die sämtlichen Kategorien der Polizeibeamten entnommen sind. Ein mächtiger Christbaum erhob sich im Festsaal der Schwarzenberg-Kaserne. Eröffnet wurde die Feier mit der Ouvertüre zur Oper »Oberon«, die das Orchester der Sicherheitswache vortrug. Dann sprachen zwei Kinder poetische Weihnachtsgrüße, worauf der Gesangverein der Wiener Sicherheitswachebeamten gemütvoll und innig »Stille Nacht« sang. Polizeipräsident Schober richtete nun an die Kinder und an die Erwachsenen eine längere Ansprache. »Das verflossene Jahr hat vielen unter uns bitteres Leid gebracht,« sagte der Präsident. »Vielen, darunter auch mir, große Seelenpein. Gott, der in aller Herzen blickt, weiß, daß wir alle reinen Herzens sind, daß wir auf unsere Treue und Hingabe zurückblicken dürfen. Der Bund, der die Polizei miteinander verknüpft, ist durch dieses Jahr nur noch fester geworden. Treue ist kein leerer Wahn. Wir haben sie dem Staat und uns gegenseitig aufs neue gewährleistet. In der Treue liegt auch das beste Unterpfand für eine schönere Zukunft für Staat und Volk.« In diesem Sinne wünschte der Polizeipräsident allen glückliche Weihnachten. Im Namen der Kinder der Polizisten dankte dann Vizepräsident Doktor Pamar dem Polizeipräsidenten und seiner Gemahlin für die Fürsorge in herzlichsten Worten.

(Die Begnadigung des Alexander Weiß.) Im Präsidium des Landesgerichtes langte gestern der Knadenakt des Bundespräsidenten ein, womit dreißig Sträflingen, darunter dem Alexander Weiß, der Rest der Freiheitsstrafe nachgelassen wird. Die Begnadigten wurden gestern nachmittag aus der Haft entlassen. Die Begnadigung des Alexander Weiß ist bereits im Laufe des Mittwochs erfolgt. Im Gefangenhaus des Bezirksgerichtes Margareten, wo Weiß seine Strafe verbüßte, traf die Nachricht von seiner Begnadigung gestern nachmittags um 3 Uhr auf telephonischem Wege ein. Der Leiter der dort untergebrachten Abteilung des Landesgerichtes Oberkommissär Groß verfügte sofort die Enthaftung. Alexander Weiß legte seine seine Sträflingskleider ab, zog seine eigenen Kleider an und verließ um 1/24 Uhr in Begleitung seines Anwalts . . das Bezirksgericht. Er begab sich mittels Autos in seine Wohnung. Wie verlautet, soll Weiß die Haft ziemlich gut überstanden haben. Sein Aussehen ist, wie berichtet wird, normal, nur die blasse Gesichtsfarbe deutet darauf hin, daß er fast zwei Monate im Gefängnis zugebracht hat. Das Bezirksgericht Margareten ist übrigens eine der modernsten Strafvollzugsanstalten, deren Einzelzellen sogar mit elektrischem Licht versehen sind und mittels Zentralheizung erwärmt werden. Die Verköstigung gilt als ziemlich gut, so daß eigentlich nur der Entzug des Tabakgenusses die Insassen schwer trifft. Weiß wurde während seiner Haft hauptsächlich mit Abschreibearbeiten beschäftigt. . . Über die weiteren Absichten Alexander Weiß' ist nichts bekannt, er will angeblich die von ihm herausgegebenen Blätter weiterführen.

Das Land, dem anzugehören man die Ehre hat

Landesgerichtsrat Schedy (Strafbezirksgericht I): Wenn man sich jemanden aufzwickt auf der Kärntnerstraße, so was kommt ja vor, so muß man doch auch bezahlen. — Edi: Mein Freund hat gesagt, es wird nichts kosten. — Richter: Haben Sie geglaubt, es wird ganz umsonst sein? Das Mädchen wird sich damit begnügen, daß Sie das Hotelzimmer zahlen? — Edi: Ich hab' auf neun Schilling gerechnet. — Richter: Sie sagt, Sie haben ihr nur vier Schilling gegeben, das war ihr zu wenig, deswegen ist sie weggegangen und Sie haben sie aus Zorn angezeigt, daß sie Ihnen neun Schilling weggenommen habe. — Edi: Das ist nicht wahr. Zwanzig Schilling hab' ich bei mir gehabt, elf Schilling hab' ich fürs Zimmer gezahlt, und die restlichen neun hat sie genommen und hat sich nicht ausziehn wollen. Richter (zur Angeklagten): Wiederholen Sie Ihre Angaben. — Angekl. (ein hübsches junges Mädchen): Der Herr hat mir vier Schilling gegeben, darauf hab' ich mich nicht eingelassen. Da hat er gesagt, ich soll bis in der Früh' bleiben, dann gibt er mir die restlichen fünf Schilling, mehr Geld hat er nicht. Ich hab' ihm gesagt, wenn er kein Geld hat, soll er nicht gerade die Kärntnerstraße aussuchen. Darauf ist er rabiat geworden und hat die vier Schilling zurückverlangt. Weil ich ihm das Geld nicht zurückgegeben hab', ist er zur Polizei gerannt und hat angegeben, ich hab' ihm die fünf Schilling aus der Westentasche genommen. (Weinend:) Herr Richter, ich hab' noch nie einen Diebstahl begangen und hab' doch so oft Gelegenheit dazu. Bei der Polizei haben sie nur mich visitiert und dem Herrn neun Schilling zurückgegeben, so daß ich noch fünf Schilling von meinem eigenen Geld daraufgezahlt hab'. Wenn s' den Herrn visitiert hätten, wie ich's verlangt hab', hätte man die fünf Schilling bei ihm gefunden, aber uns Mädeln glaubt man überhaupt nichts. — Staatsanwaltschaftlicher Funktionär (zum Zeugen Edi): Sagen Sie mir, warum ist es zu nichts gekommen, Sie waren doch schon ausgezogen? — Edi: Weil ich gesagt habe, ich hab' nur mehr neun Schilling bei mir, und sie hat gesagt, dafür macht sie's nicht. — Staatsanwaltschaftlicher Funktionär: Wenn Sie in ein Hotel geben und das Mädchen hätte Ihnen die neun Schilling wirklich genommen, so hätte es Ihnen auch die Gegenleistung geboten, ich trete von der Anklage zurück. — Die wegen Diebstahls angeklagte 20jährige Prostituierte Erna O. wurde hierauf freigesprochen.

*

›Zehn Gebote für Opernredoutebesucher‹
Veröffentlicht von den Wiener Neueste Nachrichten

1. Die Opernredoute ist ein künstlerisches und gesellschaftliches Ereignis, das die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich ziehen soll, dazu muß jeder Besucher beitragen.
2. Jeder einzelne repräsentiert Wien!
3. Jeder Herr erscheint deshalb nur in Frack und weißer Kravatte, weil dies selbstverständlich ist.
4. Jede Dame in Balltoilette mit Gesichtsmaske, die letztere darf vor ein Uhr nicht abgelegt werden.
5. Jeder Besucher, sowohl Herr als auch Dame, muß eine Eintrittskarte haben.
6. Der Maskenzwang gilt auch für Logen- und Galerieplätze.
7. Die Logen- und Galeriekarten berechtigen nicht zum Besuch der Redoute, dazu berechtigt einzig und allein die Eintrittskarte.
8. Getanzt darf nur dort werden, wo eine Kapelle Tanzmusik spielt.
9. Vor der Abwicklung des Festprogrammes soll nicht getanzt werden, damit die Zirkulation nicht gestört wird und alle die besonderen Sehenswürdigkeiten der Veranstaltung genießen können.
10. Dem festlichen Einzug, den die Künstler des Burg- und Operntheaters eröffnen, sollen sich alle Gäste anschließen, aber sich nicht in die Kostümgruppen eindrängen.

*

— — Bei der ›Tragößer Quadrill‹ stehen sich die Paare gegenüber, die Blechmusik spielt und man singt dazu das Lied:

Mit dem Kopf z'samm,
Mit dem Arsch z'samm.

*

Verteidiger: Sind Ihnen unter der Menge auch viele Frauen aufgefallen? — Zeuge Oberkommissär Franz Schuster: Es waren schon einige Dämchen von Hernals unter ihnen, aber mit denen war überhaupt nicht zu reden, die haben sich wie rasend gebärdet. — — Zeuge Oberkommissär Franz Grill: Wir haben tüchtig in die Demonstranten hineingefeuert.

*

H S

~~Fors. (streng)~~ Ich ersuche Sie, sich mit dem nötigen Ernst der Sache zu widmen. Gestern mußte ich schon Ihre Bemerkung »in einem Lande wie Österreich« rügen. Ich kann nicht dulden, daß ein Land, dem anzugehören ich die Ehre habe, beleidigt werde.

Der Vorsitzende im Prozeß der Industriebank, 7. März.

/ Karnert

In einem Staat, wo die Regierung die gemeinsten Lumpereien deckt — man denke nur an die Bankenskandale! —, wo der hervorragendste Schriftsteller Wiens dem Polizeipräsidenten die ärgsten Verbrechen vorwerfen kann, ohne daß dieser Polizeipräsident zu Gericht zu gehen wagt — —

Der Obmann des Lebensmittelarbeiterverbandes in der Vorständekonferenz der Gewerkschaften, 7. März.

/ Huppert

2441

3

Nebeneinander im Neuen Wiener Journal

(Weihnachten bei der Polizeidirektion.) In Gegenwart des Bundeskanzlers Dr. Seipel, des Vicekanzlers Hartleb und vieler anderer hervorragender Persönlichkeiten wurde gestern nachmittag vom Polizeipräsidenten Bundeskanzler a. D. Schober und seiner Gemahlin die Weihnachtsbeteilung an die erste Hälfte der rund tausend Kinder vorgenmomen, die sämtlichen Kategorien der Polrzeibeamten entnommen sind. Ein mächtiger Christbaum erhob sich im Festsaal der Schwarzenberg-Kaserne. Eröffnet wurde die Feier mit der Ouvertüre zur Oper »Oberon«, die das Orchester der Sicherheitswache vortrug. Dann sprachen zwei Kinder poetische Weihnachtsgrüße, worauf der Gesangverein der Wiener Sicherheitswachebeamten gemütvoll und innig »Stille Nacht« sang. Polizeipräsident Schober richtete nun an die Kinder und an die Erwachsenen eine längere Ansprache. »Das verflossene Jahr hat vielen unter uns bitteres Leid gebracht,« sagte der Präsident. »Vielen, darunter auch mir, große Seelenpein. Gott, der in aller Herzen blickt, weiß, daß wir alle reinen Herzens sind, daß wir auf unsere Treue und Hingabe zurückblicken dürfen. Der Bund, der die Polizei miteinander verknüpft, ist durch dieses Jahr nur noch fester geworden. Treue ist kein leerer Wahn. Wir haben sie dem Staat und uns gegenseitig aufs neue gewährleistet. In der Treue liegt auch das beste Unterpfand für eine schönere Zukunft für Staat und Volk.« In diesem Sinne wünschte der Polizeipräsident allen glückliche Weihnachten. Im Namen der Kinder der Polizisten dankte dann Vizepräsident Doktor Pamer dem Polizeipräsidenten und seiner Gemahlin für die Fürsorge in herzlichsten Worten.

(Die Begnadigung des Alexander Weiß.) Im Präsidium des Landesgerichtes langte gestern der Gnadenakt des Bundespräsidenten ein, womit dreißig Sträflingen, darunter dem Alexander Weiß, der Rest der Freiheitsstrafe nachgelassen wird.... Die Begnadigten wurden gestern nachmittag aus der Haft entlassen. Die Begnadigung des Alexander Weiß ist bereits im Laufe des Mittwochs erfolgt. Im Gefangenhaus des Bezirksgerichtes Margareten, wo Weiß seine Strafe verbüßte, traf die Nachricht von seiner Begnadigung gestern nachmittags um 3 Uhr auf telephonischem Wege ein. Der Leiter der dort untergebrachten Abteilung des Landesgerichtes Oberkommissär Groß verfügte sofort die Enthaftung. Alexander Weiß legte seine seine Sträflingskleider ab, zog seine eigenen Kleider an und verließ um 1/24 Uhr in Begleitung seines Anwalts . . das Bezirksgericht. Er begab sich mittels Autos in seine Wohnung. Wie verlautet, soll Weiß die Haft ziemlich gut überstanden haben. Sein Aussehen ist, wie berichtet wird, normal, nur die blasse Gesichtsfarbe deutet darauf hin, daß er fast zwei Monate im Gefängnis zugebracht hat. Das Bezirksgericht Margareten ist übrigens eine der modernsten Strafvollzugsanstalten, deren Einzelzellen sogar mit elektrischem Licht versehen sind und mittels Zentralheizung erwärmt werden. Die Verköstigung gilt als ziemlich gut, so daß eigentlich nur der Entzug des Tabakgenusses die Insassen schwer trifft. Weiß wurde während seiner Haft hauptsächlich mit Abschreibearbeiten beschäftigt. . . . Über die weiteren Absichten Alexander Weiß' ist nichts bekannt, er will angeblich die von ihm herausgegebenen Blätter weiterführen.

Während einer Verhandlung des Landesgerichtsrates Jellinek im Strafbezirksgericht I erscheint der Saalaufseher: »Eine Vorführung, Herr Rat.« Der Richter unterbricht die Verhandlung: »Treten Sie einen Augenblick zurück, in einer Minute bin ich fertig.«

Der Justizwachebeamte führt ein achtzehnjähriges Mädchen vor, das den Richter mit verquollenen Augen angstvoll ansieht. Am 11. Februar hat sie wegen verbotener Rückkehr vierzehn Tage Arrest bekommen; wegen eines Tobsuchtsanfalles wurde sie dem Steinhof übergeben. Von dort ist sie vor einigen Tagen durch einen Wachmann an die Stadtgrenze zwischen Zentralfriedhof und Schwechat gebracht worden. Dort hat sie der Wachmann stehen gelassen und das Mädel ist selbstverständlich wieder in die Stadt zurück. Am nächsten Tage saß sie schon wieder im Arrest, aus dem sie jetzt wieder wegen verbotener Rückkehr vor den Richter geführt wird.

Richter: Warum sind Sie zurückgekommen? — Leopoldine: Was soll ich beim Zentralfriedhof anfangen, ich muß doch zurückkommen. — Richter: Nein, das dürfen Sie eben nicht, drei Wochen Arrest! Einverstanden? — Leopoldine: Ja.

Richter: Erledigt. (Zu den Parteien): Bitte wieder vorzutreten!

*

Ein siebzigjähriger Pensionist steht zitternd vor dem ganz jungen Bezirksrichter Langer des Strafbezirksgerichtes Favoriten. Er ist angeklagt, weil er seiner Lebensgefährtin, die aus Wien abgeschafft ist, hie und da Unterschlupf gewährt hat.

Angekl.: Sie hat ja nicht mehr bei mir gewohnt, sie hat im Hotel gewohnt, sie hat mich nur hie und da besucht. Ich hab sie nicht bei mir schlafen lassen, weil ich Angst vor der Anzeige gehabt hab'. Was soll ich aber machen, wenn sie um Geld zu mir kommt?

Richter: Dann werfen Sie sie hinaus, wenn sie wieder kommt!

Angekl.: Ich bin bestraft genug, wenn ich auf meine alten Tage allein dastehen muß. Sie ist gekommen, hat sich etwas geholt und ist wieder gegangen. Bitte, bitte, Herr Richter, lassen Sie doch erheben, daß sie im Hotel Zwenz im 2. Bezirk gewohnt hat. — Richter: Das glaub ich nicht, da hätt' die Polizei sie schon geholt.

. . Fünfzehn Schilling Geldstrafe . . »Schmeißen Sie sie das nächste Mal heraus, wenn sie kommt!«

*

WIENER STADTBIBLIOTHEK